Der japanische garten

Georg Hirschfeld

3458
.4
9

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Der japanische Garten

Roman aus dem Jahre 1914

von

Georg Hirschfeld

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1915

Digitized by Google

Digitized by Google

Der japanische Garten

Digitized by Google

Der japanische Garten

Roman aus dem Jahre 1914

von

Georg Hirschfeld

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1915

Digitized by Google

Alle Rechte,
vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Copyright 1915 by Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel),
Berlin.

Digitized by Google

I.

Das Capet-Quartett aus Paris spielte im Münchener Jahreszeitensaale. Die Brüder Germanshäuser saßen auf den Plätzen, wo man sie bei jedem musikalischen Ereignis zu sehen gewöhnt war. Beide waren blaß und schlank, von jenem empfindlichen Ernst, der den Nachbar in einen gewissen Abstand brachte. „Durchgeistigt" hätte sie Onkel Max aus Berlin genannt. Doch keine Grobheit konnte die Brüder so ärgern, wie diese Schmeichelei. Sie wollten sich von einem Mann der Produktenbörse keinen geistigen Vorrang zugestehen lassen. Sie hatten ihr Münchener Leben kampflos aus dem Zusammenhang mit der Familie gebracht. Dennoch prägte sich auf ihren nervösen Mienen beständig Kampf aus. An hundert Begegnungen des Alltags stießen sie sich — drei erfreuten sie. Ihr Geschmack war so geschärft, daß er die Träger schmerzte. Es war, als ob sie eine Haut weniger, als andere Menschen, am Körper trügen.

Besonders Ernst, der Ältere, ein Kunsthistoriker, war so frei und so bedrückt. Ihm konnte man die Heimat im Berliner Tiergartenviertel noch weniger anmerken als Alfred, seinem Bruder. Ernstens Asketengesicht mit den tiefen, ruhelosen Augen zeigte die Unbestimmtheit des Weltbürgertums! Sie wurde von den scheuen Bewegungen des schmalen, aber kräftigen Körpers ergänzt, von der zarten, mitunter zu überraschender Energie anschwellenden Stimme. Den weißen Geigerhänden merkte man es nicht an, daß sie schon die Ulanenlanze geführt, und die feinen Füße verrieten nicht den tüchtigen Bergsteiger.

(RECAP)
545278
Digitized by Google

Alfred, der Musiker, war weicher und unbestimmter in seinem Kulturgewebe. Er schien der Gütigere zu sein und machte einen kränklichen Eindruck, weil er mit resigniertem Spott die Ansprüche des robusten Lebens an sich vorbeigleiten ließ. Die Brüder hatten nie eine äußere Hemmung gekannt. Ihr Vater, der Webereibesitzer Alexander Germanshäuser, war Millionär und zeichnete sich dadurch aus, daß er nicht zu den zahllosen Vätern gehörte, welche die soliden Wege ihres Vermögens im Labyrinth der Söhne verfolgen möchten. Alexander Germanshäuser lebte und ließ leben. Seine milden Vorwürfe wurden um so mehr überhört, als Frau Sophie eine Mutter war, die stets auf der Seite ihrer Söhne stand. Else aber, die Tochter, sprach nicht mit, denn sie war die Frau jenes Onkels Max, und das hieß von eigenen Interessen beherrscht sein.

Ernst und Alfred Germanshäuser konnten nur in München landen. Hier hatten sie ihre schönen Junggesellenwohnungen, von Biedermeiermöbeln und kostbaren Sammlungen erfüllt. Hier fanden sie die Arbeit, die fern von jeder praktischen Notwendigkeit nur der geistigen Bereicherung zustrebte. Privatgelehrte nannten sie sich. Mit Willen verkleinerten sie die tiefgeschürte, schöpferische Glut. Sie hatten in München trotzdem einen großen Wirkungskreis. Das ästhetische Urteil der Brüder wurde oft befragt. Alles, was in Schwabing etwas gelten wollte, mußte irgendwie durch die Zensur der Brüder Germanshäuser gehen. Von den Abenden des Capet-Quartetts hatten sie keinen versäumt. Zu diesen Konzerten kamen sie in besonderer Stimmung. Anfangs erzählte man sich, die Germanshäuser seien nicht dafür, daß französische Künstler in Deutschland die Streichquartette Beethovens spielen wollten. Ernst und Alfred waren oft in Paris gewesen, aber vor dieser Erwiderung ihres Besuches holten sie etwas gewaltsam eine deutsche Abwehr aus der Seele. Doch der schwarzbärtige Zauberer Capet und seine Leute

Digitized by Google

siegten mit dem ersten Quartett über Ernst und Alfred. Dieser wunderbare Friedenssieg festigte sich von Abend zu Abend. Zuletzt hielt das kritische Gewissen der Brüder nur noch bei dem Problem, was für ein Beethoven es eigentlich war, den die Franzosen brachten. Daß es einer war, wurde unzweifelhaft. Alfred, der mehr aus Trotz als aus Überzeugung die letzten Konsequenzen zog, behauptete, Capet spiele unbedingt den richtigen und darum einzigen Beethoven. Diese Behauptung beschwor das seltene Ereignis eines Bruderzwistes. Ernst erklärte, er werde Beethoven niemals an Frankreich ausliefern, während Alfred höhnisch etwas von schwarzweißen Grenzpfählen murmelte. Doch zum Glück gab das Capet-Quartett noch einen letzten Abend, und da schritt die Gewalt des unmittelbaren Genusses über spitzfindige Debatten fort. Noch einmal hörte man „Rasumofski", noch einmal das „Harfenquartett", noch einmal die letzte Fuge. . . .

Ernst fühlte etwas Köstliches in allen Sinnen. Er schwieg während des ersten Quartetts und wandte sich, als die Pause kam, mit halb beschämtem, halb schalkhaftem Lächeln zu Alfred. Jetzt mußte die gemeinsame Empfindung alles gut machen. Doch als Ernst seinen Bruder näher ins Auge faßte, bemerkte er, daß dieser durchaus nicht in seinem Lande war. Zum erstenmal war ihm Alfred unbemerkt entglitten. Zum erstenmal fand er ihn nach einem heiligen Genuß wunderlich zerstreut. Ernst schwieg während der Pause und sah, als das „Harfenquartett" begann, Alfred noch einmal prüfend an. Er folgte der Richtung, in die der Bruder blickte. Plötzlich wußte er, was Alfred der Musik entzog. Festgebannt betrachtete er ein Mädchen, das rechts von den Brüdern in dem schmalen Raum der Stehplätze stand. Sie lehnte sich an die gelbliche Marmorwand und lauschte, etwas gebückt, den Kopf zur Seite geneigt. Ernst und Alfred sahen sie nicht zum erstenmal. An

Digitized by Google

einigen Abenden schon hatte sie im Café in ihrer Nähe gesessen, allein, wie eine eben Angekommene, im Münchener Leben noch Fremde. Sie war ihnen durch eine Unnahbarkeit, die bei alleinsitzenden Damen selten war, aufgefallen, durch einen herben, schmerzlichen Spott in den durchsichtigen Zügen. „Die ist gefährlich," hatte Doktor Viktor Kressenblatt, der Philosoph, gesagt. — „Nein," hatte Konstantin Somaroff, der Russe, mit dem gewohnten Achselzucken erwidert. „Sie ist nur stolz." Stolz war keine alltägliche Bezeichnung. Es prägte sich den Brüdern ein, daß der Gang der Fremden, als sie nach kurzer Erledigung der Zeche verschwand, nur mit stolz bezeichnet werden konnte.

Aber sie vergaßen so viele Eindrücke — auch dieser versank. Heute erst, im Konzertsaal, kehrte er wieder. Ernst fühlte, was Alfred fesselte. Heute sahen sie das Mädchen ohne Hut und in einem Kleide, das ihren Zauber ganz entfalten half. Sie hatte einen kleinen Knabenkopf von seltsam zwingender Rasse. Ihr schmales, ebenmäßiges Gesicht sprach eine hilflose Anschmiegsamkeit und zugleich eine große Energie aus. Man konnte das Suchen ihrer grauen Augen, die Melancholie ihres etwas zu breiten Mundes für den Ausdruck einer Leidenden, ja einer Gebrechlichen halten. Dann plötzlich aber, in der Pause, sah man sie in den Vorsaal schreiten — sie hatte die Grazie einer Tänzerin. Lustig schüttelte sie, eine Gewohnheit oder Nervosität, den kleinen Kopf, so daß das halblange, seidig schwarze Haar wie ein schöner Behang wirkte. Gesund war dieses Weib. Ernst sah es schwer atmend. Wie einem Magnet folgend, blieb er während der Pause mit Alfred in der Nähe der Fremden.

„Es ist schrecklich," sagte Alfred plötzlich. „Ich kann heute absolut nicht zuhören. Ich weiß gar nicht, ob ich bei der Fuge hierbleiben soll."

„Du hast mich angesteckt," erwiderte Ernst. „Mir war der letzte Satz des ‚Harfenquartetts' ganz gleichgültig."

Digitized by Google

„Das passiert einem zuweilen."

„Uns ist es noch nie passiert."

Alfred errötete und sah seinen Bruder lächelnd an. „Du weißt also den Grund?"

„Ja, Bübchen. Es wäre auch sehr dumm, ihn nicht zu wissen. Du läßt ja keinen Blick von dem Mädel."

„Aber Rübchen! Keinen Blick?"

„Ich hab es gesehen."

Jetzt hingen die Augen beider an der Fremden. Sie promenierte, ein unbestimmtes Lächeln auf den Zügen, vor den Brüdern. Man konnte nicht erkennen, ob sie ihre Beobachter sah.

„Wunderbar," stieß Alfred hervor.

„Ja, unbeschreiblich," flüsterte Ernst.

Sie verletzten sich nicht mit ihrem Lob — sie sprachen noch aus einer Empfindung.

„Wer sie wohl sein mag?" fuhr Alfred hastig fort. „Sieh nur das Kleid und die Schuhe. Diese unglaublich durchgefühlte Harmonie. Dabei ist sie sicher arm. Das Material ist rührend billig. Nur ein Geschmackstalent ersten Ranges kann alles so in absolute Werte umsetzen. Hast du gesehen, wie der braune Samt sich von der gelben Marmorwand abhob? Die Farbenbrechung muß ihr bewußt sein. Wenn du auch lächelst — sie belebt sie durch die Beine. Ihre Strümpfe haben ein tiefes Rot — nebenbei bemerkt gute Seide — das Rot der Schuhe ist noch stärker. Ja, du lächelst."

„Fällt mir gar nicht ein," erwiderte Ernst gereizt. „Was willst du denn von mir? Ich bin ganz deiner Ansicht. Freilich halte ich mich etwas länger bei dem Gesicht und bei der Gestalt auf."

„Aha — du verdächtigst also schon mein Urteil?"

„Alfred, wir wollen uns doch nicht wieder zanken. Ich teile jedenfalls deine Ansicht, daß es sich um ein außerordentliches Geschöpf handelt."

Digitized by Google

„Sie muß vor allem eine enorme Lebenskraft haben. Sieh nur, mit welchem Feuer sie jetzt umhergeht. Dabei stand sie an der Wand, als ob sie vor Müdigkeit zusammenbrechen wollte. Sie hat mir schrecklich leid getan. Für uns ist es etwas Selbstverständliches, in jedem Konzert auf den teuersten Plätzen zu sitzen, und solches Geschöpf spart sich vielleicht den Bissen vom Munde, um Capet einmal stehend zu hören."

Ernst runzelte die Stirn. „Siehst du — das glaube ich nun nicht. Ihr Mund sieht nicht nach Sparen aus."

„Nun, ich war jedenfalls nahe daran, aufzustehen und ihr meinen Platz anzubieten."

„Bist du verrückt? Du kennst sie ja gar nicht."

„Da haben wir's!"

Alfred packte Ernstens Hand.

„Was ist denn nun wieder?"

„Konstantin Somaroff hat sie angesprochen! Er kennt sie, der Schuft!"

„Warum ist denn Somaroff ein Schuft?"

„Hat er nicht im Café so getan, als ob er keine Ahnung von ihr hätte?"

„Warte ab. Vielleicht hat er sie eben erst kennen gelernt. Jedenfalls müssen wir ihn nachher stellen."

Ernstens Entschluß barg eine Hoffnung, die Alfred froher stimmte. Jetzt war die Annäherung nicht mehr möglich, denn ein Klingelzeichen rief in den Saal zurück. Aber Alfred wurde endlich aufmerksam. Ernst zwang die letzte Zerstreuung durch das Notenheft nieder, in das nun beide mit verbissener Andacht blickten. So hörten sie die Fuge, die sie sonst als Offenbarung empfunden, heute doch als Leistung staunenswert eingespielter Musiker.

Als das Konzert zu Ende war, hielt es die Brüder freilich keine Minute mehr. Sie blieben nicht, wie sonst, applaudierend zwischen den Begeisterten, sondern wußten

Digitized by Google

nur, daß die Fremde nicht mehr im Saal war. Plötzlich war sie ihnen entglitten. Nun hieß es: nach! Wo war Somaroff? Sie fanden ihn, um seine Garderobe kämpfend, und er verkannte die Heftigkeit, mit der die Brüder auf ihn zustrebten. Der hagere Russe mit dem starken, schwarzen Haar und den unbestimmt brennenden Augen nickte lächelnd, als wollte er sagen: Ja, ich fand es auch sehr schön. Dann wandte er sich nach seiner Gewohnheit kurz ab, um zu suchen, was ihn interessierte. Heute war es die Fremde aus dem Café. Sie schien auch ihn gesucht zu haben. Die Brüder glaubten zu bemerken, daß Somaroff das Mädchen mit entschiedener Verliebtheit betrachtete. So kam es, daß sie wieder nicht näher kamen, sondern gaffend dabeistanden, wie schüchterne Schuljungen. Konstantin Somaroff verabschiedete sich herzlich von der Dame. — „Es ist unausstehlich!" fuhr Alfred los. „Warum bist du denn nicht hingegangen?" — „Das ist doch aber wirklich —! Hast du denn einen Schritt getan? Mußte ich nicht annehmen, daß du das Mädel gar nicht kennen lernen willst?" — „Ich?!" — „Gewiß! Ich dachte, du hättest dich anders besonnen!"

Jetzt kam der Russe plötzlich heran. „Guten Abend! Nun? Scheen war es! O, es war wundervoll!" — Ernst und Alfred traten schweigend mit ihm auf die Straße. „Mir ist es heute ganz eigentimlich ergangen," fuhr Somaroff, der gern komplizierte Empfindungen auseinandersetzte, fort. „Ich bekomme eine vollständig neie Anschauung von Beethoven. Ich habe Beethoven bisher nur in Deitschland gesucht. Was mir an ihm fehlte, habe ich pletzlich in Frankreich gefunden. Kennen Sie sich vorstellen, wie rihrend das für mich ist?"

Die Brüder nickten und schwiegen. Sie hatten Somaroff eigentlich nicht verstanden, weil ihre Gedanken anderswo waren. Da sie aber wußten, daß dem Russen nur an *seinen*

Digitized by Google

Gedanken lag, glaubten sie sich nicht ertappt. Dennoch sah Somaroff sie mißtrauisch an: „Hatten Sie keinen Eindruck? Ist das meglich?" — „O — aber — was glauben Sie denn?" brach Ernst los. „Übrigens, wohin gehen Sie?" — Man blieb vor dem Hoftheater stehen. — „Ich habe mich in der Newskibar verabredet." Somaroff sagte es kühl und fügte nichts hinzu. Hilflos sah Alfred auf Ernst. Doch dieser wurde plötzlich sehr energisch: „Etwas wollte ich Sie noch fragen, Herr Somaroff, bevor wir beide in die ‚Meraner Stube' gehen." Er betonte zu Alfreds Genugtuung die ‚Meraner Stube'. „Wer ist eigentlich die Dame, die heute rechts an der Wand gestanden hat? Ganz in unsrer Nähe, wenn Sie das bemerkt haben?" — Somaroff lächelte. „Die Beschreibung ist nicht präzis, aber Sie meinen vermutlich die Dame, mit der ich eben im Vestibil gesprochen habe?" — „Ja, die meine ich!" — Alfred hätte beinahe Ernstens Antwort mitgerufen. — „Kennen Sie die nicht? Sie ist das merkwirdigste Medchen, das jetzt in Minchen lebt." — „Das können wir uns vorstellen! Aber wie heißt sie?" — „Lachen Sie nicht. Sie heißt Bimm." — Während Alfred schmerzlich zusammenzuckte, machte Ernst ein komisch erstauntes Gesicht. „Irren Sie sich auch nicht? Heißt sie nicht vielleicht Bamm?" — „Nein, Herr Doktor, nein. Ich weiß, was die Glocke geschlagen hat. Die Dame heißt Bimm, aber dafir hat sie auch den scheenen Vornamen Isabel." — „Isabel Bimm — Isabel Bimm," summte Ernst. „Ja, das ist freilich etwas Merkwürdiges."

Ohne sich zu verabschieden, war man durch die Residenzstraße weitergegangen. Plötzlich lachten die Brüder leise. Konstantin Somaroff lachte mit, um zu zeigen, daß er die Situation verstand. „Also, ich werde sagen, was ich von ihr weiß. Sie kam vor einigen Wochen aus Berlin nach Minchen und wohnt in der Pension, wo ich wohne. Da sie sich vollständig zurickzieht, kenne ich sie nur flichtig und verdanke

Digitized by Google

meine Kenntnis hauptsächlich der Wirtin, der Frau Doktor Pekelmann. Sie hat sich des Medchens angenommen, denn Isabel Bimm ist arm wie eine Maus, wie eine Kirchenmaus, sagt man wohl? Aber sie ist so begabt, daß sie später einmal dreifach bezahlen wird. Das weiß Frau Doktor Pekelmann." — Die Brüder Germanshäuser lauschten auf jedes Wort. „Was ist sie denn?" fragte Alfred beklommen. „Ich meine, ihr Beruf." — „Ja, was sie ist, lieber Doktor! Diese Frage bleibt bei solcher Frau wohl ewig offen! Aber sie kann sehr viel, und jedenfalls ist sie weder Malerin noch Dichterin, noch Musikerin, noch Studentin!" — „Bildhauerin also?" — „Nein, sie tanzt!"

Die Brüder sahen sich an. Alfreds matte Augen leuchteten, als hätte er mit einer Vorausſage recht behalten. — „Sie tanzt," murmelte Ernst. „Wie tanzt sie denn? Ich meine — sie bildet sich doch nicht für das Ballett aus?" — „O, nein! Sie ist natirlich eine individuelle Tänzerin!" — „Pardon — gerade Ihr russisches Ballett beweist, daß es nichts Geringes wäre —" — „Ja, ja. Aber Isabel Bimm kann iberhaupt keiner Gemeinschaft angeheren. Sie tanzt, wie der Dichter dichtet. Sie braucht kein Publikum." — „Das ist ja sehr interessant," sagte Alfred mit halb geschlossenen Augen. „Dann wird sie also niemals öffentlich auftreten?" — „Das will ich nicht sagen. Ich und meine Freinde dringen sogar auf sie — oder in sie, sagt man wohl —, sie soll in diesem Winter einen Abend veranstalten. Es ist begrindete Aussicht, daß sie nachgibt. Sie wissen ja, daß ich bei Kaspar Oberhummer, dem jungen Verleger, die Herausgabe einer neien Monatsschrift ibernommen habe? Im ersten Heft werde ich einen Essay über Isabel Bimm vereffentlichen." — „Wie tanzt sie? Im Kostüm?" — „Wie meinen Sie das?" — Ernst lachte, während Alfred peinlich berührt war. Somaroff blieb vor der Newskibar stehen. „Sie will in Phantasiekostimen tanzen. Aber das hat leider

Digitized by Google

einen großen Haken — Isabel Bimm ist so arm, daß sie sich keines von ihren teiren Kostimen anschaffen kann."

Die Brüder standen in verlegener Rührung. Plötzlich kam eine edle Regung über Konstantin Somaroff: „Kommen Sie doch mit in die Bar! Missen Sie denn in die ‚Meraner Stube'? Ich will Ihnen etwas verraten — ich bin mit Isabel Bimm in der Bar verabredet!" — Die Brüder lächelten freudig, doch Alfred dachte: Du Schuft! Das sagst du erst jetzt? Dann folgten sie dem Russen in das schmale, matt erleuchtete Lokal. Ernst und Alfred Germanshäuser waren hier sehr bekannt. Während sie in ihrer gewohnten, vornehmen Eile an den eleganten Tischen vorüberschritten, dachten beide dasselbe: Merkwürdig, Somaroff ladet eine Dame zum Souper ein? So kostspielige Einfälle bekommt er sonst nicht. Warum hat er sie nicht herbegleitet? Doch der Russe wandte sich nach ihnen um und antwortete auf ihre heimliche Frage: „Sie werden übrigens noch einen Herrn treffen. Auch aus meiner Pension. Das ist Ihnen doch nicht unangenehm? Kennen Sie Glischein? Leon Glischein aus Straßburg?" — Die Brüder kannten den Elsässer von Ansehen. Leon Glüschein gehörte zu jenen Münchener Lebemännern, die man überall sah. Also der war Isabels Kavalier. Somaroff speiste wahrscheinlich mit.

II.

Im letzten Winkel der Bar saßen die Gesuchten. Isabel Bimm hockte in einem tiefen Sofa und sah Somaroffs Begleitern prüfend entgegen. Doch als die Vorstellung stattfand, richtete sie sich mit Katzenleichtigkeit auf. Ein Ausdruck kindlicher Scheu kam auf ihre Züge, der den verlegenen Brüdern ein willkommenes Übergewicht gab. Sie fühlten den Druck einer kleinen, kühlen Hand. Dann wandten sie sich zu Leon Glüschein. Der schmale Franzosenkopf des

Digitized by Google

Elsässers gefiel ihnen. Glüschein hatte ein gewinnendes Lächeln, und seine südlich schwarzen Augen warben mit liebenswürdiger Offenheit um jeden, den sie anblickten.

Man saß beisammen und schwieg. Besonders Ernst kämpfte mit einer Befangenheit, denn seine gute Erziehung glaubte sich zur Unterhaltung verpflichtet. Schlimm war es, daß Somaroff und Glüschein sich gar keine Mühe gaben, ein Gespräch in Fluß zu bringen. Sie schienen an das lauernde Schweigen um Isabel Bimm herum gewöhnt. Lächelnd blickten sie in die Speisenkarte. Plötzlich warf Isabel sich in das Sofa zurück und verfiel einem leisen, etwas krampfigen Lachen. Als Glüschein sie befremdet ansah, stieß sie hervor: „Ach Gott, es war so furchtbar komisch! . . . Ich dachte eben an Känguruhschwanzsuppe! . . . Ich bin überzeugt, daß León Glüschein sich Känguruhschwanzsuppe bestellt!"

Ihre Stimme war nicht schön. Ernst und Alfred, die eben mit einigen Bemerkungen über das Spiel von Capet die Unterhaltung beginnen wollten, waren etwas herabgestimmt. Doch als Isabels Blick sie traf, wußten sie: Diese zur Schau getragene Oberflächlichkeit deckte nur kostbare Tiefen. War Isabel nicht ganz im Bann der Musik gewesen? Nun schlug sie die Tür ihrer Seele zu. Glüschein nickte gleichmütig: „Sie treffen natürlich wieder das Richtige, liebes Griechenherz. Eben wollte ich mir Känguruhschwanzsuppe bestellen." Jetzt brachen alle in ein befreiendes Gelächter aus. Isabel lachte so laut, daß man an den andern Tischen aufmerksam wurde. Die Brüder Germanshäuser ärgerten sich, denn sie haßten jedes Aufsehen.

Als sie ihr Lachen selbst als peinlich empfand, beruhigte sich Isabel. Auch Somaroff, der immer noch die Speisenkarte studierte, brachte sie durch seinen Ausruf: „Bringen Sie mir auch Känguruhschwanzsuppe!" nicht noch einmal zum Lachen. „Wollen wir kein Hors d'œuvre

Digitized by Google

nehmen?" fragte Glüschein lässig. — Somaroff antwortete nicht, wartete aber mit Spannung auf Isabels Entscheidung. — „Meinetwegen," stieß die Tänzerin kurz hervor. — Jetzt kamen auch die Brüder Germanshäuser zur Bestellung. Zum erstenmal wählten sie etwas Gleichgültiges und wußten kaum, was sie bestellt hatten.

Ernst konstatierte, daß Isabel ihre Aufmerksamkeit mehr seinem Bruder zuwandte. Das kränkte ihn nicht, sondern tat ihm wohl. Frauen gegenüber, die eine Gefahr bedeuteten, offenbarte sich der tiefe Unterschied der Brüder: Ernst, in allen Geisteskämpfen der Aktivere, zog sich gern in passive Beobachtung zurück, wenn seine Sinnlichkeit angegriffen wurde. Alfred jedoch kam durch den erotischen Stachel aus seiner weichen Indifferenz heraus. Er haftete mit zäher Leidenschaft an der Angreiferin. Isabels Instinkt mußte den Wesensunterschied der Brüder sogleich erkannt haben. Sie heftete mit ihren scheu verheißenden Augen Alfred gleichsam an seiner Empfindung fest, während sie Ernst durch ihre unbekümmerte Natur fesselte. Das Sonderbare geschah, daß die Brüder nicht dazu kamen, Isabels Verhalten Glüschein und Somaroff gegenüber zu prüfen. Der Elsässer und der Russe zeigten eine selbstverständliche Vertraulichkeit. Sie schienen kaum noch ein Geheimnis vor Isabel zu haben.

Das Hors d'œuvre kam. „Wollen wir nicht noch einmal Kaviar nehmen?" fragte Glüschein. Isabel antwortete nicht, da sie Alfred beobachtete. Glüschein mußte etwas geärgert noch einmal fragen. Da nickte sie mit zerstreutem Lächeln. Als sie entschieden hatte, nahm sich Somaroff gleichgültig, aber rasch das Kaviarnäpfchen der Hors d'œuvre-Platte. „Mir ist es das Liebste," sagte er. Ernst goß goldgrünen Mosel ein. Dann wollte er ehrerbietig mit Isabel anstoßen. Die Tänzerin sah ihn spöttisch erstaunt an, als ob ihr diese Sitte neu wäre. Mit einem ärgerlichen Blick,

Digitized by Google

der: „Laß doch die alten Philistersachen" bedeutete, streifte Alfred seinen Bruder. Ernst errötete. Er fühlte sich sehr ungeschickt. Als Somaroff für drei Personen von der Hors d'œuvre-Platte gegessen hatte, begann er über das Konzert zu sprechen. Er tat es, nicht der Unterhaltung folgend, sondern in feingeschliffenen Sätzen, die einen etwas gewaltsamen Tiefsinn offenbarten. Sein Gefühl wirkte immer wie auf Eis gestellt. Dieser Eindruck steigerte sich noch durch die Art, in der seine Freunde zuhörten. Isabel und Glüschein ließen Somaroffs Geist wie etwas Unvermeidliches über sich ergehen. Sie widersprachen nicht und gaben auch kein Zeichen der Zustimmung. Die Brüder Germanshäuser hielten das für eine neue Art geistiger Gemeinschaft, die ihnen imponierte.

Jetzt trat ein fünfter Herr an den Tisch, den Ernst und Alfred flüchtig kannten. Prosper Tiedgen war es, der Futurist. Er zeigte die selbstbewußte Vertraulichkeit Glüscheins und Somaroffs Isabel gegenüber. Den Brüdern kam der Maler heute noch verbrauchter vor als sonst. Trotzdem machte Prosper Tiedgen einen vergnügten Eindruck. Er setzte sich neben Isabel, trank sofort zwei Kognaks auf Eis und bat mit seiner brüchigen Stimme, daß Somaroff weiter sprechen möge. Aber der Russe war endlich fertig. Nun entstand eine Debatte. Diese war von einer Art, die den logisch geschulten Köpfen der Brüder Germanshäuser Schmerzen verursachte. Alles schien von vornherein auf Ergebnislosigkeit zu zielen. Keinem der Streitenden kam es wirklich auf eine Meinung an. Es war ein Possenspiel mit verteilten Rollen. Jeder konstatierte Wert wurde sofort wieder in Frage gestellt, doch immer unter einer tiefen Hülle, die etwas Kostbares barg, worin alle einig schienen.

Diese Geheimsprache versöhnte die Brüder mit der koketten Wirrnis, in die ein großer Kunsteindruck gezogen wurde. Der Spott, der vor nichts haltmachte, erschien ihnen sogar

Digitized by Google

als etwas äußerst Wertvolles und Befreiendes. Sie glaubten, daß von Isabel ein Geist ausging, der die Sentimentalität überwand. Lange hatten sie danach gesucht. Sie lachten zum erstenmal über ihre „Feierlichkeit" fort und fanden den Ton der andern.

„Beethoven," sagte Isabel plötzlich, indem sie einen Kalvilleapfel schälte. Sie sagte es mit einem stumpfen, bösen Lächeln. Ernst spürte ein Brennen auf der Haut, während er zusah, wie sich unter Isabels Händen die Schale von der Frucht löste. „Ich kann mir nicht helfen," fuhr die Tänzerin fort, „und ich bitte empfindliche Gemüter um Entschuldigung: auch Herr Ludwig van Beethoven interessiert mich nur, solange ich weiß, ob ich ihn tanzen kann. Dafür hat er nach meiner Überzeugung komponiert. Sonst ist er für mich ein zorniger oder trauriger, älterer Herr. Onkel Luigi ungefähr, den ich fabelhaft respektiere, aber nicht gerade aufsuche."

„Das verstehe ich," sagte Somaroff. „Jeder heert Musik durch sein individuelles Vermegen. Der Tänzer ist nur als Tänzer, der Philosoph als Philosoph, der Narr als Narr ein ehrlicher Genießer." — „Ausgezeichnet," flüsterte Prosper Tiedgen. — Ernst wollte einen entschiedenen Einwand erheben, doch er fühlte mit bangem Staunen, daß sein Kopf versagte. Zum erstenmal fürchtete er, daß seine Überzeugung nicht ernst klingen könne. Für eine Minute rückte ihm sogar durch Isabels Worte Beethoven in ein andres Licht. Er glaubte aus der reinen Scheu seiner Vergangenheit herauszutreten und den Thron der höchsten Gottheit betasten zu können. Erbleichend schloß er die Augen. Alfred beneidete er jetzt. Sein Bruder lernte so schnell. Er ließ den geistigen Angriff der Frau an sich abgleiten und blieb im Spiel der Sinne. So kam es, daß, während Ernst noch grübelte, Alfred und Isabel sich lustig anlachten. „Einschenken!" rief die Tänzerin. „Ich habe keinen Wein!

Digitized by Google

Einschenken ist besser als quatschen!" Die Brüder schraken auf. Dieser Berliner Ausdruck war der erste Laut aus einer Welt, die Isabel vielleicht verbarg. —

In der Nähe von Glüscheins Gesellschaft saß eine andre, die jene ständig beobachtete. Es geschah in unauffälliger Weise, die weder Neugier noch Abneigung verriet. Aus einem Ehepaar und einem jungen Mann bestand die Nachbarschaft. Auch das Ehepaar war noch jung, hatte aber die feine Reife, welche starke Temperamente wie edlen Wein bändigt. Die Gesundheit der beiden Menschen war so geistig, daß sie sich nicht vordrängte. Das Glück ihrer körperlichen Schönheit blieb hinter einem zarten Schleier. Schön war auch der junge Mann, dessen gebräunter Kopf sportliche Energie bewies. Das Licht in seinen Augen aber ließ den Künstler vermuten. Er trug seinen rechten Arm in einer schwarzen Schlinge. Diese Hemmung mischte das Wohlgefallen, das ihn ansah, mit Schmerz. Da ihm dies bekannt war, hielt der junge Mann seine gute Laune aufrecht, als fühlte er sich dazu verpflichtet, über den Kontrast seiner Erscheinung fortzubringen.

Auch diese Gesellschaft war in der Newskibar sehr bekannt. Der Respekt vor ihr war so echt, daß die bösesten Zungen nicht wagten, sie zu einem „Dreieck" zu stempeln. Jonathan Erb hatte als Architekt einen großen Namen. Justine, seine Frau, galt als eine der schönsten Frauen Münchens. Sie hatten die Stadt, in der Erb berühmt geworden, verlassen und wohnten das ganze Jahr in ihrer Besitzung auf der bayerischen Hochebene, in einem prachtvollen, Bauern- und Herrentum verbindenden Hause. Aber man sah sie noch oft in München. Ihr Automobil brachte sie schnell in die Stadt, und Erb hatte dort viel zu tun. Der Freund des Ehepaares, den man meist in seiner Gesellschaft sah, war Peter Heilmann. Er bezeichnete sich selbst als verkrachten Juristen, als Vorsitzenden des Skiklubs

Digitized by Google

„Monachia“ oder als Schlittschuhlehrer, nur nicht als Schriftsteller. Mit dieser Selbstironie kam er gut durch, denn sein Menschenwert wirkte so stark, daß jeder sich daran hielt. Der Vertreter einer völlig andern Jugend, wohnte Peter Heilmann in derselben Pension, die Isabel Bimm, Konstantin Somaroff und Leon Glüschein beherbergte. Er wohnte nicht gern dort, aber er kam aus zwei gewichtigen Gründen nicht davon los: erstens war sein stets entflammtes Herz von den weiblichen Elementen der Pension in Anspruch genommen — zweitens war er mit einer chronischen Taschenleere behaftet und blieb von Frau Doktor Pekelmanns Kredit abhängig.

„Er hat uns wirklich noch nicht gesehen,“ sagte Justine Erb leise zu ihrem Mann. — „Nein,“ erwiderte Jonathan. „Er ist zu sehr beschäftigt.“ — „Der Arme,“ meinte Peter Heilmann. „Ich kann das verstehen. Er hat die Bekanntschaft der berühmten Schlange gemacht, die jegliches Getier mit ihrem Blick bezaubert.“ — „Sprechen Sie von Ernst oder Alfred Germanshäuser?“ fragte Jonathan Erb. — „Ich spreche von Alfred,“ antwortete Peter Heilmann. — „Das dachte ich mir. Ich spreche nämlich von Ernst. Da kann ich mir nicht vorstellen, daß Fräulein Bimm einen tieferen Eindruck macht.“ — „Warum?“ fragte der Dichter, in die Perlen seines Sektglases blickend. „Halten Sie die Brüder für so verschieden? Ich kenne sie ja nur vom Sehen, aber sie kommen mir, offen gestanden, immer wie Dubletten vor.“

„Das liegt an ihrer Unzertrennlichkeit,“ sagte Justine. „Aber das ist doch auch das Schöne an ihnen.“ — Jonathan lächelte. „Gib dir keine Mühe, Justi. Ich weiß, daß der Peter die Menschenklasse, zu der die Germanshäusers gehören, nicht leiden kann. Ich hab's schon oft versucht, ihn wenigstens mit Ernst zusammenzubringen.“ — Peter Heilmann sah ernsthaft vor sich hin. „Nein, lieber Jonathan. So ist es auch nicht. Ich weiß, daß Ernst Ihr Freund ist,

Digitized by Google

und das genügt mir natürlich, ihn ‚leiden zu können'. Die Menschenklasse, zu der er gehört, liebe ich freilich nicht. Sie wissen ja, woran das liegt. Es liegt an meinem — wie sagte doch der Philosoph Kressenblatt, bevor ich ihn hinauswarf? — an meinem peinlichen Temperament."

Die Freunde lachten. — „Jedenfalls ist Ernst ein so wertvoller Mensch," sagte dann Jonathan Erb, „daß er unmöglich zu dem Getier übergehen kann, auf das der Blick der berühmten Schlange wirkt." — Peter sah an Justine vorbei. „Verzeihen Sie — kennen Sie eigentlich Isabel Bimm?" — „Ich kenne sie länger als Sie." — Peter errötete. „Wahrhaftig?" — „Ja, mein Lieber. Aus meiner Berliner Zeit." — „Nun sehen Sie mal in das Dunkel seiner Vergangenheit," sagte Justine lächelnd. — Peter blickte lustig gespannt auf Jonathan. „Aber das ist doch sicher schon ewig lange her? Da muß doch Isabel noch ein Kind gewesen sein?" — „Ein Kind war sie nicht mehr, aber sehr jung und reizend. Meine Frau wundert sich über den Ausdruck reizend. Ich stelle deshalb fest, daß Isabel Bimm nur eine Kaffeehausbekanntschaft von mir war. Sogar eine, die ein schlechtes Ende nahm. Das sehen Sie daran, daß ich sie nicht mehr grüße."

Peter Heilmann blickte wieder zu den Nachbarn hinüber. „Sie soll sich als Tänzerin ausbilden." — „Damals, als ich sie kannte, hat sie gedichtet," sagte Jonathan. — „Herrje! War das was wert?" — „Nicht gerade in Ihrem Sinn." — „Aha, mit dem berühmten Silberstift, nicht wahr? Sie konnte das siebenmillionste Marmeladetöpfchen aufmachen? Ich weiß schon! Da sitzen immer wieder dankbare Wespen dran! Pardon! Ich werde schon wieder wütend! Was wollte ich doch sagen? Also gedichtet hat sie! Das kühlt mich wirklich ab!" — „Man merkt, daß Sie es nötig haben," warf Justine ein, während Jonathan lachte. — „Nein, teuerste Frau!" fuhr Peter Heilmann hitzig fort.

Digitized by Google

„Mir sind solche Mädels bis auf eine kleine Konfusion, die sie anrichten, wurscht! Die überlasse ich den schleimigen Kaffeehaushockern vom Schlage der Herren Somaroff und Glüschein! Pardon! Wenn man es aber mit den Brüdern Germanshäuser gut meint, so sollte man sie vor ihr warnen!"

Peter Heilmann fühlte selbst die Gefahr seines Temperaments. Er errötete mehr aus Scham als aus Zorn und schwieg. Jonathan und Justine wechselten einen Blick, als ob sie ein Einlenken verabredeten. Dann sagte der Professor: „Sie haben wohl recht. Wenn wir aber Ihrem Rat folgen sollen, müssen Sie unbedingt hinauskommen, wenn Ernst Germanshäuser das nächste Mal bei uns ist." — Peter Heilmann nickte mit dem kindlichen Lächeln, das alles wieder gutmachte. Plötzlich rief er, mit seiner gesunden Linken auf den Tisch schlagend: „Da kommt das Essen! Gott sei Dank! Der gesättigte Leu wird sanft, wie ein Lämmchen!"

Das Schlagen auf den Tisch war ein fremder Laut in der Newskibar. Alfred Germanshäuser wandte sich unwillkürlich um und sah nun die Gesellschaft, die hinter ihm saß. Nachdem er gegrüßt hatte, machte er seinen Bruder aufmerksam. Ernst wurde durch diese Mitteilung sichtlich erschreckt. Errötend stand er auf und grüßte die Erbs mit einem Lächeln, das Überraschung und Betretenheit zeigte. Isabel sah, daß er der Nachbarschaft von jetzt an unfrei den Rücken kehrte. Sie spürte, daß Ernst einen weit höheren Wert als Alfred auf die Erbs legte. Da sie Alfreds schon sicher war, steuerte sie energisch gegen jede Konkurrenz los. „Wie finden Sie eigentlich Frau Professor Erb?" fragte sie, an ihrer Zigarette saugend. „Ich muß nämlich offen sagen, daß ich von ihr enttäuscht bin." Sie wandte sich mit ihrer Frage an Glüschein und Somaroff. Der Russe vermied es, zu antworten, und sah Glüschein an.

Digitized by Google

Dieser richtete seine schwarzen Kohlenaugen lächelnd auf Isabel: „Ich konnte von ihr noch nicht enttäuscht sein, Isabel. Sie ist recht hübsch, nun ja —“ — „Sie hat etwas Scheenes, aber auch etwas Kihles,“ konstatierte Somaroff. — Isabel ärgerte sich und sah Ernst an: „Kuhaugen wie Juno! Ich halte sie für kolossal dumm!“

Zu ihrer Überraschung protestierte Ernst: „Nein! Pardon! Das ist durchaus nicht richtig! Frau Professor Erb ist sogar sehr klug! Ich kenne sie! Sie ist überhaupt eine ausgezeichnete Frau!“ — Isabel lächelte überlegen, war aber vorsichtig genug, nicht zu widersprechen. „Es kommt natürlich auf den Geschmack an. Aber eines sollte mich wundern, Herr Doktor. Sie als Kenner der first class — finden Sie den Hut von Frau Professor Erb etwa schön?“ Sie lachte schon, während sie fragte. Ernst war wütend, als sein Bruder zu Justine hinübersah und dann: „Scheußlich!“ murmelte. Er wurde blaß und schwieg. Isabel merkte, daß bei dieser zähen Feinfühligkeit nicht leicht anzusetzen war. Dennoch ließ ihr Trotz sich zu einer neuen Plumpheit verleiten: „Kann sein, daß ich meine Antipathie gegen den berühmten Mann auf die Frau übertrage. Schöne Männer vom Schlage Jonathan Erbs sind mir unausstehlich. Die sind Kitsch.“ Sie lispelte in ihrem Eifer. Dann sagte sie, immer ungenierter zu den Nachbarn hinüberschauend: „Nett ist Peter Heilmann. Wirklich nett. Man kann ihn so schön in Verlegenheit bringen. Zwei Minuten hinsehen genügt. Passen Sie auf, er wird sich gleich am Kragen zupfen.“ — „Aber, aber,“ meinte Leon Glüschein mißbilligend. Konstantin Somaroffs Augen wanderten von einem zum andern. — „Nein, nein, ich bin schon artig!“ lachte Isabel. „Außerdem tut mir das hübsche Kerlchen ja leid.“ — „Was hat er eigentlich am Arm?“ fragte Ernst. — „Er ist ein ganz verrückter Skiläufer und hat sich bei der letzten Tour das Handgelenk ge-

Digitized by Google

brochen." — „So etwas heilt doch," meinte Somaroff, Kompott löffelnd.

Isabel starrte zu Peter hinüber. „Rührend ist doch, wie er immer gefüttert wird. Sehen Sie bloß, die schöne Frau Professor Erb schneidet ihm jetzt den Braten. Ja, ich kann mir denken, daß sie das gern tut. Sie möchte ihm am liebsten alles ins Mäulchen stecken. Ach, das möcht ich auch! Soll ich mal 'rübergehen und fragen?"

Alfred lachte mit Glüschein und Somaroff. Ernst aber wurde eines sonderbaren Zwiespalts nicht Herr. Sollte er nicht aufstehen und sich zu den Erbs hinübersetzen? Nein, er mußte sitzen bleiben, denn die Erbs waren ihm heute ganz gleichgültig. Er wunderte sich auch über seine Objektivität dem Bruder gegenüber. Spürte denn weder er noch Alfred Eifersucht? Nein, sie liebten sich wie sonst. Diese Erkenntnis gab Ernst etwas Ruhe. Im Grunde war ihnen das sonderbare Geschöpf doch nicht mehr als ein japanischer Holzschnitt oder ein gotisches Schränkchen, das sie daheim mit Sammlerliebe hegten.

„Der Wein schmeckt mir nicht!" rief Isabel plötzlich und warf ihr Glas um. Der Burgunder, zu dem man inzwischen übergegangen war, floß über den Tisch. Glüschein und Somaroff wußten, daß dies das erste Zeichen eines Rausches war; sie machten bedenkliche Gesichter. Isabels zänkische Periode durfte man in der Bar nicht abwarten. — „Gehen wir anderswo hin," meinte Glüschein, und Somaroff nickte zu diesem Vorschlag. — „Ja — vielleicht! Hier sind mir die Leute zu ekelhaft!" — Die Männer verfärbten sich und sahen sich ängstlich um. Trotzdem wechselten Ernst und Alfred einen Blick belustigten Einverständnisses. Hatte diese göttliche Frechheit nicht eigentlich recht? Außer den Erbs war wirklich nur ein ziemlich ekelhaftes Publikum da. Blasierte Langweiler, die sich gegenseitig anstarrten, bekannte Schauspieler, die auch hier in einer Rolle lebten, Damen

Digitized by Google

der Halbwelt, deren Reize schon gründlich abgegriffen waren. Dieses schöne, übermütige Geschöpf war etwas andres. Isabel war arm. Vielleicht war sie von niedrigem Herkommen. Einmal hatte sie sich sogar schon grammatikalisch versehen. Trotzte sie nicht aber mit allem, was sie war, gegen den Hochmut des Geldes? Forderte sie nicht die Satten und Faulen heraus? Sie behauptete sich zwischen den Frauen in ihrem billigen Kleidchen. Sie hatte dafür gesorgt, daß sie ebenso gepflegte Hände hatte. Das Einzige an ihr, dessen Ursprung nicht recht begreiflich war, ihre kostbare Halskette, würde sich schon noch aufklären. Ein Geschenk gewiß. Nun ja, ein Geschenk. Warum auch nicht?

„Also gehen wir," sagte Glüschein. Eifrig erhob man sich.

Jetzt mußte Ernst sich doch noch zur Begrüßung der Erbs entschließen. Er ließ seinen Bruder mit den andern vorausgehen und machte eine rasche Wendung nach links. Jonathan und Justine nahmen ihm die Verlegenheit ab; Peter Heilmann aber, der nun erst mit Ernst bekannt wurde, sah ihn aufmerksam an. — „Können Sie nicht noch ein bissel bei uns bleiben?" fragte Jonathan. — „Leider nein, Herr Professor. Meine Gesellschaft ist schon voraus — wir gehen weiter." — „So . . . Na, dann will ich Sie nicht aufhalten. Aber kommen Sie doch nächsten Sonntag mal wieder zu uns. Diesmal bestimmt, lieber Doktor. Wir haben ein heiliges Recht darauf." — „Ja, wirklich," sagte Justine. — Ernst wurde durch die Worte der verehrten Frau besiegt. „Also, gern . . . Ich danke sehr . . . Zu Mittag?" — „Selbstverständlich. Wenn Sie früher können, um so besser. Auf Wiedersehen." — „Auf Wiedersehen, Herr Professor!" Ernst grüßte tief und rannte mit rotem Kopf davon.

„Ein feiner Kerl," meinte nach einer Weile Peter Heilmann. — Justine lächelte. — „Aber er geht noch weiter," seufzte der Professor.

Digitized by Google

III.

Auf der Straße wurde „Kriegsrat" gehalten. Die Brüder Germanshäuser standen mit wunderlichen Gefühlen dabei. Sie glaubten sich in ihre Fuchszeit zurückversetzt. Keines der Lokale, die vorgeschlagen wurden, war ihnen fremd. Bei keinem aber wären sie imstande gewesen, die Vorteile abzuwägen. Sie wußten jetzt, daß sie vieles Gesehene in München nie gesehen hatten. Sie waren wohl einmal in dieses oder jenes Kabarett zu später Stunde eingetreten, aber sie hatten stets gemißbilligt, statt ein Vergnügen zu suchen. Besonders durch ihre Gewohnheit, nur den besten künstlerischen Darbietungen ihre Abende zu widmen, hatten sie nie die Brücke zur Trivialität gefunden.

Heute kamen sie sogar vom Capet-Quartett. Es war noch nicht zwei Stunden her, und sie hatten doch keine Ahnung mehr davon. Es hätte ebensogut vor acht Tagen gewesen sein können. Ihr ganzes Interesse richtete sich darauf, was Isabel Bimm sagen, welchen Vorschlag des „Kriegsrates" sie annehmen würde. Durch ihr Wesen wurde alle Banale frisch und merkwürdig. Plötzlich fiel es den Brüdern auf, wieviel sie sich vom Kabarett zum „blauen Eichhörnchen" und der „beßarabischen Teestube" versprachen. Sie lachten einander betroffen an — dann aber hatten sie schon keine Zeit mehr zur Selbstbeobachtung und folgten den entschlossenen Führern.

Die „beßarabische Teestube" fiel durch. Man sah hinein, trat aber sofort wieder auf die Straße zurück. In einer falsch orientalischen Muffigkeit waren außer einem Zoten erzählenden Kahlkopf nur zwei bejahrte Kellnerinnen sichtbar, deren geschminkte Gesichter an Clowns erinnerten. Mit einer geradezu moralischen Empörung wurde im Weitergehen die Geschmacklosigkeit des neuen Lokals besprochen und der Entwicklung des Münchener Nachtlebens nichts Gutes

Digitized by Google

prophezeit. Darüber hatte man das Kabarett zum „blauen Eichhörnchen" erreicht. Hier sah es besser aus. Händeklatschen empfing Isabel Bimm und ihre Begleiter. Das Lokal war gesteckt voll, und Stimmung herrschte, Stimmung.

Die Brüder Germanshäuser wurden nun doch noch einmal von einer starken Verlegenheit befallen. So hatten sie sich den Einzug in das „blaue Eichhörnchen" nicht vorgestellt. War es denn möglich, daß Isabel Bimm erst seit wenigen Wochen in München war? Sie schien hier jeden dritten Menschen zu kennen. Jetzt dämmerte Ernst die Notwendigkeit, einiges über Isabels Vorleben zu erfahren, bevor sein Bruder sich tiefer verpflichtete. Er sah Alfred an, um bei ihm denselben Wunsch zu finden, doch dieser hatte keinen Sinn dafür. Lebhafter, als Ernst ihn je gesehen, hing er mit seligen Blicken an jeder Bewegung des schönen Mädchens.

Man nahm an einem Tisch Platz, der für Glüschein zauberhaft schnell frei gemacht wurde. Die Studenten, die dort gesessen, mußten sich einfach in den Hintergrund zurückziehen — sie hatten im „blauen Eichhörnchen" hohen Kredit. Der kleine, dicke Wirt, dessen Kopf an einen reifen Kürbis erinnerte, ließ sich von der Würde des Münchener Originals wie ein leutseliger Monarch tragen. Er erging sich eine Weile in kurzatmigen Schilderungen, wie außerordentlich günstig der für die Herrschaften reservierte Tisch sei. Dann stieß er noch mit scheinbar letzter Kraft: „Geben's fei Obach! Die Girls!" hervor, um sich ebenso gesprächig dem nächsten Tische zuzuwenden. Mit finsterer Hast, als ob dieser Dickwanst nur ein überflüssiger Müßiggänger wäre, drängten sich die geplagten Kellnerinnen an ihm vorbei. Doch der tückische Blick seiner Schweinsäuglein konnte jede noch in dieser Nacht brotlos machen.

„Wann haben Sie denn den Tisch bestellt?" fragte Ernst erstaunt Leon Glüschein. — „O, der Filou sagt nur so," erwiderte dieser lächelnd. „Ich habe nichts bestellt, aber

Digitized by Google

er weiß, daß wir immer Sekt trinken. Darum haben wir sofort einen guten Tisch." — Ernst und Alfred erinnerten sich, daß sie von Glüschein in der Bar ein Glas Burgunder angenommen hatten. Sie übernahmen hier sofort den Sekt. Eifrig erkundigten sie sich nach der gewohnten Marke. Dann wurde Moet Chandon bestellt. Als aus der ersten Flasche eingegossen war, sah Alfred mit kindlicher Angst auf Isabel, ob ihr dieses Getränk auch gefiele. Doch das Mädchen bemerkte dergleichen kaum und blieb verträumt in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie enttäuschte Alfred dadurch nicht, sondern entzückte ihn nur noch tiefer.

„Talentlos," sagte Somaroff, auf eine langbeinige Sängerin deutend, die mit trauriger Fröhlichkeit ein unverständliches Lied sang. — „Wozu braucht sie Talent?" fragte Isabel. — Somaroff lachte. „Zum Singen natürlich!" — „Aber das ist doch ganz egal. Ich bitte Sie, man sucht hier doch keine Kunst, namentlich bei Frauenzimmern nicht. Beobachten Sie doch mal Herrn Gosch, unsern Wirt. Da können Sie ganz genau sehen, warum er seine ‚Kräfte' engagiert. Die Bachstelze da oben natürlich wegen ihrer lasterhaften Beine. Daß sie dabei ein bißchen grölt, nimmt man in Kauf. Die Beine sind wirklich eine ganz anständige Gage wert." — Somaroff und Glüschein standen auf, um sie besser zu sehen; die Brüder Germanshäuser aber blieben sitzen und dachten nach. Dieser objektive Zynismus war noch etwas, was ihnen an Isabel gefehlt hatte. Jetzt sprach sie es aus, wohinter ihr Gefühl zitterte. Sie mußte es selbst erlebt haben, was sich hier als „Kunst" zur Schau stellte. Vielleicht hatte sie schon mit solchen Geschöpfen gehungert. Aber sie hatte Talent. Das war der Unterschied.

„Ja, Monsieur Gosch — ich sehe schon — jetzt kommen die Girls!" Mit diesen Worten nickte Leon Glüschein dem Wirt herablassend zu. Von stürmischem Applaus begrüßt, erschienen sechs „englische Geschwister". Die meisten Gäste

Digitized by Google

kannten ihr „Talent“. In den krähenden Stimmen lag es sicher nicht, auch nicht nur in den schmalen, gelenkigen Gliedmaßen. Hier war etwas Stärkeres, weil das Bewegungszentrum der Mädchen wirkte. Ihr halblanges, wehendes Blondhaar, die starren Puppengesichter, die automatischen Arme und Beine verbanden sich zu einer seltsamen Suggestion. Man hörte dazu englische Gassenhauer, deren Sinn man nicht verstand — das hinderte aber die Begeisterung nicht. Stürmischer Beifall folgte jeder Nummer. Besonders eine immer wiederkehrende, stumpfsinnige Krähmelodie wurde überall weitergesungen.

Nur Isabel Bimm hatte nicht applaudiert. Den Brüdern Germanshäuser fiel ihre Haltung um so mehr auf, als sie die Leistung der Girls für wirklich gut hielten. Lehnte Isabel auch sie ab? Mußte ihr eine so merkwürdige Umrißkunst nicht gefallen?

„Es war gewiß nicht viel, aber doch etwas,“ sagte Ernst schüchtern. — Ihre schmalen Wangen röteten sich; sie erwiderte mit überraschtem Lächeln: „Warum glauben Sie denn, daß ich es für nichts halte?“ — „Ich hatte den Eindruck.“ — „Wovon sprecht ihr?“ fragte Alfred eifersüchtig. Ernst klärte ihn rasch auf. — „Ich finde so was immer nett,“ sagte Isabel, „weil man die Nation sieht, keine dressierten Ballettmädel. Aber mit Tanz hat das nichts zu tun. Tanz ist ein individuelles Bekenntnis.“ Sie war in Erregung geraten. Ernst sah sie in nachdenklicher Rührung an. Dann aber wagte er sich weiter vor. „Ich höre, daß Sie sich auch der Tanzkunst widmen? Es würde mich ganz besonders interessieren, welchen Weg Sie da gehen wollen, gnädiges Fräulein.“ — Isabel schlug mit humoristischem Zorn auf den Tisch: „Wer hat Ihnen davon erzählt? Das hat Ihnen sicher Somaroff erzählt!“ — „Jawohl,“ sagte der Russe. „Wollen Sie jetzt noch ein Geheimnis daraus machen? Lesen Sie meinen Aufsatz im ‚Anakreon‘, Herr

Digitized by Google

Doktor." — Ernst nickte, doch diese Aussicht genügte ihm nicht. Er wandte sich wieder zu Isabel: „Bitte, sagen Sie mir etwas davon." — „Gern! Wenn sich etwas davon sagen läßt!" — Glüschein hatte hingehört und lächelte. „Besser wäre die Praxis. Sie müßten Fräulein Bimm tanzen sehen." — Das Mädchen fuhr empor. „Das klingt ja, als ob mich schon jemand gesehen hätte?! Wer behauptet so was?" — Glüschein lehnte sich lachend zurück. — Zornig stand Isabel auf. „Ich gehe nach Hause! Adieu!" — Erschrocken sahen die Brüder Germanshäuser auf Glüschein. Somaroff vermittelte: „Aber bitte! Wir wollen uns doch nicht den Abend verderben! Herr Glischein meint es doch nicht so! Bleiben Sie, Isabel!"

Nach kurzem Kampf gehorchte sie. Glüschein hatte mit verschränkten Armen ihren Entschluß abgewartet. Auf Ernst und Alfred machte er jetzt einen widerwärtigen Eindruck. Seine Freundlichkeit verhüllte Brutalität. Er schien Isabel eine materielle Abhängigkeit fühlen zu lassen. Das empörte die Brüder und steigerte ihre Teilnahme für das schöne Mädchen.

„Somaroffs Aufsatz ist gut," sagte Isabel, ihre Augen trocknend. „Er hat das Elementare erfaßt, das Theosophische und das, was ich die psychische Fluktuation nennen möchte."

Diese wissenschaftlichen Ausdrücke klangen wunderlich aus ihrem Munde — Ernst und Alfred schauten ganz verblüfft drein. — „Aber Kind!" rief Glüschein. „Du schreckst ja die Herren ab! Du machst ihnen einen ganz falschen Begriff von dem, was du kannst!" — „Warum? Ich denke über meine Kunst nach — das ist alles! Aber was nützt es denn überhaupt, sich darüber aufzuregen? Es bleibt ja doch meine Privatangelegenheit!" — „Warum?" fragte Alfred eifrig. — „Weil ich niemals öffentlich tanzen kann, wenn ich auch wollte! Weil meine Tänze von meinen

Digitized by Google

Kostümen abhängen!" — „Liegt es etwa daran, daß Sie keinen Künstler für den Entwurf dieser Kostüme finden?" — Isabel sah den jüngeren Germanshäuser mit gerührtem Lächeln an. „Nein, Herr Doktor, der ‚Künstler' hat mir nie gefehlt. Das bin ich nämlich selbst. Ich entwerfe mir alles." — „Das können Sie auch?"

Isabel warf einen schnellen Blick auf Glüschein und Somaroff. Die aber blickten gleichgültig ins Publikum. Sie wollte schon fortfahren, als Prosper Tiedgen an den Tisch trat. Er war noch in der Newskibar geblieben und nachgekommen. Mit erstaunlicher Besonnenheit gab Isabel dem Gespräch eine andre Richtung: „Da kommt der Samariter, der mir hilft! Ich kann natürlich nicht zeichnen! Prosper Tiedgen, gelt? Wir beide würden schon fabelhafte Kostüme entwerfen, wenn ... na, Sie wissen ja!" — Der blasse Maler lächelte überrascht. „Dieses ‚wenn' kann ich wohl nur auf meine künstlerischen Fähigkeiten beziehen, Isabel?" — Sie sah von ihm fort. „Sie scheinen mich wieder mißzuverstehen." — „So?" — „Na, kommen Sie her, Herr Tiedgen," begütigte Somaroff. „Setzen Sie sich, trinken Sie. Sonst bekommen wir wieder Streit." Er zog den Maler auf einen Stuhl und goß ihm Sekt ein. — „Ja, die göttliche Isabel ist heute etwas gereizt," meinte Glüschein. „Somaroff und ich sind übel dran — wir beide können nicht für sie zeichnen. Wenigstens auf künstlerische Weise nicht." — „Also auf keine Weise," sagte Isabel kurz.

Ernst und Alfred lauschten gespannt. Sie spürten einen Doppelsinn in jedem Wort — das verwirrte ihre Köpfe. So kompliziert ihr ästhetisches Denken war — in den Fragen der Moral hielten sie es mit den einfachen Gesetzen, in denen sie aufgewachsen waren. Sie fühlten einen heimlichen Kampf um Isabel Bimm. Das Mädchen wehrte sich noch. Sie tat es ohne Pathos und mit ironischem Verständnis für ihre Angreifer. Das erhöhte den Respekt vor ihr. „Viel-

Digitized by Google

leicht würden Sie uns einmal die Entwürfe Ihrer Kostüme zeigen — dafür interessieren wir uns wirklich." Ernst deutete bei diesen Worten auf Alfred. — „Vielleicht," erwiderte Isabel. „Aber nun Schluß damit! Sekt!" — Ernst und Alfred gossen ihr im Eifer zugleich ein. Isabel stürzte ein Glas hinunter und bekam sofort ein neues. So geriet sie alsbald in Stimmung. Sie fuhr da fort, wo sie in der Bar aufgehört hatte. Hier schien man schon an sie gewöhnt zu sein. Vater Gosch hatte offenbar den Augenblick herbeigewünscht und sorgte dafür, daß Isabels Tisch der Mittelpunkt des Lokals wurde. Alle Gäste suchten eine Verbindung mit ihm, und die Vortragenden richteten ihre Scherze besonders in diese Gegend.

Die Brüder Germanshäuser waren wie verwandelt. Sie „amüsierten" sich, sie schwelgten, wie ihr Vater in jungen Jahren nicht anders geschwelgt hatte. Sogar der Unterschied zwischen ihnen und Onkel Max in Berlin war nicht mehr allzu groß — doch davon ahnten sie nichts. Mitgesungen, mitgerufen, mitgestampft wurde. Der Sekt „floß in Strömen". Vater Gosch stand selig am Ufer, denn er wußte, wie kapitalkräftig die neuen Gäste waren. Was war denn Leon Glüschein gegen die Brüder Germanshäuser?

Vom Geiste getrieben, forderte der Wirt plötzlich seine Gäste auf, zu improvisieren. „Das wären *Nummern*, meine Herrschaften! Das wären Extranummern! Ich bin halt nur ein kleiner Mann aus 'm Volk, net wahr, aber dafür würd ich den Herrschaften ewig dankbar sein!" So krähte Vater Gosch vom Podium herunter. Die Stimmung war gekommen, er hatte Erfolg. Sofort kletterte ein Mensch hinauf, der an einen umgestülpten Besen erinnerte. Ein dürrer Stock war der schwarzgekleidete Körper, ein Wust von wirren Haaren, die nie gekämmt zu werden schienen, drückte das bleiche Gesicht. — „Das ist ja Bernhard Wutow!" rief Ernst freudig seinem Bruder zu. — „Ach ja!

Digitized by Google

Der berühmte Anarchist!" — Sie sahen mit Spannung, wie Bernhard Wutow sich aufstellte, die leibhaftige Tragik, über jede Lächerlichkeit erhaben. Man durfte über die Schmerzen des „letzten Revolutionärs" lachen. Seine pathetischen Verse rissen sämtliche Autoritäten der Welt herunter — dennoch taten sie keiner weh. Man hatte das Gefühl, als ob die Polizei ebenso darüber lachte wie die Gäste. Ketten und Henkerbeile, von denen in Wutows Poesie immerfort die Rede war, existierten für den Poeten nicht. Als er endlich vom Kothurn herunterstieg und kleine, freche Liebeslieder zum besten gab, nahm man ihn ernst. Jetzt kam seine „Note", sein Erfolg. Hierfür durfte er ruhig zum „Königsmörder" werden.

Die Wirkung des Anarchisten wurde durch die nächste Improvisation wieder in Frage gestellt. Vater Gosch war unglücklich. Was er sonst bei einem Durchfall ohne Besinnen tat — hier war es ausgeschlossen. Er durfte nicht kündigen und mußte sich noch höflich bedanken. Es waren ja Gäste, die „so liebenswürdig waren". Ein besonders gefürchteter Herr erschien und mit ihm seine Gattin. Doktor Siegfried Apolant aus Breslau glaubte ein vorzüglicher Tangotänzer zu sein. Außerdem war er allein von der hinreißenden Grazie seiner Gattin überzeugt. Lili wehrte sich noch mit verschämtem Lachen, obwohl sie schon auf dem Podium stand. Der Tango des Paares war eine unfreiwillige Karikatur der Tanzstunde. Das Publikum kicherte, und Vater Gosch hätte sich fast das Leben genommen. Mit roten Köpfen, aber glücklich kehrten die Tangotänzer endlich an ihren Tisch zurück.

Auch Herr Hufnagel aus Köln, ein Chemiker, der eine gedrückte Tenorstimme besaß, siegte nicht mit seiner Darbietung. Hilfesuchend blickte der Wirt umher. Plötzlich entdeckte er Isabel Bimm. Er hatte sie noch niemals tanzen sehen, aber er traute ihr das Höchste zu. Rasch entschlossen

Digitized by Google

näherte er sich ihr. Isabel saß in ihren Sessel zurückgelehnt, schlürfte beständig Sekt und ließ ihre Augen nicht von Alfred Germanshäuser. Ernst hockte, eine wehmütige Freude im blassen Gesicht, daneben. Glüschein und Somaroff beschäftigten sich mit den Damen der Nachbarschaft. Sie schienen Isabel in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht für sich zu beanspruchen. — „Duter, kleiner Bubi! Dutes, kleines Mädi," lispelte sie. Alfred sah wirklich wie ein glückliches Kind aus. Sie legte ihre Füße auf die seinen. Als sie spürte, daß Ernst in diesem Augenblick zu zittern anfing, griff sie rasch nach seiner Hand. „Pazieren wir ins Tinderland, ins Zuckerland von Samarkand?" Sie starrte in die weißen Lichtkugeln des Saales. — „Süßes," flüsterte Alfred. Ernst nickte. „Süßes," hauchte auch er mit feuchten Augen.

Jetzt spürte Isabel, daß der Wirt neben ihr stand. „Vater Gosch, Vater Gosch! Was is denn? Was willste denn? Was soll ich denn?" fragte sie wie ein weinerliches Kind. — Der Wirt beugte sich zu ihr. „Rat'st es nicht, göttliche Isabel? Bei mir is heut abend nix los! Aber es muß noch werden, es muß! Tanze — ich bitt dich auf meinen sechzigjährigen Knien — tanze!" Er kniete wirklich. Isabel blickte ihn zuerst verdutzt an — dann brach sie in ein tolles Gelächter aus. Ihre Herren lachten erschrocken mit. Vater Gosch rang die Hände: „Hab ich dich beleidigt? Ich will das Gegenteil! Ich will dir einen großartigen Triumph bereiten! Bei Gott! Das will ich!" — Man stand schon um die Gruppe herum — da passierte endlich etwas. Isabel spreizte ihre Finger und sah noch nicht auf. „Aber Vater Gosch! Vater Gosch! Biste denn blödsinnig? Wer sagt dir denn, daß ich tanzen kann?" — „Das weiß ich! Das fühl ich!" — „Aber ich bin ja total besoffen!" — „Von Moët Chandon! Das lob ich mir!"

Dieses offenherzige Bekenntnis wirkte Wunder. Isabel sprang auf und rannte, die hindernden Gaffer zur Seite

Digitized by Google

stoßend, aufs Podium. Begeistert empfing sie der Klavierspieler — sie sagte ihm nur ein paar Worte, dann entstand eine Improvisation, die das „blaue Eichhörnchen" noch nicht erlebt hatte. Dicht am Podium, zu den Füßen der Tänzerin, standen die Brüder Germanshäuser. Mit atemloser Spannung erwarteten sie, was sich ihnen offenbaren würde. Sie sahen Isabel schon in den Kostümen, welche ihre Phantasie sich wünschte. Diese Tanzseele trug sie, wie die Flammengebilde der Serpentintänzerin. Völlige Loslösung war es von der Wirklichkeit, innerlichste Kunst, die sich ihre Kraft aus dem Nichts holte. Das Wunderbarste aber sahen die Brüder darin, daß Isabel vor ihnen, nur vor ihnen, in heiliger Nacktheit tanzte. Ihre Sehnsucht warf Kleider und Schuhe ab. Die konventionelle Hülle, die sie noch trug, war ihrer Jugend Fessel und trennte den Beobachter von ihrer Wahrheit. Machte sie nur Alfred ihr Geständnis? Ernst glaubte daran, denn es war ihm gewiß: sie liebte nur seinen Bruder. Er durfte helfen, er mußte der getreue Eckart sein.

Beide standen in stummer Huldigung, als Isabel das Podium verließ. Während lärmender Jubel erscholl, hängte sich die Sängerin in die Arme der Brüder und rief mit seltsamer Angst: „Jetzt fort, rasch fort! Nur nicht hier bleiben!" Die Brüder nickten eifrig. Leon Glüschein aber sah kopfschüttelnd Konstantin Somaroff an: „Wollen wir auch das nächste Stadium mitmachen?" — Somaroff lachte. „Hier ist ja doch nichts mehr los!" — Ernst zahlte, und man drängte sich an Vater Gosch vorüber hinaus. Dem dankbaren Wirt blieb nichts anderes übrig, als den effektvollen Abgang zu verstehen und die Entschwundene hochleben zu lassen. —

Draußen brannte die reine Winterkälte. Der Schnee lag tief und locker auf den Münchener Straßen. — „Wohin jetzt?" fragte Glüschein. — „Café," flüsterte Isabel. — Man war im äußersten Schwabing. Nur ein einziges Auto-

Digitized by Google

mobil ſtand vor dem Kabarett. Iſabel wurde mit den Brüdern Germanshäuſer verladen, während Glüſchein den enttäuſchten Somaroff durch die „ſchöne Nacht“ mitzog. Als der Wagen über den Schnee ſurrte, warf Iſabel ihren Kopf an Alfreds Bruſt. Eine Hand ließ ſie Ernſt. Plötzlich ſpürten die Brüder, daß das Mädchen weinte. Was war das? Was ging in ihr vor? Zärtlich ſprachen ſie ihr zu. — „Ach Gott! Ach Gott!“ ſtieß ſie endlich hervor. „Was hab ich bloß getan? Ich habe ja alles hergegeben!“ — „Aber es war doch ſo wundervoll!“ rief Alfred. — Ernſt glaubte, Iſabel beſſer zu verſtehen. „Nein, nein — nichts haben Sie hergegeben — gar nichts — bei Ihrem Reichtum — eine Stimmung — weiter nichts!“ — „Ja, Sie haben mich verſtanden! Sie und Ihr Bruder! Wer war denn ſonſt noch da?“ — „Ich kannte eigentlich niemand. Ganz zuletzt noch ſah ich Profeſſor Wagenführer, den neuen Pſychologen der Univerſität! Der war auch begeiſtert!“ — „Wirklich? Wie heißt der Profeſſor?“ — „Wagenführer!“

Das Auto hielt vor dem Café. Plötzlich fiel die ſchmerzliche Stimmung von Iſabel ab. Sie eilte graziös in den warmen, vollen Raum. Man merkte ihr die Genugtuung an, mit den Brüdern Germanshäuſer erſcheinen zu können. Theres, die Kellnerin, und Zenzi, das Waſſermädel, ſahen ſofort eine Veränderung an Fräulein Bimm. Bisher hatte die Dame um ihre Gunſt geworben — nun forderte ſie Gehorſam. Nach einer Weile erſchienen Glüſchein und Somaroff. Der Ruſſe ſchimpfte heftig auf die „ſcheene Nacht“ und behauptete, ſich eine große Zehe erfroren zu haben. Glüſchein aber erzählte von einem bekannten Schauſpieler, den er eben getroffen habe. Der ſei auch im „blauen Eichhörnchen“ geweſen. Er ſchwärme von Iſabels Tanz. — „Wilhelmi?“ rief Iſabel. „Wilhelmi vom Hoftheater war da? Den hab ich ja gar nicht geſehen!“ Sie ließ Glüſchein nicht

Digitized by Google

mehr los, bis er ihr jedes Wort des Schauspielers wiederholt hatte.

Die Brüder Germanshäuser langweilten sich. Plötzlich fiel es Isabel auf. „Ein ödes Lokal hier! Nicht wahr? Ein entsetzlich ödes Lokal! Ich hasse es eigentlich!“ — Die Kellnerinnen hörten den Ausruf und lächelten. Sie wußten, was sie davon zu halten hatten. Das Urteil der Damen richtete sich nach der Zahlungsfähigkeit ihrer Kavaliere. Rasch wurde bezahlt — dann verließ man mit sichtbarer Entrüstung das Café. „Es ist halb drei — wohin jetzt?“ fragte Somaroff. — „Wir haben die Wahl zwischen einem andern Café und interessanten Lokalen,“ sagte Glüschein. Seine Kohlenaugen lächelten aus dem hohen Pelzkragen heraus. — „Ach ja! Ach ja!“ rief Isabel elektrisiert. „Gehn wir doch heute mal zum ‚damischen Poltner!‘“ — „Was?“ fragte Ernst erregt, während Alfred auflachte. „Haben Sie denn eine Ahnung, was für ein Lokal der ‚damische Poltner‘ ist?“ — „Haben Sie vielleicht eine Ahnung?“ fragte Isabel, sich auf die Spitzen stellend. — „Ich habe genug davon gehört. Es ist für uns unmöglich.“ — „Na, Bübchen, man nicht zu wohlerzogen,“ meinte Alfred. — „Nein, Rübchen! Eine Dummheit muß man aber verhindern!“ — „Wie nennt ihr euch?“ fragte Isabel heiter. „Bübchen? Rübchen? Das ist ja großartig! Darf ich auch so sagen?“ — Die Brüder nickten lachend. — „Wir können aber noch nicht hingehen,“ erklärte Glüschein. „Der ‚damische Poltner‘ macht erst um fünf Uhr auf. Ob wir es vorher noch einmal mit der ‚beßarabischen Teestube‘ versuchen? Vielleicht ist sie jetzt interessanter?“ — „Ich bin davon iberzeugt!“ rief Somaroff herzlich.

Die „beßarabische Teestube“ brachte wirklich über zwei Stunden fort — dann aber begab man sich dumpf entschlossen zum „damischen Poltner“. Der Mut, der den Brüdern Germanshäuser angeflogen war, verließ sie, sobald

Digitized by Google

man in der engen, alten Gasse unter der trüben, roten Laterne stand. Ernst und Alfred wußten nicht, wohin sie blicken sollten. Das „Publikum", das da auf die Eröffnung des Lokals wartete, bestand nur aus dem dunkelsten München. Frierendes, geputztes Elend, abgezehrte Frechheit, blasierte Neugier. Ernst und Alfred drängten sich dicht an Isabel — so forderten sie höhnische Bemerkungen heraus. Geschminkte Mädchen gingen immer wieder kichernd an ihnen vorbei. Unheimliche Männergestalten zeigten sich. Die Brüder Germanshäuser glaubten in der Wintermorgenkälte Blut zu schwitzen. Endlich war die Wartezeit vorbei. Doch was man in dem ersehnten Lokal fand, war noch schlimmer. Der beizende Tabaks- und Bierdunst erschien den verwöhnten Brüdern unerträglich. Man hockte sinnlos eine Stunde in körperlicher Berührung mit Menschen, die man sonst schon in der Einbildung gemieden hätte. Fürchterliche Musik gellte in die Ohren, die am Abend zuvor das Capet-Quartett gehört hatten. Von all dem Unflat bedrängt, retteten sich die Brüder zu seltsamen Bildern: ihr marmornes Badezimmer sahen sie daheim und die leuchtende Gesundheit ihrer Schwesterkinder. Dennoch fanden sie nicht die Kraft, aufzubrechen. Sie fühlten sogar eine wollüstige Strafe, Isabel Bimm hierher gefolgt zu sein. Immer wieder kehrten ihre Augen zu dem dämonischen Rätselbild der Frau zurück, die so behaglich zwischen den Geschöpfen des Elends saß. Ein Haßgefühl spürten sie aber nur gegen Glüschein und Somaroff. Die waren gewiß schon oft hier gewesen, denn sie demütigten mit lächelnder Vertraulichkeit ihre Nachbarn. Isabel hatte trotz ihrer Herausforderung noch etwas Schönes und Reines. Sie zeigte mit dem ärmsten Geschöpf eine menschliche Zusammengehörigkeit.

Endlich trat man wieder ins Freie. Morgenluft nahm den Dunst von den gequälten Sinnen. Es wurde schon hell. Ein ungewohntes Leben frischer Geschäftigkeit erfüllte die

Digitized by Google

Straßen. Schon hasteten die „Berufsmenschen“ zur Arbeit. Dieser selbstverständliche Ernst trug seinen unschuldigen Segen so sichtbar, daß die Brüder Germanshäuser die Augen niederschlugen. Sie wünschten möglichst bald einen Wagen zu bekommen, nicht um auszuruhen, sondern um den frischen Augen zu entgehen. Doch Isabel sah über ihre Abspannung fort. Sie verlangte, zu Fuß nach Hause begleitet zu werden. Der Morgen sei so schön. Man mußte ihr gehorchen. Dafür nahm nun Leon Glüschein, der endlich schläfrig wurde, den müden Somaroff im Automobil mit.

„Lächerlich!“ rief Isabel, zwischen Ernst und Alfred über den Marienplatz schreitend. „Wir wohnen doch in derselben Pension, Glüschein, Somaroff und ich! Nun müssen die faulen Kerle vorausfahren!“

„Die Glücklichen,“ dachte Ernst, der entsetzlich fror.

„Dieser Somaroff ist überhaupt ein kleinlicher Mensch,“ fuhr Isabel fort. „Und Herr Glüschein tut nur, was ihm bequem ist.“

Die Brüder schwiegen, denn es war ihnen peinlich, die Gefährten der Nacht sofort durchzuhecheln. Der Weg nach der Schellingstraße, wo sich die Pension Pekelmann befand, wurde schweigsam zurückgelegt. Isabel war unzufrieden mit ihren Begleitern. Sie merkte, daß die Munterkeit, zu der sie noch fähig war, ihnen Furcht einflößte. So übertrieb sie ihre gute Laune, und die Morgenstille hallte von ihrem Lachen wider. Endlich stand man vor dem Hause der Pension. Isabel klingelte. Dann warf sie einen seltsam mutlosen Blick auf die Ludwigstraße zurück, die in fahler Frühsonne schimmerte. „Also wieder mal vorbei,“ sagte sie leise. „Wann sieht man sich?“ — „Morgen abend,“ stammelte Alfred. — „Im Café,“ fügte Ernst hinzu. — „Wieder das verschimmelte Lokal? Na, meinetwegen!“

Sie gab ihnen die Hand, und die Haustür fiel hinter ihr zu. Ernst und Alfred gingen mit gesenkten Köpfen

Digitized by Google

weiter. Beide wohnten in Schwabing, in zwei Querstraßen der Leopoldstraße. Als sie sich ihren Wohnungen näherten, ließen sie etwas Rätselhaftes hinter sich. Dennoch wußten sie, daß der Nachtspuk sie eisern festhielt. Sie fanden nur den trügerischen Ausweg „geistiger Überlegenheit".

„Ein wahres Wunder, das Mädel," sagte Alfred.

„Als ob einem plötzlich der Extrakt dessen, was einen bisher erfüllt hat, begegnet wäre."

„Wirklich, Ernst. Du kannst es wieder einmal aussprechen — in mir ist alles nur Musik. Sie hat das Allerseltenste, das Symbolische."

Sie standen vor dem Hause, wo Alfred wohnte. Der jüngere Germanshäuser sah den älteren mit ringenden Augen an: „Das Schönste an ihr ist doch, daß sie nicht ‚gerettet' werden möchte! Ich meine, daß man sich ganz zu ihrer Rettung berufen fühlt, aber zu einer, die nur aus ihr selbst kommen kann!"

Ernst nickte. „Das hast du wundervoll gesagt. Und es steht jetzt ganz fest für mich, daß ich an dieser Aufgabe scheitern würde."

„Wirklich?" fragte Alfred mit erschrockenen und doch aufglänzenden Augen. „Warum denn?"

„Weil ich sie zu sehr objektiviere . . . Weil ich . . . Laß das . . . Ich weiß, was ich meine. Jedenfalls wird sie nur von dir eine Lehre annehmen. Nur von dir."

Ernstens Stimme zitterte. Er brach ab, und auch Alfred sprach nicht mehr von Isabel. Als sie Abschied nahmen, rief Ernst noch: „Nächsten Sonntag — ehe ich's vergesse — da habe ich den Erbs versprochen, hinauszukommen!"

„Aber Bübchen!"

„Es ging nicht anders, Rübchen! Du mußt dir mal allein etwas vornehmen! Adieu!"

Ernst eilte fort. Alfred aber stieg langsam die Treppe hinauf und erwog schon, was er sich für den nächsten Sonntag vornehmen sollte.

Digitized by Google

IV.

Die Besitzung Jonathan Erbs lag in der bayerischen Hochebene, auf einer der Anhöhen, die das weite Flachland früher Moorkultur zu den Alpen hinüberſenden. Erb, der hier seine Heimat hatte, war dem Lieblingsplan entbehrungsreicher Wanderjahre treu geblieben. Als ihm der Sieg seiner Kunst zuteil geworden, größer, als er je erhofft, hatte er das schönste Grundstück des Bezirks gekauft, jenen Hügel. Ihm zur Seite lag tiefer ein altes Kirchdorf, gleichsam unter seinem Schutz. Hier war die Stelle, wo Jonathan Erb verwirklichen konnte, was ihm Kunst und Leben verband. Hier verlor er den Zusammenhang mit der Großstadt, der er die Möglichkeit seiner prächtigen Einsamkeit dankte.

So war in langer Arbeit sein bestes Werk entstanden: sein Haus. Dem Geiste nach beherrschende Ritterburg, war es in seiner Gestalt doch mit edler Bescheidenheit der Umgebung angepaßt. Das Wohnhaus, an der schönsten Stelle gelegen, war nur die großzügige Erweiterung eines reichen Bauernhauses. Nichts war des ästhetischen Selbstzweckes wegen da. Jonathan Erb stammte von Bauern her. Sein Vater war noch der Sohn eines verarmten Gütlers gewesen. So verwirklichte der Besitz, den des Künstlers Zauberkraft schuf, den nie erreichten Bauerntraum. Jonathan Erbs Vater hatte die Verwirklichung noch gesehen. Es blieb der unsichtbare Hausaltar des Sohnes, sich an den alten Mann zu erinnern, wie er zaghaft und glückselig immer wieder den prachtvollen Besitz durchschritten hatte.

Justine war die Wirtin, welche diese menschliche Zufluchtsstelle brauchte. Sie hatte die Harmonie, Einsamkeit mit Leben zu erfüllen und Schönheit zum Leuchten zu bringen. Ihre Kinder empfingen aus den Händen der Schicksalsgüte eine wunderbare Jugend. Justine hatte den Aufstieg des

Digitized by Google

Künſtlers miterlebt. So verſtand ſie alles, was er mit ſeinem Hauſe gewollt. Die koſtbare Fülle traf bei ihr nicht auf ſpieleriſche Verwöhnung, ſondern auf frohen Ernſt. Erlebter Geſchmack war auch ihr eigen. Die Norddeutſche, die dem Bayern in ſeine Heimat gefolgt, war ſeine beſte Ergänzung. So oft Jonathan und Juſtine Erb auch Tagesgäſte bewirteten, ſo ſelten nahmen ſie dauernde auf. Nach wahrhaft ſchönen Stunden wurde der ſtädtiſche Beſuch auf die freundlichſte Weiſe heimgeſchickt. Da es ſo ſelbſtverſtändlich geſchah, merkte er den ſanften Zwang nicht und kam gar nicht auf den Wunſch, zu übernachten. Man wußte von vornherein, daß die Erbs Nacht und Morgen für ſich haben wollten. In dieſem Winter aber hatten ſie die erſte Ausnahme gemacht. Am Tage nach ihrem Münchener Zuſammentreffen mit Ernſt Germanshäuſer war ein „Logiergaſt" erſchienen. Er brachte die erſte Unruhe mit ſich, aber es erwies ſich, daß dieſe Unruhe den Kindern ſehr willkommen war. Endlich hatte Änne Neubrück ihr Verſprechen eingelöſt. Von der Mutter aus der Trauerzeit um den Vater entlaſſen, war ſie von Berlin nach München gekommen. Ohne Aufenthalt eilte ſie aufs Land und zum „Erbhügel" hinauf. Änne Neubrück war ein Mädchen von zwanzig Jahren, das wie ein Kind wirkte. Ihre kleine Geſtalt hatte noch die Haſt des Backfiſches, und ihr hübſcher Kopf war für den Körper etwas zu groß. Die Kindlichkeit ihrer geſpannten Augen brachte ihr eine Unterſchätzung gerade bei denen, deren Weſen ſie als etwas Erſehntes empfand. Niemand wußte, wie tief Änne Neubrück kämpfte. Sie war ein Weltſtadtkind, das bis an den Rand der großen Enttäuſchung getaumelt war. Die Tragödie ihres Elternhauſes hatte ſie miterlebt und ſtand doch noch gläubig vor dem Leben, in reiner, gefährlicher Erwartung. Juſtine war den Fangarmen der Berliner Dekadenz früh entkommen. Sie gehörte zu der armen Linie der Familie und hatte nach

Digitized by Google

ihrer Kindheit schon ums Brot kämpfen müssen. Ihre Kusine Änne aber, Tante Leonies Tochter, kannte nichts als den Überfluß der Lebensspekulation. Ihr Vater war als zerrüttetes Opfer der Börse gestorben. Ihrer Mutter Abwege hatte Änne allmählich begriffen. Da war an ihren gesunden Kern die letzte Mahnung herangetreten. Noch konnte sie sich aus dem Wirrsal befreien. Noch konnte sie erfahren, was das Leben der Gesunden war. Für ihr Bewußtsein bedeutete es nur eines: das von Jonathan und Justine Erb. So floh sie zu ihnen.

Die Einwilligung ihrer Mutter hing von Ännes Aufenthalt in München ab. Der Entschluß, zu studieren, gefiel Frau Leonie, denn solche weibliche Selbständigkeit war „modern". Doch Ännes sofortige Weiterreise zu den Erbs wollte die Mutter nicht dulden. Ihr Instinkt fürchtete das Urteil dieser Menschen über ihr eigenes Leben. Die Erbs waren schöne Namen für sie, die auch in Berlin Klang hatten. Wenn sie wenigstens in München gelebt hätten! Frau Leonie begriff nicht, was ihre Tochter in solcher Einsamkeit finden wollte.

Mit scheuer Dankbarkeit nahm Änne alles, was ihr auf dem Erbhügel geboten wurde, hin. Ruprecht und Monika, den Kindern, wurde sie schon am ersten Tage eine Freundin. Zu diesen Sonnengeschöpfen hielt sie sich in spürbarer Angst, daß die Eltern sie als „Erwachsene" in Anspruch nehmen könnten. Jonathan und Justine aber verstanden Änne. Sie ließen diese flügellahme Seele ihren ersten Flug versuchen. Änne diente den Kindern mit einer Hingabe, von der die Kleinen nichts wußten. Sie entdeckten nur, was ihnen bisher gefehlt hatte, so gern sie ihre ländliche Lehrerin mochten und so befreundet sie mit den schmutzigsten Dorfkindern waren.

Am Morgen des nächsten Sonntags kam Peter Heilmann. In kalter Frühe schon erschien er auf dem Erbhügel.

Digitized by Google

Der Rauhreif hatte ihn eingestäubt, und er lachte den Freunden mit glühendem Gesicht entgegen. Dennoch bemerkten Jonathan und Justine, daß Peter in keiner guten Verfassung war. Auf seinem Herzen lag ein Druck. Als er Änne Neubrück kennen lernte, und ihre immer gespannten Augen über seinen rechten Arm glitten, kam eine seltene Blässe auf Peters Gesicht. Da verstand Justine seine Stimmung. Bang erwartete sie den Augenblick, ihn befragen zu können. Nach dem Frühstück trat sie mit ihm vor das Haus. „Waren Sie gestern beim Arzt, Peter?" — Es zuckte in seinem Gesicht; er sah auf die leuchtende Schneedecke der Ebene hinaus. „Jawohl, Frau Justi. Ich bin ein gehorsamer Mensch. Herrgott, der schöne Schnee! Da wird man nun nie mehr hinauskommen!" — „Warum? Sie haben sich doch nur das Handgelenk gebrochen? Hat Ihnen der Arzt das Skilaufen verboten?" — „Verboten hat er gar nichts! Ich laß mir auch nichts verbieten! Aber die Traute fehlt! Auf so 'n armseliges Rumhupfen laß ich mich nicht ein! Ich muß mich vollständig in der Gewalt haben! Der rechte Arm ist erledigt!" — „Nein!" — „Doch, Frau Justi. Es gibt keine vollständige Heilung mehr. Das hat man nun davon, daß man was riskiert hat. Elender Pechvogel." — „Aber es bleibt Ihnen doch noch so viel. Schlittschuhlaufen, Bergsteigen. Es wundert mich auch, offen gestanden —" —„Nun? Was wundert Sie?" — „Es ist der rechte Arm — werden Sie denn wieder schreiben können? Hat der Arzt über die Hauptsache nichts gesagt?" — „Zur Not wird's schon gehen. Aber auf die ‚Hauptsache' war ich gar nicht neugierig." — „Peter . . ." — „Ist das Schreiben nicht ganz egal? Übrigens will ich aufrichtig sein . . ." — „Ja, ich bitte Sie darum." — Jetzt lachte Peter wieder sein helles, emporgeschleudertes Lachen. „Das ist gut! Also, Frau Justi — ich diktiere." — „Wirklich. Die erste Niederschrift?" — „Ich muß sogar sagen, ich finde dadurch wieder

Digitized by Google

mehr Spaß an meinen Sachen." — „Darf man fragen, wem Sie diktieren?" — „Ach Gott — einer Ihnen unbekannten Persönlichkeit." — „Einer Dame?" — „Selbstverständlich!" — „In Ihrer Pension?" — „Wo sonst?" — Justine drohte ihm, und sie traten lachend in Jonathans Zimmer zurück. —

Ernst Germanshäuser wurde von der nächsten Bahnstation im Automobil abgeholt. Peter Heilmann schimpfte, daß man den „Kunsthistoriker" auch auf dem Lande verwöhne. Das Ehepaar Erb aber sorgte für das individuelle Behagen seiner Gäste. So konnte Peter seine Anschauung nicht durchsetzen. Schließlich fuhr er sogar mit. Änne Neubrück blieb bei den Kindern. Unterwegs war Peter wieder der Alte. Die Landschaft wirkte so unmittelbar auf ihn, als ob er noch die Empfänglichkeit seiner Knabenzeit hätte. Justine war am geschicktesten, die Bälle seines Übermuts aufzufangen. So gab es während der ganzen Fahrt ein lustiges Hin und Her, dessen behaglicher Zuschauer Jonathan war.

Heute hatte Peter es auf den Chauffeur abgesehen. Er behauptete, daß er ein Engländer sei und nannte ihn nur Tommy, in breiter Betonung Mister Tommy, so oft auch Justine versicherte, der Chauffeur sei ein biederer Oberbayer und heiße Nazi Hupfloher. „Aber der Rücken! Die Schultern! Die Nase! Alles englisch! Roastbeef! Sehen Sie doch! Well, Mister Tommy! Go on, Mister Tommy!" — Nazi Hupfloher drehte sich grinsend um. Dann wandte er sich wieder der Straße zu — er war nicht aus seiner Ruhe zu bringen. — „Immer wieder merkt man Ihre Wut auf die Engländer," sagte jetzt Jonathan. „Warum eigentlich? Sie als Byron- und Shelley-Übersetzer?" — Ein Schatten flog über Peters Gesicht. „Das hat nichts mit Literatur zu tun. Übrigens Wut kann man nicht sagen. Mehr Reserve, bewußte Zurückhaltung. Kenne die Gefahr." — Jonathan

Digitized by Google

sah auf Justine, die sich das Lachen verbiß und zur Seite blickte. Jetzt sah auch Peter zu ihr hin — im nächsten Augenblick fuhr er auf, als ob er aus dem Wagen springen wollte. „Halt, Mister Tommy! Stopp, Mister Tommy! Ich werde hier verulkt! Schmählich verulkt!" — „Aber warum denn?" fragte Justine. „Ich lache doch über den dicken Mann da, der so unglaublich dünne Beine hat!" — „Ja märchenhaft dünne Beine! Noch nie dagewesene dünne Beine! Stopp, Mister Tommy!" — „Lassen Sie jetzt den Nazi, sonst wirft er uns noch in den Graben!"

Man kam in das alte Städtchen. Sonntägliche Kirchgänger blickten neugierig auf die Automobilfahrer. Jeder kannte die Leute vom Erbhügel. Die meisten grüßten, und Peter bekam Monarchengefühle. Er wurde aber nicht mit sich einig, welchen Gast des bayerischen Königs er vorstellte. Den Zaren und den König von England lehnte er ab — der König von Italien hatte ihm zu kurze Beine. — „Aber was wollen Sie denn?" fragte Jonathan schließlich. „Sie gehören doch zur Familie." —

Jetzt hielt der Wagen am Bahnhof. „Kindskopf," lachte Justine, als Peter mit steifen Prinzenschritten die Station betrat. Jonathan sah nachdenklich auf die Geleise, die in der Mittagssonne funkelten. Der Zug fuhr ein. Ernst Germanshäuser schritt, einen kostbaren Rosenstrauß in der Hand, über den Bahndamm. Er überreichte ihn Justine, die ihn mit einem lächelnden Blick auf Peter wie eine Königin entgegennahm.

Man fuhr nun über das Winterland dem Erbhügel zu. Ernst saß schweigsam neben Justine. Während er den Blick mit glücklich verlegenem Ausdruck umherschweifen ließ, wußte er nicht, wie verkatert er aussah. Jonathan beobachtete ihn verstohlen. Er machte sich Sorge um ihn.

„Wie prachtvoll ist doch solch Wintertag," begann jetzt Ernst. „Es geht wirklich nichts darüber. Schade, daß wir

Digitized by Google

so wenig wirklich gute Winterbilder haben. Die aus der ersten französischen Periode sind mir noch die liebsten. Was sind das doch für Bäume? Die kleinen da drüben, Herr Professor?"

„Das sind Ebereschen, Doktor. Fein, wie die roten Beeren gegen den blauen Himmel stehen — nicht wahr? Und dann der frische Schnee —"

„Richtige Winterfarben," meinte Justine.

„Hatten die alten Franzosen so was?" fragte Peter. „Bei allem kunsthistorischen Respekt — sie sind doch ein bißchen verstaubt. Wenn man daran denkt, wie die modernen Schweden Schnee malen. Liljefors zum Beispiel. Da geht einem das Herz auf."

Ernst sah ihn etwas befremdet an. „Für mich ist das alles zu absolut in der Farbe. Zu wenig Brechungen und Untertöne."

„Aber so ist doch die Natur da oben! Ich kenne sie! Es ist ein wunderbares Land, eben weil es so absolut und ungebrochen ist! Das ist stärker als alle Überfeinerung und Verwischung! Das brauchen wir wieder!"

„Die Anschauungen sind verschieden." Ernst schwieg nach diesen Worten. Das Abschließende, das er ihnen gab, hatte etwas Verletzendes. Justine sah ängstlich auf Peter. Der aber wandte sich mit heiterer Gleichgültigkeit ins helle Land. Der erste Zusammenstoß schien keine Folgen zu haben. Unter neutralen Gesprächen kam man zum Erbhügel. Die Kinder liefen den Ankommenden entgegen und zogen Änne Neubrück mit. Änne war, als es hieß, daß Ernst Germanshäuser käme, von ihrer Menschenscheu gepackt worden. Diese Bekanntschaft erregte sie. Ernst Germanshäuser hing mit der Welt zusammen, aus der sie geflohen war. Sie kannte ihn noch nicht persönlich. Seine Bücher aber waren an dem Ruf beteiligt, der sie nach München gelockt hatte. Es schwebte ihr als etwas Wunderbares vor,

Digitized by Google

daß ein junger Mann aus „Berlin W“ sich bis zu solchen Büchern durchgerungen hatte.

Bei der Vorstellung glaubte sie zu bemerken, daß es ihm weit weniger lieb war, einen Menschen seiner früheren Sphäre zu treffen. Er zeigte eine kühle Höflichkeit. Vom ersten Augenblick an aber zog es sie, ihm ihre unmittelbare Freude an seiner Erscheinung zu zeigen. Die Furcht vor der neuen Bekanntschaft war von ihr gewichen. Sie sah ihn beständig an und ahnte, daß dieser Mann die ersehnte Seele in sich trug. Justine fiel die seltsame Magie, die Ernst Germanshäuser auf ihre Kusine ausübte, auf. Plötzlich hatte Änne die Kinder vergessen. Auch Peter Heilmann fesselte sie nicht. Von all den Lebensgeschenken, die ihr auf dem Erbhügel zuteil geworden, wandte sie sich zu Ernst Germanshäuser. Ein Wille zum Dienen lag auf ihrer kleinen Gestalt, eine sehnsüchtige Demut. Es schien ihr eine willkommene Qual zu sein, von dem bewunderten Manne verworfen zu werden. Sie verwarf sich ja selbst so gern. Schüchtern stand sie, den etwas zu großen Kopf gesenkt und ihre gespannten Augen nicht von Ernst lassend. Bei einer zufälligen Wendung bemerkte er die Beobachterin. Er errötete; seine wohlgelaunte Sicherheit verließ ihn plötzlich. Justine war froh, als die Kinder kamen und Änne fortzogen.

Bevor man zu Tisch ging, teilte Justine ihre Beobachtung Jonathan mit. Seine großen, blauen Augen sahen sie verdutzt an. Dann fuhr er sich durch das blonde Haar. „Meinst wirklich? Die Änne wird sich doch nicht in den Ernst verliebt haben?“ — „Sie war reif dafür.“ — „Justi, mir scheint — die zwei paßten ganz gut zusammen?“ — Justine sah zur Erde. „Vielleicht zu gut. Man muß abwarten.“ —

Bei Tisch herrschte zunächst ein feierliches Schweigen. Das Speisezimmer im Hause Erb übte immer diese Wirkung

Digitized by Google

aus. Der Gast wurde in eine Umgebung versetzt, wo er mit der Demut eines Notentrückten alles über sich ergehen ließ. Die Schönheit der Möbel, der Schimmer der edlen Tafelgeräte verbanden sich mit dem Duft einer erlesenen Küche. Verschieden nur sprach sich der Eindruck bei den Gästen aus. Peter wandte sich, obwohl er ein Dichter war, der materiellen Seite zu. Er erklärte, daß er kolossalen Hunger habe. Freilich mußte er sich noch gedulden, bis Justine ihm die Speisen schneiden konnte. Änne bemerkte seine Pein und übernahm, da die Hausfrau beschäftigt war, Peters Versorgung. Sie sah aber nicht, daß Enttäuschung auf seinen Zügen lag. Während sie ihn eifrig bediente, zeigte er sich mehr verlegen als dankbar.

Ernst Germanshäuser wurde von den leiblichen Genüssen noch lange durch die Umgebung abgehalten. Auf einen echten Holbein blickend, wandte er sich zu Jonathan. „Es ist doch merkwürdig, Herr Professor — Ihr Haus wird bei jedem Besuch schöner. Heute glaube ich endlich auf den Grund gekommen zu sein . . ."

Änne Neubrück beteiligte sich an der Bedienung, obwohl das Hausmädchen sehr geschickt war. Ihre Unruhe ließ sie nicht auf ihrem Platz. Bald war sie mit Peter beschäftigt, bald lief sie um den Tisch herum und bot Wein an. Jonathan und Justine spürten, daß Änne das Behagen ihrer Tafelrunde beeinträchtigte. Sie fanden aber keine Möglichkeit, sie festzuhalten. Plötzlich fiel Änne Ernst ins Wort. Hinter ihn tretend, fragte sie: „Möchten Sie Mineralwasser, Herr Doktor?"

Ernst sah verwirrt zu ihr auf. „Mineralwasser? . . . Nein, danke bestens." Er fuhr sich verstimmt über die Stirn. „Was ich sagen wollte . . . Der Grund . . . Ich umgebe mich ja auch mit Dingen, die ich künstlerisch gutheiße. Darum bin ich nur zu alten Möbeln fähig. Ich habe kein einziges modernes Stück." — „Ihre Biedermeiersachen sind

Digitized by Google

ich famos," meinte Jonathan. — „Das freut mich, Herr Professor. Aber bei mir überwiegt der Sammelwert. Hier in Ihrem Hause ist mehr erreicht. Sie haben es ja selbst in Ihrer Stilkunde ausgesprochen, daß Sie keinen Anspruch auf etwas ‚Neues' machen. Daß Sie trotzdem etwas Neues schaffen, muß einen tieferen Grund haben. Ich glaube, es ist die persönliche Harmonie, verbunden mit der Ausdrucksmöglichkeit für ererbte Empfindungen . . ."

Es war still um Ernst herum geworden. Alle hörten zu. Er spürte es und brach errötend ab. Auch Peter Heilmann war von dem Hirschbraten abgelenkt. Mit tieferem Anteil, als zuvor, wandte er sich zu Ernst: „Verzeihung — ob darin, in der persönlichen Harmonie und der Ausdrucksmöglichkeit für ererbte Empfindungen, nicht eben der neue Stil liegt, Herr Doktor?" — Ernst schüttelte den Kopf. „Nein. Das wäre zu wenig." — „Aber ich bitte Sie! Das ist doch alles! Sehen Sie sich mal um! Der Erbsche Stil ist weiter nichts als ein starkes Heimatsgefühl!" — „Jetzt sind wir bei dem, was ich meine, Herr Heilmann. Aber es ist eine großartige Privatangelegenheit. Das Volk, das es sich als Gemeingut zu eigen macht, das Volk ist nicht mehr vorhanden." — Hierauf blieb Peters Antwort aus. Er starrte eine Weile vor sich hin. Dann sagte er: „Verzeihen Sie, aber das ist das Thema, mit dem ich mich am allermeisten herumschlage. Ich möchte es lieber ruhen lassen. Ich bin in einer festen Volksempfindung aufgewachsen."

Jonathan sah, daß Ernst einen gereizten Blick auf Peter warf. Mit begütigendem Lächeln unterbrach er: „Kinder, es kommt mir ganz komisch vor, daß ihr von mir redet und daß ich dabei sitze. Glaubt mir, trotzdem ich mal eine Stilkunde geschrieben habe — der Stil steht nur in Büchern. Im Leben weiß weder das Volk noch die ‚Persönlichkeit' was davon, Gott sei Dank. Sonst wär's auch wieder Essig mit dem Stil." Ernst lachte in seiner Bitterkeit: „Sie haben

Digitized by Google

recht, Herr Professor. Der Streit bleibe denen überlassen, die nicht leben, sondern schreiben." — Man wußte nicht, wie Peter diese Worte auffaßte, aber er rief lachend: „Man kann auch auf gut Berlinisch sagen: Quatsch nich, Krause! Mach was, sonst ist dir die Köchin dieses Puddings über!"

Man aß weiter. Justine atmete auf. Änne aber berührte auch den Pudding nicht. Mit glänzenden Augen hatte sie nur auf Ernstens Worte gelauscht. Nun lief sie mit der Burgunderflasche zu ihm hinüber. Ernst führte eben ein Stückchen heißen Puddings zum Munde. „Darf ich einschenken, Herr Doktor?" — Er verbrannte sich und fuhr erschrocken auf: „Danke bestens!" — Änne trat zurück. — „Setz dich endlich, Kind!" rief Justine energisch. „Wir bekommen Sekt!"

Nach Tisch ging es an die Winterfreude. Am Fuße des Erbhügels lag ein breiter Teich. Seine dickgefrorene Fläche wurde sonst zum Schlittschuhlaufen benutzt. Heute freute man sich auf das Eisschießen. Auch Peter tat mit. In der gedämpften Nachmittagshelligkeit standen die Eisschützen dunkel abgehoben auf der blauen Fläche. Lustig sausten die schweren Teller dahin. Heute war Justine tüchtiger als die Männer, obwohl sie immerfort damit zu tun hatte, Änne zu trösten. Die kleine Berlinerin war mit einem Eifer an den neuen Sport gegangen, als ob sie ihr Abiturium noch einmal bestehen wollte. Doch ihre Anstrengung war größer als ihre Geschicklichkeit. Sie weinte schließlich, denn sie verdarb Ernst Germanshäuser, der bei ihrer Partei war, das Spiel. Es sammelte sich ein krankhafter Überschwang in ihr, und Ernst, der sie ritterlich trösten wollte, wurde nur in Verlegenheit gebracht.

Heißen Kaffee gab es im Freien. Dann kam Jonathan auf einen Gedanken, der allgemeinen Beifall fand. Er schlug vor, ins Dorf hinunterzugehen, wo heute ein Sonntags-

Digitized by Google

tanz stattfinde. Der Wirt war seit Jahren ein Jagdgenosse des Professors. Sie duzten sich zur heimlichen Freude der Frauen. Justine und Änne bereiteten Ernst auf diese Überraschung vor. Fröhlich stampfte man durch den Schnee auf das Wirtshaus zu. Hieronymus Froschmaier, der Wirt, zeigte keine Verwunderung über seine neuen Gäste. Auch die Bauern, die den warmen Raum füllten, waren an vertraulichen Verkehr mit dem Erbhügel gewöhnt. Der Professor lebte nicht als berühmter Künstler, sondern als Sohn des Erbmathias in ihrem Bewußtsein, dessen ärmliche Schreinerwerkstatt noch die meisten gekannt hatten.

Den Eintretenden schrie die Trompete entgegen, von einer grunzenden Posaune begleitet. Diese Musik und die undefinierbare Luft veranlaßten Peter, lachend auf Ernst Germanshäuser zu blicken. „Wie wird dir?" schien er zu fragen. Ernst verstand den Blick und lachte auch. Hier hieß es, die Ohren steifhalten. Aber es gefiel ihm. Er sah behaglich zu, wie die Burschen mit ihren Dirnen walzten, und Rührung fühlte er, wie Jonathan Erb mit der dicken Frau Froschmaier, Justine mit dem Bürgermeister sich drehte. Plötzlich war auch Peter mitten im Getriebe. Er tanzte natürlich mit dem hübschesten Mädel. Jetzt fühlte Ernst sich genötigt, die letzte Hemmung seines Wesens zu überwinden. Als er Peter tanzen sah, blickte er sich kühn nach einer „Dame" um. Justine tanzte eben mit ihrem Mann — also blieb nur Änne Neubrück. Er ahnte nicht, was er ihr damit gab. Sie hatte bisher am Tisch gesessen und mit lächelndem Staunen auf das neue Bild geblickt. Ihre Tanzlust konnte nur durch Ernst geweckt werden. Da kam er wirklich auf sie zu. Während er sie mit banger Vorsicht an den bäuerischen Paaren vorüberdrehte, glaubte sie von ihm in ein besseres Leben geführt zu werden. Plötzlich erhielt sie einen wuchtigen Tritt mit dem Nagelstiefel, aber sie lächelte glücklich. Ihre Augen standen voll Tränen.

Digitized by Google

Man nahm Abschied. Als man wieder ins Freie hinaustrat, wartete die blaue Abenddämmerung des schneebedeckten Dorfes. In drei Wochen war Weihnachten. Versonnen watete man durch den tiefen Schnee. Peter sah auf Ernst und schüttelte den Kopf. War es denn möglich, daß er auch jetzt nicht wußte, wie Jonathan Erb zu seinem „Stil" gekommen? Glaubte er wirklich, daß es mit dem „Volk" vorbei war? Wo lebte dieser Mensch? Er sah an dem unmittelbaren Sein vorbei. Er liebte nur „Formen". Dabei traute ihm Peter eine reine, leidenschaftliche Empfindung zu. Es war schade um Ernst Germanshäuser. —

In der Diele des Hauses saß man auftauend, in wohliger Schweigsamkeit. Jonathan ließ seinen Gästen die Ruhe in den weichen Ledersesseln unter gedämpften Lichtkörpern — dann begann er: „Mir fallen immer die modernen, ästhetisch philosophischen Tanzbestrebungen ein, wenn ich unter unsern Bauern gewesen bin. Was ist das doch für ein abgeschmacktes Zeug! Chopin, Schumann, Brahms — am Ende gar Beethoven wollen sie tanzen. Was, Doktor? Sie sind doch im Grunde meiner Meinung?" — Ernst war betroffen. Er wurde durch die plötzliche Frage an etwas erinnert, was ihm der Tag auf dem Erbhügel ferngerückt hatte. Aber es war ja unmöglich, daß der Professor auf Isabel Bimm anspielte. Er kam wohl naiv auf das heikle Thema. — „Kann man Bauernsitten mit Großstadterscheinungen vergleichen, Herr Professor? Ich glaube, beide sind Entwicklungspole." — „Na ja. Ich will's ja auch nicht vergleichen, sondern bloß verstehen. Jedes muß doch seine natürliche Berechtigung haben. Tanz ist der Ausdruck einer ungehemmten Menschenseele. Was anderes kann er gar nicht sein. Die Duncan zum Beispiel hat mir ganz gut gefallen, und die Russen fand ich prachtvoll. Da seh ich ganz deutlich eine Verbindung von Kultur und Volk. Aber es gibt schon schauderhafte Auswüchse."

Digitized by Google

Ernst kämpfte mit Isabels Bild. Er konnte nicht widersprechen. Während er errötend nach einer Antwort suchte, rief Änne Neubrück: „Ja, das sind ich auch, Jonathan! Besonders hier in München! Das geht noch über Berlin! Da ist jetzt zum Beispiel 'ne neue Zeitschrift erschienen! ‚Anakreon' heißt sie! In der ersten Nummer steht ein Artikel über eine Tänzerin, die bald auftreten soll! Ich habe mich halb tot gelacht! Erstens mal, Bimm heißt sie! Wahrhaftig, Justine! Und der Artikelschreiber — er hat einen russischen Namen — solch unmögliches Gesabber ist mir noch nicht vorgekommen! Er beschreibt jede Bewegung von Fräulein Bimm! Er sagt, sie tanzt nicht national, sondern kosmopolitisch! Sie gibt keine Gefühle wieder, sondern Weltanschauungen! Ich glaube, wenn sie mit der großen Zehe wackelt, bedeutet es Schopenhauer! Na, unglaublich!"

In das allgemeine Lachen stimmte Ernst nicht ein. Jonathan und Justine sahen plötzlich zur Sprache gebracht, was sie bisher vermieden hatten — den Abend in der Newskibar. Peter Heilmann war vonÄnnes Naivität entzückt. Ernst aber warf ihr tiefe Taktlosigkeit vor und starrte empört zu Boden. „Ich muß dazu bemerken," begann er, als die Heiterkeit sich etwas gelegt hatte, „daß ich Fräulein Bimm persönlich kenne." — „Ich auch!" rief Peter. „Ich wohne ja in derselben Pension! Übrigens muß ich sagen, daß ich sie für sehr begabt halte! Für den Kohl, den Herr Konstantin Somaroff über sie schreibt, kann sie nichts!" — „Somaroff!" rief Änne. „Richtig! Kennen Sie den etwa auch?" — „Natürlich! Ebenfalls Pensionär von Frau Doktor Pekelmann! Ich kenne den ganzen Kreis um Isabel Bimm, wenn ich auch Gott sei Dank nicht dazu gehöre!" — „Ich gehöre dazu!"

Ernst war bleich geworden, als er diese Worte hervorgestoßen. Man zwang die Heiterkeit nieder. Peter Heilmann

Digitized by Google

ſchüttelte den Kopf. Änne Neubrück aber ſtand an den Kamin gelehnt und blickte auf Ernſt. Ein Zittern ging durch ihren kleinen Körper. Ihre fieberhaft glänzenden Augen fragten, was ſie ihm getan hätte. Juſtines Blick bat Jonathan um Vorſicht. Der aber wandte ſich ruhig lächelnd zu Ernſt: „Wahrhaftig, Doktor? Seit wann denn, wenn man fragen darf?“ — „Seit dem Abend in der Newskibar. Sie erinnern ſich vielleicht, Herr Profeſſor?“ — „Freilich erinnere ich mich.“ — „Kennen Sie Fräulein Bimm?“ — „Ein biſſel ſchon.“ — „Sie auch, gnädige Frau?“ — „Nein, Herr Doktor.“

Eine verlegene Pauſe entſtand. Ernſt ſaß gewappnet da und wartete. — „Alſo Tänzerin,“ begann dann Jonathan. „Wiſſen Sie ſchon was Näheres? Glauben Sie, daß es gut wird?“ — „Ich bin davon überzeugt. Ihr erſter Abend wird eine Entwicklungsphaſe der modernen Tanzkunſt bedeuten.“ — „Wann ſoll denn der Abend ſein?“ — „Am 6. Januar.“ — „Dreikönigstag!“ — „Ich denke, die Sache ſcheitert an den teuren Koſtümen, die Fräulein Bimm ſich wünſcht?“ fragte Peter. „Geſtern erzählte mir Frau Doktor Pekelmann davon.“ — „Dieſe Schwierigkeit iſt behoben, ſonſt würde Fräulein Bimm ja nicht tanzen.“ — „So? Hat ſie endlich einen Mäcen?“

Es geſchah Peter Heilmann zuweilen, daß er nach anfänglicher Diplomatie plump den Kern aufdeckte. Ernſt war verletzt, aber er antwortete: „Es iſt kein Geheimnis mehr. Mein Bruder hat die Koſtüme ermöglicht. Mein Bruder hat außerdem einen Verein von Kunſtfreunden gegründet, der die Tanzabende von Fräulein Bimm finanziert.“ — Nach dieſen Worten verließ Änne Neubrück ihren Platz am Kamin und eilte zur Glastür der Diele. Ernſt hörte einen Seufzer der Erleichterung, verſtand aber nicht, was das Mädchen dazu bewog.

Sein Ärger wuchs. Nervös fuhr er fort: „Wir ſind jeden

Digitized by Google

Abend mit Isabel Bimm zusammen. Mein Bruder und ich. Sie ist der merkwürdigste Mensch, den ich kennen gelernt habe." — „Wirklich?" fragte Justine. „Inwiefern denn? Das interessiert mich, Herr Doktor." — Ernst lächelte. „Sie ist auch Ihres Interesses wert, gnädige Frau. Was an ihr getadelt wird, ist nur das Rankenwerk eines Genies, mit dem man des Kernes wegen auskommen muß. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer das unter dem Druck der allgemeinen Anschauung ist. Wir sind ja alle nicht frei davon. Hinter unserm eigenen Rücken werden wir zu Philistern." — Justine schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Meine Frage hatte wirklich keinen philiströsen Hintergrund. Ich möchte nur ganz harmlos etwas von Fräulein Bimms Kunst wissen." — „Gewiß, gnädige Frau! Ich bin auch herzlich gern zur Auskunft bereit! Aber es ist zu schwierig! Jedenfalls — befürchten Sie keinen ‚Auswuchs'! Ich kann auch nicht sagen, daß Konstantin Somaroff gut über sie geschrieben hat! Man kann wahrscheinlich überhaupt nicht über sie schreiben! Jedenfalls — von getanzter Weltanschauung ist keine Rede! Eher das Gegenteil! Ich glaube, es handelt sich um unbewußtes Weltgefühl!"

„Donnerwetter!" fuhr jetzt Jonathan Erb auf. „Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, Doktor? Ich glaube, Sie verbeißen sich da in etwas, das Ihnen selbst schon zweifelhaft ist!" — „Ich zweifle keineswegs, Herr Professor! Mein Eindruck wird dauernd sein! Für mich ist Isabel Bimm mehr als eine Tänzerin! Sie tritt für die Schwestern des neuen Bundes ein! Sie will das Verschwiegenste der Frau zeigen! Ihr Wahrheitsdrang durchbricht jede falsche Scham und befreit das Geschöpf im Weibe!"

Man schwieg eine Weile. Änne Neubrücks Augen hingen ratlos an Ernst Germanshäuser.

„Also abwarten," schloß Jonathan Erb. „Wir werden hinkommen und auf uns ‚wirken lassen'." Ernst nickte

Digitized by Google

spöttisch, und Justine bat aufstehend, zu Tisch zu gehen. Nach dem Abendessen war es Zeit, an die Rückkehr nach München zu denken. Die Nacht war so schön, daß man den Weg zur Bahnstation zu Fuß zurücklegte. Auch Justine und Änne begleiteten Ernst und Peter. Weithin lag das schneebedeckte Land in funkelnder Stille. Der Mond leuchtete kalt und groß. Jonathan ging mit Ernst. Er glaubte die Gelegenheit, zur alten Harmonie zurückzukehren, nicht vorüberlassen zu dürfen. „Wissen's, Doktor," sagte er, seinen starken Arm gemütlich unter Ernstens schmalen schiebend, „wir sind ein ganzes Jahrzehnt auseinander — das ist mir heut mal aufgefallen. Aber Sie wissen doch, daß ich's gut mit Ihnen meine — gelt? Daß ich aufrichtig an Ihrer Zukunft beteiligt bin? Da darf ich Ihnen doch auch mal einen guten Rat geben?" — Ernst fühlte, woran Jonathan Erb dachte, und schwieg. Da sprach der Professor weiter: „Lassen Sie sich nicht zu sehr mit der Bimm ein. Mit der ‚Schwester des neuen Bundes'. Mit der ‚Offenbarerin des Verschwiegensten'. Ich bitte Sie um alles in der Welt." Ernst schwieg auch jetzt. Unter einer dumpfen Stille gingen die Männer weiter. —

Als der Zug mit den Münchener Gästen in die Nacht hinausgerollt war, machte sich das Ehepaar Erb mit Änne Neubrück auf den Heimweg. — „Wie fremd und groß heute alles ist," sagte Justine, sich auf Jonathan stützend. „Die Bäume und die Häuser." — „Nebel kommt," erwiderte Jonathan. „Es wird Rauhfrost geben. Was hat der Peter noch gesagt?" — „Unterwegs, meinst du? Ach, er beschäftigt sich immer mit Ernst. Er leidet direkt unter ihm. Plötzlich blieb er stehen — nicht wahr, Änne? — und sah zu den Sternen auf und rief: ‚Es ist doch schade! Der gerade, der müßte gewonnen werden!'" — „Gewonnen? Wofür denn?" — „Ich weiß es nicht. Dann sagte er noch: ‚Man kann ihn nicht entbehren! Wenn die große Abrechnung

Digitized by Google

kommt! Wenn mal das Volk erwacht! Er soll sich doch nicht einbilden, daß wir andern alle Viehzeug sind!'" — „Der Peter ist ein seltsamer Kauz . . . Was für 'ne Abrechnung soll denn kommen? An was für ein Erwachen denkt er? Der Schwärmer!" — „Vielleicht. Aber ich glaube, er ist besser als Ernst." — „Sagen wir: er ist anders."

Zu Hause angelangt, wünschte Jonathan schneller ‚gute Nacht' als sonst. Justine fühlte eine fremde Erregung in ihm, die sie noch bannen wollte. Doch bevor sie ihm folgte, trat Änne Neubrück ihr in den Weg und fiel ihr um den Hals. — „Kind! Was habt ihr denn heute alle? Der Jonathan, der Peter und du?" — „Ach, Justine! Ich bin ja —! Ich finde ihn ja so wundervoll!" — Justine streichelte die Weinende. „Sprichst du von dem, der uns allen heute zu schaffen macht?" — „Ernst!" — „Sei ruhig. Ich kenne Ernst Germanshäuser, und ich will dir morgen sagen, wie er ist." — „Justine! Du hast ihn doch gern?" — „Sehr gern, Änne. Aber schätzen ist besser als überschätzen." — „Sag mir nur noch eins! Liebt er oder sein Bruder die Tänzerin?" — „Liebt? . . . Das weiß ich noch nicht."

Justine küßte die Kleine und ging. Änne starrte ihr in nie gekanntem Aufruhr nach.

V.

Frau Paula Pekelmann hatte die beste Zeit ihres Lebens in Graz verbracht. Sie war dort die Gattin eines beliebten Arztes gewesen. Der frühe Tod Doktor Julius Pekelmanns war als schwere Not über die hübsche, junge Frau gekommen. Sie hatte sich tapfer durchgeschlagen und in ihrer Heimat München eine neue Existenz gegründet. Freilich war ihre Pension von jeher den Anfeindungen der unerfahrenen Witwe ausgesetzt gewesen. Frau Pekelmann konnte nicht sparen. Dazu kam ihr unverbesserlicher Mangel an Menschen-

Digitized by Google

kenntnis, der jede Enttäuschung mit gutherzigem Optimismus niederzwang. Sie war zum Mißbrauchtwerden geschaffen. Ihre Pensionäre hatten sie schon in Schulden und üble Nachrede verstrickt. Trotzdem war sie von ihrem Lebensglauben nicht abgekommen. Allmählich wurde auch die Wirkung ihres guten Charakters zum dauernden Übergewicht. Sie war aus dem Ärgsten heraus und hatte ihre Pension so vergrößert, daß sie ein leidliches Auskommen hatte.

Ihre Tochter Maria war in dem Daseinskampf der Mutter aufgewachsen. Sie hatte die Tüchtigkeit des Vaters geerbt, und der Schatten frühen Ernstes lag auf ihrem Wesen. Sie besaß eine schöne Altstimme, und die Liebe zur Musik hatte ihr die Widrigkeiten des Lebens besiegt. Maria Pekelmann war Konzertsängerin. Ihr Entschluß fand bei der Mutter keine Gegnerschaft. Trotz aller Lebensnöte begeisterte sie sich für das Ideal der Tochter, und ihr Drang zur Aufopferung hatte nun den besten Gegenstand.

Maria dankte es ihr durch unermüdliche Mitarbeit im Praktischen. Sie konnte sie vor manchem Rückfall in die alte Unbesonnenheit bewahren. Freilich mußte die Pension den Münchener Bedürfnissen angepaßt werden. Sie zog immer mehr die Elemente an, die im äußeren Verkehr so viel Licht wie im inneren Schatten hatten. Meistens waren es Kunstbeflissene. Durch die Anpassungsfähigkeit an das Fremdeste, die Frau Paula eigen war, gab es unter zehn Pensionären immer sechs Ausländer. Von der Wirtin fühlte sich jeder verstanden, so mißtrauisch man auch gegeneinander war. Es gründete den Ruf der Pension Pekelmann, daß der studierende Ausländer hier fand, was er in München suchte: ein liebenswürdiges und bequemes Deutschland, ideal, doch ohne Schwere, hingebungsvoll, doch ohne Erwartung von Gegenleistungen. Das war es, was England auf der Geschäftskarte lesen wollte. Das ließ auch Frankreich sich gefallen. Die Russen hatten nie einen so

Digitized by Google

behaglichen Hafen für ihre betrübte Heimatlosigkeit gefunden, und Amerika konnte nirgends so imponieren. Sogar ein Japaner, der in der Pension Pekelmann erwartet wurde, kam als längst ersehnter, interessanter Mann.

Maria zog es mehr zu den deutschen Gästen. Hier nur sprach ihr Gemüt. Das hatte Peter Heilmann von vornherein gefühlt. Es wurde die tiefste Ursache, daß es ihn trotz aller Bedenken seit Jahren in der Pension Pekelmann hielt. Er war sogar geblieben, als für ihn und Maria ein schöner Traum zerronnen war. Peters junge Dichterseele hatte die werdende Künstlerin getroffen. Im gemeinsamen Jubel ihrer Hoffnungen hatten sie an einen ewigen Bund geglaubt. Dann aber mußten sich ihre Naturen, wie sie sich gefunden, auch wieder trennen. Der Dichter fühlte die stärkere Macht des Lebens, die Sängerin die der Kunst. Beide wollten frei bleiben. Aber sie trennten sich als Freunde. Das hielt sie unter einem Dach. Peter fühlte in Marias Nähe einen Halt seines wirren Daseins. Sie aber konnte ihren Frühlingstraum nicht völlig aus dem Gemüt lösen. Sie sorgte für Peter, als ob aus der Geliebten wirklich noch die Gattin geworden wäre.

Peter war rasch in andere Herzenskämpfe geraten. Maria sah es mit an, und es schmerzte sie oft, weil sie sein Bestes mißbraucht fühlte. Der erste Kampf galt Isabel Bimm. Ein echtes Gefühl hatte Peter nie für sie gehabt, aber er erfuhr, was es hieß, dem Aufruhr unverbrauchter Nerven zu verfallen. Er glühte lange in lustvoller Pein. Dann war plötzlich der Überdruß gekommen. Isabel entlarvte sich durch einen plumpen Betrug. Seine innere Gesundheit reagierte so stark, daß er die Roheit nicht vermeiden konnte. Aus Scham und Haß entstand ein neuer Reiz des Verhältnisses: Feindschaft. Isabel wußte, daß in der Pension Pekelmann nun jemand war, der sie durchschaute, ohne in ihrem Bann zu stehen. Sie scheute zu seiner Abwehr kein Mittel.

Digitized by Google

Einfluß auf die weiblichen Gäste der Pension bekam Isabel aber nicht. Hier stand sie einer geschlossenen Gegnerschaft gegenüber. Besonders ihre beiden Nachfolgerinnen in Peters Neigung verbargen hinter ihrem Interesse für die Künstlerin die Verachtung der Frau. Amerika und England bewohnten dieselben Räume. Salon und Schlafzimmer teilten Miß Margaret Haw aus London und Miß Helen Robson aus Philadelphia. Sie waren als Freundinnen nach München gekommen, aber nach der Begegnung mit Peter Heilmann hielten sie ihre Freundschaft nur noch aufrecht, um sich des Mannes wegen belauschen zu können. Miß Haw studierte Musik und stammte aus englischem Aristokratenhause. Miß Robson war die Tochter eines Emporkömmlings von Wildwest. Ihr Besuch in Deutschland war, wie sie selbst ehrlich zugab, eine „Vergnügungsreise". Die Mädchen wollten München gemeinsam erleben. Das Schicksal spielte ihnen aber einen bösen Streich, als der Kern ihres Erlebens Peter Heilmann wurde.

Anfangs siegte der Adelssproß aus England. Peter stammte aus einer schlesischen Offiziersfamilie, und der angeborene Standesstolz regte sich vor Margaret in ihm. Diese britischen Aristokratenhände, die deutsche Musik aus dem Flügel zauberten, dieses unberührte, makellos gepflegte Menschenkind hielten ihn lange fest. Er fragte nicht, ob Englands Fehler auch Margaret Haw eigen waren. Sie blieb ihm nur Erscheinung, nicht Seele. Er haftete an ihrem kühlen, feinen Duft. Die Skitour, bei der er verunglückt war, hatte er mit Miß Haw und Miß Robson unternommen. Bei der traurigen Heimfahrt waren ihm die beiden Mädchen gleicherweise Kameraden gewesen. Dann aber, als Peter lange fieberkrank in der Pension Pekelmann lag, hatte sich außer Maria nur Helen um ihn gekümmert. Maria war ihm schon lange nur eine Schwester, Helen aber begrüßte er als Erlösung, und tief enttäuscht

Digitized by Google

erkannte er die Kälte der Engländerin. Margaret Haw hielt es für »shoking«, an das Krankenbett eines Mannes zu treten. Nach aller Sportskameradschaft ließ sie Peter nur durch Helen Robson grüßen. Die Amerikanerin bestellte es mit naiver Bosheit: „Miß Haw läßt fragen, wann wir werden wieder fahren ins Gebirge?" Der Kranke bat, ihrer Freundin zu verheimlichen, daß es schlecht um ihn stehe. Helen aber war glücklich, als sie seine Vertraute wurde, und zeigte trotz aller Fremdartigkeit ein Gefühl, das deutscher Liebe glich.

So war es gekommen, daß Peter Heilmann zu Helen Robson eine herzliche Neigung faßte. Seine lange Rekonvaleszenz brachte ihn aus der bunten Bummelei in eine ernste Schaffenszeit zurück. Aber er mußte seines kranken Armes wegen diktieren. Mit ihrem ganzen Herzensehrgeiz widmete sich Helen Robson dem Dichter. Er diktierte ihr täglich. Brennenden Neid in der Seele, sah Margaret Haw dieser merkwürdigen Wandlung zu. Sie verbarg aber ihren Schmerz und glaubte mit der Rivalin dadurch Schritt zu halten, daß sie Peter täglich stärkende Leckerbissen mitbrachte.

Die drei Mädchen — Margaret, Helen und Maria — bildeten mit ihrem Dichter eine Gruppe für sich. Im übrigen wurde die Pension Pekelmann von Isabel Bimm beherrscht. Bald nach seinem Ausflug auf den Erbhügel erschien Ernst Germanshäuser bei ihr. Alfred war ihm schon lange vorausgegangen und bei Frau Pekelmann ein beliebter Gast geworden. Er leitete in der Pension die Unternehmungen für Isabel. Ernst war bisher von seiner stolzen Einsamkeitsliebe zurückgehalten worden. Aber das Münchener Leben war stärker. Die Menschen, mit denen er zusammenhing, weihten sich alle derselben Sache. Sogar Alfred drohte ihn allein zu lassen, wenn er eine Sonderstellung einnehmen wollte. So trotzte Ernst den Erbs und ging zu Frau Pekelmann.

Digitized by Google

Der Salon der Pension diente den Vorbereitungen des Tanzabends. Frau Paula war wieder einmal für eine fremde Lebenssache begeistert und hatte den Salon ausräumen lassen, um für Isabels Proben Platz zu schaffen. Die andern Pensionäre wurden nicht erst um Erlaubnis gefragt. Sie mußten vor der Künstlerin zurücktreten. Ernst kam eines Abends zu einer Probe. Alfred öffnete ihm die Tür, als ob er schon Pensionär bei Frau Pekelmann wäre. Mit geröteten Wangen führte er seinen Bruder in den Salon und setzte sich sogleich wieder an den Flügel. Er führte die Begleitung der Tänze nicht allein aus. Zwei junge Musiker noch, einen Geiger und einen Cellisten, hatte er engagiert. Er selbst mußte außer dem Klavier das Harmonium und das Cembalo bearbeiten. Ernst sah, daß er es gut getroffen hatte. Zum erstenmal tanzte Isabel in Kostüm. Der Maler Prosper Tiedgen, der die Gewänder entworfen, folgte wie ein Tanzmeister ihren Bewegungen. Es schien ihm aber schlecht zu gehen, denn er hustete oft und störte dadurch die Musik. Sein Eifer ließ trotzdem nicht nach. Isabel tanzte barfuß auf einem Perserteppich. Glüschein und Somaroff hockten wie Orientalen an der Wand und riefen ihre kritischen Bemerkungen dazwischen. Sonst war nur Maria Pekelmann anwesend.

Isabel nickte Ernst zu, als sie ihn eintreten sah. Dann führte sie ihren Tanz dicht vor ihn hin. Sie trug ein Kleid aus schwerem, rötlichem Brokat. Zum erstenmal sah er ihre schimmernden Füße. Er bebte, während er stehen blieb und ihrem Angriff standhielt. Seine Augen sagten ihr, daß er sie wundervoll finde — dann blickte er rasch auf den eifrig spielenden Bruder. Spott flog über Isabels Gesicht — sie schüttelte ihr schwarzes Knabenhaar und war im nächsten Augenblick bei Leon Glüschein. Seine lächelnden Kohlenaugen zeigten ihr, daß er mit ihr zufrieden war. Um Somaroff, der ebenfalls zärtlich lächelte, kümmerte Isabel sich nicht.

Digitized by Google

Plötzlich wurde sie unruhig. Sie gab nicht mehr acht, kam aus dem Rhythmus, und bald darauf brach sie den Tanz ab. — „Was ist denn los?“ fragte Alfred ärgerlich, während Prosper Tiedgen, der dicht hinter Isabel stand, beinahe hinfiel. Sie blickte auf die Tür und stammelte in künstlicher Erregung: „Da draußen steht jemand! Das kann ich nicht aushalten! Es ist mir unmöglich, zu tanzen, wenn ich belauscht werde! Sagen Sie doch endlich Ihrer Mutter, Fräulein Maria, daß sie die Weiber nicht immer vor meine Tür lassen soll!“

Maria wußte, wer gemeint war. Sie ärgerte sich, blieb aber gefaßt. „Ich werde nachsehen,“ sagte sie. Als sie auf den Korridor hinaustrat, fand sie ihre Mutter in lebhafter Auseinandersetzung mit Miß Robson und Miß Haw. Im Hintergrunde stand lachend Peter Heilmann. Maria drängte die Neugierigen sanft zur Seite — Frau Pekelmann aber rief, statt ihre Tochter zu unterstützen: „Einen Blick nur, Kind! Ich bitte dich, warum denn nicht? Es ist doch ungerecht, daß Herr Glüschein und Herr Somaroff und die Herren Germanshäuser dabei sind, und wir —“ — „Mutter, das müssen wir Fräulein Bimm überlassen!“ — „Der Salon ist nicht für sie allein da!“ rief Miß Robson. — „Wir haben alle gleiches Recht auf Salon!“ erklärte Miß Haw.

Die Amerikanerin wandte sich plötzlich lachend zu Peter Heilmann: „Kommen Sie! Ich mag nicht mehr! Wir spielen eine Partie Schach!“ — Margaret Haw, die nicht Schach spielen konnte, wurde eifersüchtig und wollte mitgehen. Da trat Alfred Germanshäuser, blaß vor Ärger, aus dem Salon: „Meine Damen! Ich bitte Sie inständig — das geht wirklich nicht! Man hört jedes Wort! Wir müssen die Probe abbrechen!“ Er war so erregt, daß seine Worte Eindruck machten. Margaret und Helen wichen beschämt zurück. — „Fräulein Bimm hat uns aber versprochen, daß wir mal zusehen dürfen!“ klagte Frau Pekelmann. —

Digitized by Google

Alfred zuckte die Achseln: „Pardon, gnädige Frau — davon weiß ich nichts!“ — „Man muß doch auch bedenken — seit Wochen interessiert sich die ganze Pension nur noch für den Tanzabend! Wir haben schon die halbe Tonhalle ausverkauft, und wegen der Proben ist das alte Ehepaar aus Holland, das absolute Ruhe haben wollte, ausgezogen!“ — „Aber Mutter, wie kommt denn das dazu?“ rief Maria.

Alfred fühlte, daß er sich in acht nehmen mußte. Jetzt sprach zum erstenmal das Recht der Öffentlichkeit. Er lächelte ironisch und wandte sich wieder dem Salon zu, aus dem ihm Ernst entgegentrat. „Alfred, wir müssen wieder anfangen!“ — „Aber ja! Ich komme ja schon! Ich kann mir doch nicht die Beine ausreißen!“ — „Isabel ist außer sich! Sie liegt auf dem Diwan und weint!“ — „Wahrhaftig?!“ — „Es ist furchtbar peinlich! Der Cellist schimpft schon, und der Geiger — wie heißt er doch gleich?“ — „Hühnerwadel!“ — „Hühnerwadel hat seine Geige in den Kasten gelegt!“ — „Ich komme!“ Die Brüder verschwanden.

„Meine Damen, wir wollen uns drücken,“ bat Peter Heilmann. — „Ich werde sie schon beruhigen!“ rief Frau Pekelmann. „Ich weiß mit Künstlerinnen umzugehen!“ — Maria sah, daß gegen diesen Fanatismus an der Theaterkasse nichts zu machen war. Miß Haw hatte sich wieder an die Tür geschlichen, und auch Miß Robson machte sich noch einmal von Peter los. In dem Salon ging es inzwischen wild her. Isabel lag auf dem Diwan und schrie: „Laßt mich! Ich weiß, ich komme nie zur Höhe! Ich bleibe ewig unten und erniedrigt!“ — „Aber Kind!“ bat Alfred. „Die Leute sind eben zu nahe beteiligt!“ — „Ja! Zu nahe! Viel zu nahe! Alles ist hinter mir her! Das ganze Gesindel! Ach, mich ekelt's! Ich werde immer bloß ausgenutzt!“ — „Na, na!“ meinte Glüschein, der seine orientalische Stellung nur veränderte, um nach der Kognakflasche zu greifen. Das Wort „ausgenutzt“ ließ er Isabel

Digitized by Google

nicht durchgehen. Auch Somaroff ſchüttelte ſarkaſtiſch den Kopf. Herr Hühnerwadel aber trat, ſeinen Geigenkaſten nehmend, zur Tür: „Guten Abend, meine Herrſchaften! Die Probe iſt wohl zu Ende?“

Jetzt fuhr die Tänzerin auf. „Aber was ſoll denn aus mir werden?! Ich kann doch darum nicht zugrunde gehen! Wer iſt denn draußen?“ — „Lächerlich!“ ſtammelte Alfred. „Wir probieren ruhig weiter!“ — „Nur die taktloſen Weiber?“ — „Aber Iſabel! Wenn Frau Pekelmann das hört! Sie iſt von einer Güte gegen dich!“ — „Die Engländerin? Und die Amerikanerin? Sonſt niemand?“ — „Ich habe noch Peter Heilmann geſehen,“ ſagte Ernſt arglos. — „Peter Heilmann?“ Iſabel überlegte. Dann veränderte ſie ſich plötzlich und zog zwei kleine, leuchtende Schuhe an die Füße. „Wenn's nicht anders geht! Für die Kunſt muß man durch jeden Dreck! Rufen Sie die Zaungäſte, Herr Doktor! Wir wollen weiter!“

Alle atmeten auf. Ernſt lief zur Tür, und im nächſten Augenblick befanden ſich die vier Damen im Zimmer. Als Peter Heilmann zurückblieb, rief Iſabel ihn noch beſonders. Nun waren Verſöhnung und Spannung die richtige Vorbereitung für den Kunſtgenuß. Somaroff ſagte, das Publikum betrachtend: „Ein europeiſches Konzert!“ Er merkte, daß ſein Witz durch die Amerikanerin nicht ganz ſtimmte, aber das ſchadete nichts — ſeine Worte gaben Iſabel ein ſtolzes Gefühl. Sie hatte wirklich Zuſchauer aus fünf Reichen. Glüſchein konnte als Franzoſe gelten. Das ſuggerierte Iſabel die Menge des großen Abends. Sie ſah ſich ſchon auf dem Podium, unter den Lichtgarben des Scheinwerfers, wie die Bändigerin einer gefährlichen Beſtie. So ſchwand ihr launiſcher Zorn vor einem Triumphgefühl. Sie tanzte, wie ſie noch nie getanzt hatte. Peter Heilmann aber konnte glauben, daß ſie es für ihn tat. Er ſchwankte zwiſchen Bewunderung und Angſt. Jetzt ſchleuderte Iſabel ihren kleinen, goldenen

Digitized by Google

Schuh vom Fuß und gerade zu Peter hin. Er fing ihn lachend auf. Da wiederholte sie bei der nächsten Runde das Spiel. Peter glühte. Er fing auch diesmal den Schuh, sah aber scheu auf Helen Robson. Die Amerikanerin blieb eine heiter objektive Zuschauerin. Sie ließ sich nicht beunruhigen. Margaret Haw aber stand auf. Sie biß sich erbleichend auf die Lippe. Doch auch sie konnte nicht fort — ihre verwirrten Sinne hafteten an Isabel; das Neue, das sie erlebte, war stärker als das Unschickliche.

Der Tanz war zu Ende. Glüschein und Somaroff applaudierten rasend. „Das wird der Schlager!" rief der Elsässer. — „Diese kindlichen Springe! Entzückend!" schwärmte der Russe. — Frau Pekelmann hatte Tränen in den Augen. „Ist sie nicht der leibhaftige Frühling? Man kann es nicht anders ausdrücken! Gott, was werden die Leute dazu sagen! Meine geliebte, begnadete Isabel!" Sie umarmte die Tänzerin. Maria sah, daß es dieselbe Innigkeit war, mit der sie selbst einst von der Mutter nach ihrem ersten Konzert umarmt worden war. Alfred verbarg seinen bewegten Stolz hinter einem sachlichen Disput mit den Musikern. Ernst aber näherte sich Peter: „Das Schönste ist für mich die absolute Dezenz in der freiesten Bewegung." — „Gewiß," antwortete Peter. „Wenn die nicht wäre, käme die Wirkung unmöglich zustande." — „Sie *hat* also auf Sie gewirkt?" — „Selbstverständlich, Herr Doktor! Ach, Sie denken wohl an unsere Auseinandersetzung auf dem Erbhügel?" — „Glauben Sie, daß auch der Professor überzeugt werden wird?" — Peter lächelte. „Das kann man schwer sagen. Für Eindrücke anderer Leute verbürge ich mich nie." — Ernst war wieder enttäuscht und wollte anders fragen. In demselben Augenblick aber rief Miß Haw, ob man denn den Tanz von Miß Bimm für anständig halten könne? Beide fielen sich ins Wort, und Ernst sah verwirrt auf die erregte Engländerin.

Digitized by Google

Da rief Maria plötzlich: „Mutter, ich glaube, es klopft!“ — „Aber Kind! Wer soll denn jetzt —!“ — „Ja, ja,“ bestätigte Somaroff. „Ich glaube, es hat schon ein paarmal geklopft. Niemand hat acht gegeben.“ — „Immer wieder wird man gestört!“ Nach diesem unbesonnenen Ausruf öffnete Frau Pekelmann die Tür. Sie glaubte Josefa, das Zimmermädchen, vor sich zu sehen und prallte erschrocken zurück. Eine männliche Gestalt stand vor ihr. Es war die seltsamste, die je in der an Seltsamkeiten reichen Pension erschienen war. Verlegen grinste das gelbe Gesicht eines Japaners. Es war voll Staunen über den unerwarteten, europäischen Anblick, zugleich auch sah man ihm den Trieb an, das Gesehene sofort zu notieren. — „Ach Gott! Ach Gott!“ stammelte Frau Pekelmann. „Ich habe ja vollständig vergessen —! Sie wollten ja heute ankommen! Sind Sie am Ende —?“ Der Japaner grinste noch immer, denn er verstand kein Wort. Da wiederholte Frau Pekelmann ihre Anrede auf Englisch. Nun nickte der kleine Mann, den neugierigen Blicken standhaltend. Indem er seine umfangreiche Reisetasche zu Boden stellte, sagte er: „Guten Abend. Ich heiße Anaji Kusangara.“

VI.

München hatte zwei Ereignisse: Faschingsanfang und den Tanzabend von Isabel Bimm. Es lag Karnevalsstimmung über der Menge, welche die Tonhalle füllte. Wäre ein Wanderer von der winterlichen Landstraße eingetreten und hätte die Versammlung gefragt, ob sie die Bedeutung des Dreikönigstages wüßte, so wäre wohl jeder die Antwort schuldig geblieben. Übermut dämmerte auf. Man fühlte den Mummenschanz in Sinnen und Gliedern.

Trotzdem war ein Teil des Publikums mit sichtbarer Feierlichkeit erschienen. Das waren die „Neuhellenen“, die

Digitized by Google

hinter dem Siegestor, in Schwabing, wohnten. Ohne bestimmte Erwartung fühlten sie sich schon als Partei einer Künstlerin, die etwas „wagte". Was als Geheimsprache in Ateliers, Studentenbuden und Pensionen lebte, was ironisch geduldet oder zelotisch angefeindet wurde — heute konnte davon gesprochen werden. Es galt, für einen heiligen Ernst zu kämpfen, als der Fasching begann.

Isabel Bimm hatte gewußt, was die Anhängerschaft der Brüder Germanshäuser für sie bedeutete. Schwabing ehrte diesen Geschmack. Die übrigen Kunstfreunde Münchens wußte sie von vornherein auf einem guten Niveau. Dennoch fürchtete Isabel eine heftige Gegnerschaft. Seitdem sie auf dem Podium geprobt hatte, war ihr Verhältnis zum Publikum verwirrt. Sie ahnte plötzlich, daß ihre Wirkung keine rein persönliche mehr war. Hier bestach nur Natur, nicht Absicht. Ob es ihr gelingen würde, die Natur in den Dienst ihrer Absicht zu stellen?

Die Brüder Germanshäuser lernten Isabel von einer neuen Seite kennen. Sie wurde zu einem ängstlich anschmiegsamen, fast demütigen Kinde. Sie schien ihr Selbstbewußtsein zu verlieren, je näher der Tanzabend heranrückte. Der einzige Trost, den man ihr spenden konnte, war das Interesse, das sie überall fand. Sie ließ sich genau berichten, wer im Publikum sein würde. Besonders erfreute es sie, daß Jonathan Erb kommen wollte. Ernst wunderte sich über ihre hartnäckigen Fragen nach dem Architekten. Alfred aber nahm ihm jeden Verdacht übel. Er lebte immer tiefer in dem Rausch, den ihm eine seltsame Ideenverbindung gab. In eigenwilliger Selbsterlösung war er darauf gekommen, daß auch der schroffste Widerspruch zu Isabels „Reinheit" gehöre. Es war jene neue Reinheit, welche die christliche Ethik nicht begriff, die alles Pfäffische aufreizen mußte. Alfred war seit dieser Überzeugung vollends glücklich. Er rang als Künstler darum, er wollte eine ganze Philosophie

Digitized by Google

daraus entwickeln. Jedes Bedenken des Bruders verwarf er. Ernst wurde schließlich mitgerissen, weil er Alfred in solcher Steigerung sah.

„Was meinst du eigentlich?" herrschte Alfred ihn eines Tages an, als er von Isabels auffallendem Interesse für Jonathan Erb sprach. „Du denkst natürlich, daß sie was mit ihm gehabt hat! Du hast ihr überhaupt schon ihre ganze Vergangenheit nachgerechnet! Ach, ich kann das nicht ausstehen! Wissen wir denn bei solchem Geschöpf, *wie* sie erlebt? Wir wissen allenfalls, *was* sie erlebt, und das ist gleichgültig, weil es gewesen ist! Das ist eben ihre absolute Gegenwärtigkeit! Sie hat mir von der Vergangenheit erzählt, was ihr paßte — selbstverständlich nur das, denn so existiert die Welt für sie! Mit dem Philistermaßstab legt man einen Zollstock an den Gaurisankar! Glaubst du denn, daß ich mich erschreckt habe, als ich anonyme Briefe bekam, die sie mit Peter Heilmann, mit Leon Glüschein, ja sogar mit Konstantin Somaroff denunzierten?!" — „Hast du solche Briefe bekommen?" — „Selbstverständlich! Aber sie waren mir vollkommen gleichgültig!" — „Alfred!" — „Jawohl! Es ist natürlich alles Blödsinn! Die Schweine können das nicht begreifen! Aus ihrer Reinheit heraus lockt sie! Im Dienst ihrer Reinheit steht ihre Verführungskunst! Gehört hat sie keinem! Das müssen wir lernen!" — Ernst schwieg. Seine Augen schließend, wehrte er sich gegen das Wanken der eigenen, gefestigten Welt. —

Der Tanzabend kam. In der Garderobe der Tonhalle trafen Jonathan und Justine Erb mit Änne Neubrück zusammen. „Aber Kind!" rief Justine. „Im letzten Augenblick kommst du! Wo warst du denn so lange?" — Änne riß ihren Mantel vom Körper. „Ach, ich bin bloß 'rumgebummelt! Ich habe zu spät nach der Uhr gesehen!" — Justine konnte nicht weiter fragen, weil man in den Saal hinaufgehen mußte. Es entging ihr aber nicht, daß Änne

Digitized by Google

verstört war. Auf der Treppe eilte Ernst Germanshäuser vor ihnen her. Er machte einen so scheuen Eindruck, als ob er selbst vor das Publikum treten sollte. Jonathan rief ihn vergebens an. — „Ich glaube, sie ist heute in die Stadt vorausgefahren, um ihn zu sehen, und dann ist sie ihm hierher nachgelaufen." Jonathan sah Justine, die ihm diese Worte zuflüsterte, zerstreut an. Was er da hörte, berührte ihn nicht. Jede Verzettelung menschlicher Gefühle wies er von sich. Außerdem wurde er von vielen Bekannten in Anspruch genommen. Als man endlich die Plätze erreicht hatte, blieb Jonathan stehen und hielt, heimlich belustigt, Umschau. Allmählich brachte er auch Änne durch seine Beobachtungen zum Lachen. In nächster Nähe standen Tobias Limoneit, der Dichter, und Viktor Kressenblatt, der Philosoph. Sie kannten das Ehepaar Erb und machten so sonderbare Verbeugungen, daß Justine nicht wußte, wohin sie blicken sollte. Zum Unglück hatte Jonathan erst gestern den Dichter täuschend kopiert. Sofort ließ dieser dasselbe stöhnende Räuspern hören, indem er die Arme verschränkte und seine runden Augen hervortreten ließ. Eine neue Erscheinung war der Swedenborgforscher und Mystiker Viktor Kressenblatt. Das kreidebleiche Männchen mit der feuerroten Bürste paßte zu dem übergroßen, schwerfälligen Dichter. Zwei Gestalten von E. T. A. Hoffmann schienen aufzuerstehen.

Endlich kam auch Peter Heilmann. Er war besonders guter Laune und lachte den Freunden schon von weitem entgegen. Dann machte er, zwischen Justine und Änne stehend, auf das „Lager" der Pension Pekelmann aufmerksam. Ziemlich nahe konnte man nun die Menschen sehen, von denen man schon so oft gehört hatte. Frau Paula und Maria waren sehr erregt. Sie standen schweigsam da und blickten nicht umher. Zu ihnen hielt sich, schüchtern und doch nichts aus den schwarzen Äuglein lassend, der Japaner Anaji Kusangara. Miß Robson und Miß Haw

Digitized by Google

schienen in etwas boshafter Stimmung zu sein. Mit müder Koketterie dagegen standen Leon Glüschein und Konstantin Somaroff. Sie trugen das Bewußtsein zur Schau, Vertraute der Künstlerin zu sein.

Während Justine sich am meisten für Maria Pekelmann interessierte, suchtenÄnnes Augen Ernst Germanshäuser. Sie fand ihn nicht. Er hatte am Saaleingang in plötzlicher Beängstigung Halt gemacht und blieb zunächst zwischen den dichtgedrängten Studenten. Sein Bruder war im Künstlerzimmer. So erzählte Peter Heilmann. Änne lächelte glücklich, als sie dies vernahm.

Isabel trat auf. Durch ihre Befangenheit gewann sie das Publikum schneller als durch Siegesgewißheit. Der Erfolg setzte sofort ein, denn die Parteien kamen über den ersten Zusammenstoß fort. Die Älteren fanden nicht die befürchtete „Zumutung", die Jüngeren sahen das „Wagnis" in einem edlen, respektgebietenden Stil. Die erste Pause verbrachte das „Lager Pekelmann" in eitel Seligkeit. Alle waren um Isabel versammelt. Aber kein Glückwunsch konnte ihrer habhaft werden. Sie lief davon, wenn ein Gratulant sie ansprach. Ihre fieberhaft glänzenden Augen suchten nur Alfred: „Soll ich jetzt grob werden? Soll ich was riskieren? Bis jetzt geht's gut! Ich habe die braven Hammel alle zusammengetrieben! Nun sollen sie's plötzlich merken, daß der gute Hund ein Wolf war! Wird das nicht großartig?!"

„Ich glaube, es wird ein Skandal," sagte Ernst. Isabel stampfte mit dem Fuß und wandte sich ab. „Aber ich bitte Sie!" rief Prosper Tiedgen. „Soll man sich denn jetzt noch vor den Banausen fürchten? Isabel meint den Eros-Mythos-Tanz! Er steht auf dem Programm, wir dürfen ihn nicht fortlassen! Für mich ist er das Beste und Heiligste!" — „Das sagt doch nichts," meinte Leon Glüschein. — „Ich höre auf euch alle nicht!" entschied Isabel. „Ich tu's! Nur

Digitized by Google

keine Limonade, wenn's Sekt gibt! Sonst wär ich gar nicht erst aufgetreten! Mögen sie aneinander geraten! Das hab ich gewollt!"

Alfred fuhr auf. „Sie hat recht! Wir müssen es riskieren! Für ein Kompromiß ist der Abend nicht da!" — Miß Robson und Miß Haw standen neugierig lächelnd dabei. Die dumpfe Spannung löste sich in Heiterkeit auf, als Frau Pekelmann rief: „Können Sie denn nicht noch ein kleines, ein ganz kleines Röckchen anziehen, liebste Isabel? Nur ein duftiges, goldfarbenes Röckchen? Das schadet doch nichts! Das kann Ihnen entzückend stehen!" — Isabel hielt sich die Ohren zu und lief in ihre Garderobe.

Alfred hatte den Eros-Mythos-Tanz komponiert. Er spielte selbst die Begleitung auf einem sehr komplizierten, orientalischen Instrument. Ernst aber konnte dem Publikum nicht mehr fern bleiben. Er suchte seinen Platz auf und geriet zu seinem Schrecken hinter Änne Neubrück. Er glaubte sie heute schon mehrmals gesehen zu haben, hatte aber den Gedanken an eine Verfolgung von sich gewiesen. Nun peinigte es ihn doppelt, daß das Mädchen von Zeit zu Zeit sich nach ihm unwandte. Er hatte kein Interesse für sie. Besonders jetzt war er nicht für den Eindruck gestimmt, den er auf Fräulein Änne Neubrück machte.

Der Eros-Mythos-Tanz begann. Sobald Isabel in ihrem „heiligen" Kostüm erschien, drehte sich die Stimmung im Publikum. Die Älteren besannen sich darauf, was sie von vornherein befürchtet hatten. Die Jüngeren aber fanden den eigentlichen Reiz des Abends zurück: prinzipiellen Kampf um ein „Wagnis". Rechts wurde die Tänzerin angezischt — links kam zorniger Protest gegen die Zischer. Ernst Germanshäuser nickte ergeben vor sich hin. Nun war er also da, der Skandal. Er wurde arg. Das waren durchaus keine Hammel, Isabel — o nein! Der Wolf war vor Wölfe geraten. Alles zeterte, zischte und schrie. Ernst konnte sich

Digitized by Google

trotz seiner empörten Anteilnahme nicht zum Klatschen entschließen. Er wußte, daß Isabels Kunst zu einsam war. Dem Aufruhr der Menge gegenüber blieb sie wehrlos. Was wollten die Leute eigentlich? Reizte es sie so furchtbar, daß ein junges Mädchen mit nackter Brust tanzte? Oder empörte es sie, daß sie durch gewisse Bewegungen an verschwiegenste Dinge rührte? Das sollte ja künstlerisch gestaltet werden. Die Tänzerin war keiner moralischen Kritik unterstellt — sie wurde zur Priesterin eines Symbols, ein Leben gewordenes Bildwerk. Plötzlich sah Ernst auf Jonathan Erb. Der Professor lachte. Es war aber weder Spott noch Verachtung in seinem Lachen. Er applaudierte sogar, freilich mehr aus Protest gegen die groben Skandalmacher als aus künstlerischer Überzeugung. Dann machte er Ernst auf Isabel aufmerksam. Das Mädchen tanzte noch immer. Als sie endlich taumelnd zurücktrat, fauchten die wilden Tiere sie doppelt an. Isabel lächelte und verbeugte sich. Dann schritt sie ruhig, wie nach einem großen Siege, davon. Nie hatte Ernst sie so schön gefunden.

Lange konnte er sich aber diesem Gefühl nicht hingeben — in seiner Nähe war ein Handgemenge entstanden. Es wurde durch einen besonders großen und korpulenten Herrn veranlaßt, der in einer Gruppe von Schwabinger Fanatikern eingekeilt stand. Er drückte seine Mißstimmung immer wieder so laut und unflätig aus, daß einige Davide dem Goliath zu Leibe gingen. Das häßliche Bild des Stoßens, Ringens und Schüttelns hatte für das Publikum dieses Abends einen Reiz. Elegante Frauen standen voll lachender Spannung dabei. Sogar Ernst wurde bei dem wüsten Anblick von einem Lustgefühl erregt. Es war ihm, als hätte er die rohe Gewalt bisher unterschätzt. Die Menschen dieser Zeit waren doch noch dazu fähig.

Erst als eine laute, weibliche Stimme an sein Ohr klang: „Sehr richtig! Raus muß so 'n Kerl! Raus! Sehr richtig!“,

Digitized by Google

wurde Ernst andern Sinnes. Das konnte er nicht aushalten. Er blickte sich nach der kleinen Furie um — Änne Neubrück hatte den Ruf ausgestoßen. Sie war ihrem Berliner Gerechtigkeitsgefühl gefolgt. Nun traf sie plötzlich der empörte Blick von Ernst Germanshäuser. Sie fuhr entsetzt zurück. Ihre Augen hingen bittend an dem Richter. Ernst wandte sich ab, um das Künstlerzimmer aufzusuchen.

Der Rest des Abends ließ den Eros-Mythos-Tanz fast vergessen. Sobald Isabel sich wieder auf das Gebiet begab, das man ästhetisch vertrug, hatte sie ungetrübten Erfolg. Man sah ein schön gewachsenes, junges Mädchen — da wurde rasch verziehen. Zu guter Letzt versuchten die konsequenten Gegner noch einmal eine Ablehnung. Aber nun scharten sich die Anhänger vor dem Podium, und ihr fanatischer Jubel erstickte das Mißvergnügen. Langsam bröckelte die Gruppe ab, die immer wieder nach Isabel Bimm rief. Als man schon anfing, die Lichter zu löschen, harrten noch zwei Männer allein aus. Sie wußten es selbst kaum, Tobias Limoneit und Viktor Kressenblatt, in ihrer grotesken Begeisterung: „Hoch Isabel! Evoe Isabel!" Die Tänzerin lief plötzlich dicht an die Rampe und beugte sich zu ihnen nieder: „Danke schön, Kinder! Nun aber Schluß! Auf Wiedersehen bei Adolfini!"

Die „Casa Adolfini" in der Türkenstraße war das Stammlokal des Isabel Bimm-Kreises. Heute hatte man die italienische Weinstube für die Siegesfeier gewählt. Im letzten Augenblick scheiterte freilich Alfreds Arrangement fast, denn Isabel behauptete, eine große Gesellschaft nicht ertragen zu können. Sie wollte in ein anderes Lokal. Nun aber lehnte Alfred sich zum erstenmal auf: „Sei vernünftig! Das können wir nicht machen! Die Leute aus der Pension dürfen wir nicht vor den Kopf stoßen! Du bist verpflichtet, heute mit ihnen zusammen zu sein!" — Isabel sah ihn

Digitized by Google

groß an. Dann nickte sie nur kurz und richtete die ganze Nacht kein Wort mehr an ihn.

In dem reservierten Zimmer der „Casa Adolfini" versammelten sich außer der Pension Pekelmann auch die andern Bekannten Isabels. So gab es ein Bild der seltsamsten Gegensätze. Neben Miß Margaret Haw stand der berühmte Anarchist Bernhard Wutow. Seinen ungeheuren Haarwuchs betrachtete die Engländerin ängstlich von der Seite. Tobias Limoneit war Miß Robson vorgestellt worden und bedrängte sie durch sein Interesse für Amerika. Sie bekam Kopfschmerzen, als die Augen des Dichters immer mehr aus den Höhlen traten. Maria Pekelmann wurde dem Philosophen Kressenblatt ausgeliefert. Sie erfuhr zu spät, daß dieser schwerhörig war. Maria konnte alles für einen Menschen tun, nur nicht für ihn schreien. So verstand der Philosoph ihre sanften Worte nicht, aber er ließ nicht von ihr ab, denn er fand Maria wunderschön.

Der einzige Pensionär, der nicht erschien, war Peter Heilmann. Frau Pekelmann nahm sein Ausbleiben übel. Sie klagte beständig darüber; als ihr niemand zuhörte, wandte sie sich zu Anaji Kusangara. Der ließ kein Wort, das an ihn gerichtet wurde, vorüber. Er begriff zwar nicht, was für eine Bewandtnis es mit Peter Heilmann hatte, notierte sich aber, daß die Deutschen viel von „Kameradschaft" hielten und daß man an einem sonst geachteten Manne diese Eigenschaft vermisse. Er nickte lächelnd, während Frau Pekelmann sprach. Sie aber redete zu dem Japaner, als ob sie ihm eine deutsche Lektion erteilte.

Glüschein und Somaroff besprachen mit Maestro Adolfini das Menü. Alfred wurde immer nervöser. Er fand nicht den Lohn, den ihm dieser Abend bringen sollte. Er hatte sich halb krank dafür gearbeitet. Die Kosten kamen drei seiner Monatswechsel gleich. Nun sprach Isabel kein Wort mit ihm. Endlich kam auch Ernst. Alfred atmete

Digitized by Google

auf — er fühlte sich erst sicher, als sein Bruder wieder da war. Isabel eilte auf Ernst zu: „Nun? Was ist? Hab ich ihm gefallen?“ — „Entschuldige, daß ich so spät komme,“ erwiderte Ernst, „aber ich habe Erb in der Tonhalle verfehlt. Er war schon fort. Ich mußte ihn erst in mehreren Lokalen suchen.“ — „Erb? Warum redest du denn von Erb? Es ist mir ganz egal, wo der ist!“ — „Aber du wolltest doch wissen, wie du ihm gefallen hast!“ — „Ihm? Ich habe Peter Heilmann gemeint!“

Alfred trat rasch hervor. „Merkwürdig — ihr Interesse wechselt wie Chamäleonfarben! Was ist denn Peter Heilmann gegen Jonathan Erb? Er hat ein paar nette Novellen geschrieben — Erb ist einer unserer ersten Architekten!“ — „Das ist mir Wurscht! Ich liege nicht vor Namen auf dem Bauch! Wenn mich ein Mensch interessiert, so gefall ich ihm lieber als tausend Berühmtheiten!“ — „Ach, du interessierst dich also für Peter Heilmann?“ — „Ja! Er ist schlank und kühn, während Jonathan Erb dick und bequem ist! Er ist ein Dichter, während ich den Professor nur für einen besseren Maurermeister halte!“ — „Das ist wirklich . . .! Nun, man kann dich heute nicht beim Wort nehmen!“ — „Kann man nicht?“

Ernst sah seinen Bruder bittend an. Der Streit brach ab, aber es war, als ob er heimlich fortwirkte. Die Stimmung kam nicht mehr in Fluß. Es stellte sich heraus, daß die Gesellschaft gar zu bunt zusammengesetzt war. Ein einheitliches Gesprächsthema war nicht vorhanden. Isabels Tänze hingen von der augenblicklichen Wirkung ab. Was über sie gesagt wurde, waren immer dieselben Lobesworte. Frau Pekelmann und Maria wurden überdies so unsicher, daß sie jede Bemerkung an die falsche Stelle zu richten glaubten. Glüschein und Somaroff waren nur mit den Reizen der italienischen Küche beschäftigt. Limoneit, Kressenblatt und Wutow versanken immer mehr in den schönen Abgrund des

Digitized by Google

Chianti. Was sonst gekommen war, machte nicht erst den Versuch einer Geselligkeit. Die wunderlichen Mädchen und Jünglinge saßen, wie immer, in der Kneipe. An Anatol und Aline Wicht hielten sie sich, das merkwürdigste Ehepaar, das in Schwabing lebte. Man konnte diesen Bildhauer und seine Frau, obwohl sie unzertrennlich waren, für den letzten Gegensatz der Ehe halten. Wie Pariser Apachen sahen sie aus. Anatol kam durch jedes „Werk" mit der Polizei in Konflikt. Aline aber brachte den freiesten Mann in Verlegenheit. Tragikomische Bajazzi ihrer neuen Moral, versammelte das Paar die Jugend um sich, die für sie schwärmte und doch keine Treue für sie empfand.

Miß Haw und Miß Robson wurden immer befangener zwischen diesen Menschen. Die Engländerin erstarrte in dem Bewußtsein, für die Kunst etwas gewagt zu haben. Die Amerikanerin versuchte noch, heiter objektiv zu sein. Doch allmählich kam eine ungeheure Langeweile über die beiden Mädchen. Hilflos starrten sie auf Frau Pekelmann. Endlich gab diese das Zeichen zum Aufbruch. Die Pension empfahl sich. — „Gott sei Dank!" rief Isabel, mit der Faust auf den Tisch schlagend, als Frau Paula und Maria mit Japan, England und Amerika verschwunden waren. Diese rücksichtslose Quittung wirkte verblüffend. Die meisten lachten — die Brüder Germanshäuser wurden sehr verlegen, denn die Verabschiedung von den Damen der Gesellschaft hatte Eindruck auf sie gemacht.

Man blieb nicht mehr lange in der „Casa Adolfini". „Hier riecht's moralisch!" rief Isabel. — „Maestro Matteo wird zum erstenmal lüften müssen," meinte Prosper Tiedgen. Zunächst zog man ins „Neue Kasino". Das war ein außerordentlich teures Lokal, das die Gesellschaft nur im Vertrauen auf die Brüder Germanshäuser betrat. Isabel spürte erst hier, als die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf ihre Loge richtete, ihren Erfolg. Dennoch wurde sie Alfred

Digitized by Google

gegenüber nicht freundlicher. Von Tanzmusik und Sekt berauscht, kokettierte sie mit jedem. An Prosper Tiedgen glaubte Alfred sie jetzt Worte richten zu hören, die er nicht verstand. Er lauschte zornig auf die neue Geheimsprache. Plötzlich sah er, daß Ernstens Augen entsetzt auf ihm ruhten. Was erschreckte den Bruder so? Alfred blickte in einen Spiegel. Wirklich — in all seiner Qual spürte er noch ein Behagen, daß die Leidenschaft ihn so entstellen konnte. In dieser Stärke empfinden zu können — das war ihm eine Genugtuung.

Als man aus dem „Neuen Kasino" weinschwer zum Café hinüberging, sah Alfred plötzlich, daß Ernst zu Isabel trat und Prosper Tiedgen vorausschickte. Sie sprachen leise und heftig miteinander. Alfred schlug das Herz. Machte Ernst ihr Vorwürfe? Wagte er das für ihn? Plötzlich wandte Isabel den Kopf zur Seite. Sie weinte. Ja, sie weinte wirklich! Ernst stockte in seinem brüderlichen Zorn. Hilfesuchend sah er sich nach Alfred um. Mit wenigen Schritten war dieser bei ihm.

„Was habt ihr denn?" fragte er, nach Isabels Hand greifend. — Sie entzog sie ihm. „Geht, geht," flüsterte sie. „Macht, daß ihr fortkommt. Laßt mich ganz allein. Ihr quält mich ja doch bloß." — „Ich habe sie nicht gequält!" rief Ernst entrüstet. „Ich hielt es nur für meine Pflicht, sie zu warnen! Ich konnte das nicht länger mit ansehen!" — „Was denn?" fragte Alfred, Isabels Hand suchend. — Ernst stampfte mit dem Fuße auf. „Gott, du willst es natürlich wieder nicht wahr haben! Aber ich weiß, du leidest furchtbar unter dieser Art! Du hast den Erfolg heute möglich gemacht! Du bist ihr der Nächste von allen, nicht wahr — das wird sie selbst nicht bestreiten!" — „Ernst, Ernst!" bat Alfred mit bebender Stimme.

„Was wollt ihr denn von mir?" stieß Isabel heiser hervor. „Was hab ich denn getan? Ihr treibt es noch

Digitized by Google

so weit, daß ich euch vollständig fremd werde!" — „Es handelt sich nicht um mich, sondern um Alfred!" rief Ernst. — „Ich kann nicht anders! Ich kann mich nicht anders machen, als ich bin! Gott, ich bin doch das unglücklichste Geschöpf auf der Welt! Jetzt denken alle Leute, daß ich auf der Höhe meines Lebens stehe, und da muß ich mich wie ein Hund behandeln lassen! Ja, wenn ich nicht so einsam wäre! So vollständig einsam!" — Sie weinte wieder. Die Brüder betrachteten mit leiser Wollust ihre schöne Hilflosigkeit. Plötzlich kam eine Erregung über Ernst, die Alfred nie an ihm gesehen hatte. Er packte Isabels Hand, er schrie die Erschrockene an: „Sei endlich, was du bist! Hol das Gute aus dir heraus! Auch menschlich, nicht nur künstlerisch! Sonst kann mein Bruder nicht mit dir leben! Liebe ihn, wie er dich liebt!" Ernst bekam nach diesen Worten einen feuerroten Kopf, machte kehrt und lief davon.

Alfred sah ihm mit feuchten Augen nach. „Da siehst du es mal. Da hast du es mal erlebt. Ernst ist der beste Mensch, den es auf der Welt gibt. Ich bin so stolz darauf, daß ich sein Bruder bin. Er besteht jede Probe. Ja, Isabel — er will nur unser Glück, aber glaube ja nicht, daß du ihm gleichgültig bist." — Sie stand geduckt, als ob sie Schläge fürchtete. Endlich fragte sie: „Glaubst du wirklich, daß er mich gern hat?" — Alfred zögerte eine Weile — dann antwortete er: „Du kannst deinen besten Freund in ihm sehen." — Sie schob die Unterlippe vor: „Famos, wie er so rasend wurde. Das Temperament hab ich ihm gar nicht zugetraut. Na, komm, Alfred — jetzt sind wir einig, nicht wahr?" — „Ach ja!" rief Alfred, sie an sich reißend. — „Aber eine Bedingung muß ich stellen!" — „Nun?" — „Du hast mich nämlich heute vollkommen mißverstanden. Du bist manchmal — nimm mir das nicht übel, Kind — du bist manchmal direkt dumm. Du hast doch den ganzen Abend gedacht, daß ich mit Prosper Tiedgen was habe?

Digitized by Google

Nicht wahr? Dann kannst du aber von meiner Künstlerschaft keine hohe Meinung haben. Stille! Du siehst mich immer bloß als Frauenzimmer! Das ist dein ganzes Urteil! Ich aber habe heute nur als Künstlerin gelitten!"

„Wie denn?" stammelte Alfred. — „Nun, einfach so, daß ich zu der Überzeugung gekommen bin, ich kann nicht mehr allein tanzen!" — „Nicht mehr allein tanzen . . .?" — „Ja, das schmiß mich fast um, während ihr mich gefeiert habt! Mein ganzes Wesen braucht den Mann, nicht wahr? Folglich auch der Ausdruck meines Wesens, meine Kunst!" — „Ja, aber . . .!" — Alfred starrte so ratlos vor sich hin, daß Isabel laut auflachte: „Ach, du denkst wohl — das ist ja großartig — du sollst mit mir tanzen?! Nein, mein Engel! Um Gottes willen nicht! Damit wäre uns beiden nicht geholfen!" — „Wer denn aber sonst?" fragte Alfred, dem das Blut zu Kopf stieg. — „Aha! Da kommt schon wieder der Othello! Du, nimm dich in acht und sei vernünftig! Ich brauche natürlich dein Einverständnis! Weißt du eigentlich, daß Prosper Tiedgen ein wundervoller Tänzer ist? Ein besserer Tänzer als Maler?" — „Ja, das weiß ich! Aber hoffentlich ist dir auch bekannt, daß Prosper Tiedgen schwindsüchtig ist!" — Isabel warf den Kopf zurück. „Ach was! Das ist nicht so schlimm! Das gehört sogar dazu! Also mit einem Wort: Er ist der Richtige! Ich habe ihn heute erkannt, und wir sind einig, daß er mein Partner wird! Das nächste Mal trete ich mit Prosper Tiedgen auf!"

Sie standen vor dem Café — die andern waren schon hineingegangen. Schneeflocken umwirbelten ihre heißen Köpfe. Alfred suchte in Isabels Augen nach Wahrheit. — „Nun, was starrst du mich denn so an? Du willst wohl wieder nicht? Hast du nicht mal so viel Vertrauen zu mir?" — Er ballte die Fäuste und öffnete sie langsam wieder. „Doch, Isabel . . . Ich habe Vertrauen zu dir . . . Aber denke auch immer daran, daß ich es habe . . ." —

Digitized by Google

„Sehr tiefsinnig. Nun komm. Ich klappere schon vor Kälte.“ — „Ob Ernst nach Hause gegangen ist?“ — „Keine Spur! Der sitzt schon lange drin und wartet!“

Sie gingen in das Café und wurden von den Freunden lebhaft begrüßt. Ernst aber fanden sie nicht.

VII.

Am nächsten Tage nahm Änne Neubrück Abschied vom Erbhügel. Jonathan sah sie nicht mehr. Er war plötzlich zu einem Schloßbau in Österreich abberufen worden. Justine und die Kinder machten Änne das Fortkommen nicht leicht. — „Ich muß, Justine,“ sagte Änne, ohne in die forschenden Augen der Freundin zu blicken. „Ich danke euch den schönsten Übergang zum neuen Leben. Aber schließlich bin ich doch von meiner Mutter abhängig.“ — „Mir hat deine Mutter geschrieben, daß sie auch mit deinem Aufenthalt bei uns einverstanden wäre. Es käme auf dich an.“ — „Das ist es eben.“ — „Willst du durchaus von uns fort, Änne?“ — „Justine! Warum quälst du mich so?“ — „Weil ich will, daß du ehrlich bist.“ — „Was mich treibt, ist meine schreckliche Unruhe. Hier kann ich nicht Herr darüber werden. Hier ist die Harmonie, die ich mir erst erobern will. Ich muß in die Stadt zurück. Ich muß studieren.“ — „Du hast gewiß einen bestimmten Lehrer im Auge?“ — „Keinen bestimmten, Justine.“ — „Wirklich nicht?“

Änne wandte sich ab. Da nahm Justine ihre Hand. „Geh nur. Geh mit Gott. Aber denke immer daran, daß hier draußen etwas ist, was du in München nicht hast. Komm zur rechten Zeit wieder.“ —

Auf der Fahrt nach München wurde es Änne erst klar, was Justine gemeint hatte. Jonathans Frau sah ihren Kampf zu klein. Sie glaubte Änne nur im Bann ihrer erwachten Sinne.

Digitized by Google

Ernst Germanshäusers Bild lebte anders in ihr. Sie sah den Menschen, den sie verstand, obwohl er sie verachtete. Das Edelmetall der Zukunft — tausendmal reicher fühlte sie es in ihm, als in sich. Mußte dieser Mensch nicht sich selbst erhalten bleiben? Er hatte noch die Jugend, die den künftigen Mann bedeutete. Es war unmöglich, daß er dem Untergang nicht widerstehen wollte. Änne ahnte, daß dieser Untergang auf ihn lauerte. Sie hatte das Weib gesehen. Sie konnte Isabel Bimm auf ihr menschliches Maß zurückführen.

Ännes „Lehrer" hatte Justine in Ernst vermutet. Sie hatte nicht unrecht damit. Änne wollte Ernstens kunstgeschichtliche Werke zu ihrem besonderen Studium machen. Bis in die feinsten Äste seines Geistes wollte sie dringen und sich mit seinem reinen Blut erfüllen, um ihn gegen den Feind zu verteidigen. So spann sie sich fanatisch in sein Wesen ein. Das blasse, priesterlich ernste Bild dieses Mannes, der wie ein Kind blicken konnte, verließ sie nicht mehr. Sie wußte, daß er sie nur als Störung sah, doch seine Mißhandlung war ihr Wollust. Sie trug seine Verachtung freudig, weil sie seine Liebe erobern wollte. —

In München ging Änne sofort auf die Wohnungsuche. Sie wählte das Einfachste, was sie fand. Bei Schreinermeister Himmelbauer in der Barerstraße nahm sie eine richtige Studentenbude. Ihre Berliner Bekannten hätten sie nicht mehr erkannt. Eine schmucklose, kleine Studentin wurde sie, das Gesicht von den Wanderungen in der Münchener Umgebung gebräunt, die Glieder kräftig wie ein Knabe, die Augen unter der gewölbten Stirn von dunkler Unrast erfüllt. Hätte Frau Leontine Neubrück ihre Tochter jetzt in München gesehen! Ännes kunstlose Frisur kennzeichnete die Welt, welche die Mutter verachtete. Ihre breiten, staubigen „Normalschuhe" hätten sie an Bettler erinnert. Änne dachte oft mit heimlicher Schadenfreude daran.

Digitized by Google

Bevor sie sich in der Universität immatrikulieren ließ, wagte sie noch, was aus ihrem Innersten herauswollte: Sie sandte einen Gruß an Ernst Germanshäuser. Tagelang schrieb und verwarf sie den Brief. Endlich zwang sie es sich ab, was ein Münchener Dienstmann in die Giselastraße brachte — Blumen, die Ernst gefallen konnten, und eine Karte mit rasch hingeworfenen Zeilen.

Ernst kam mittags aus der Staatsbibliothek nach Hause. Frau Augenmüller, seine Wirtschafterin, empfing ihn mit pfiffigem Lächeln. „Blumen san auch da, Herr Doktor, und an Brieferl dazu." — Ernst spürte keine Neugier. Es geschah nicht zum erstenmal, daß ihm dergleichen ins Haus flog. Er fühlte meist eine feindselige Abwehr gegen solche „Attentate". Die Blumen aber, die Frau Augenmüller heute auf seinen Schreibtisch gestellt hatte, verrieten Geschmack. Die Handschrift des Briefes kannte Ernst nicht. Erst als er ihn zweimal gelesen hatte, wußte er, von wem er kam. — „Tief vertrauter, unbegreiflicher Wanderer Du. Ich glaube, wir gehen denselben Weg, aber ich habe früher erkannt, wohin er führt. Meine Augen folgen Dir und behüten Dich. Du siehst mich nicht gern, ich weiß es. Als Du mich das letztemal sahst, hast Du mich vollständig mißverstanden. Kommt es denn nicht auf Gefühl und Gesinnung an, auch wenn die äußere Form vergriffen wird? Ich bin aus ‚Berlin W', ich stamme aus der Region, die Du fliehst, aber ich schmücke mich nicht mit fremden Federn, ich sage ehrlich, wie ich's meine. Du mußt Dich nur hineinhören, lieber Wanderer. Du kannst es noch, denn Du bist für Menschen geschaffen, nicht für Puppen. Gib acht und warne Dich selbst. Ich verdiene es noch nicht, Dich zu warnen. Erst muß ich weiter sein. Was die Schönheit des Tanzes ist, weiß ich. Aber wir können nur mit gesunden Menschen leben, nicht mit kranken. Wir wollen unsere Schwere loswerden, ja, wir müssen sie auch irgendwie be-

Digitized by Google

wahren. Sei mir nicht böse! Denke über mich nach! Ich schicke Dir Blumen, jeden Tag — werde ihrer nicht müde, mein ferner Freund, denn sie kommen aus einer Seele, die nicht sich will, sondern Dich!"

Ernst blickte lange auf diese Zeilen. Er ärgerte sich über seine eigene Empfindung. Hier klang ein neuer Ton. Ohne es zu wissen, nahm Ernst den Brief und ging damit durch seine Wohnung. Aus der feierlichen Renaissanceruhe des Studierzimmers kam er in die goldig schimmernde Rokokowelt des Musiksaales. Auch zu den schweren, deutschen Schränken des Speisezimmers wanderte der Brief, und überall rüttelte er ein bißchen, überall klirrte es und seufzte in fremdartiger Beunruhigung. Ernst kämpfte mit einem sonderbaren Gefühl; halb erboste ihn die Veränderung seiner Umgebung, halb genoß er sie mit schmerzlichem Behagen. Fest sollte ja nichts mehr für ihn sein — seine Skepsis suchte das Wandelbild der Dinge. Doch durfte ein Berliner Mädel ihn so anrühren? Ein Fräulein Änne Neubrück ihm in den Weg treten? Ja, wo war es doch gewesen? Richtig, bei Jonathan Erb! Aber mit Wissen der Erbs konnte dieser Brief nicht geschrieben worden sein. Übrigens wollte er die Wirtschafterin befragen.

Frau Augenmüller kam. Sie lächelte noch immer, aber sie konnte ihrem Herrn nur sagen, was der Dienstmann ihr erzählt hatte. Das Bier im Hofbräuhaus sei um zwei Pfennig teurer geworden, und bei den Türken gebe es wieder Krieg. Ernst wandte sich ärgerlich ab. Noch einmal las er Ännes Brief. Was für ein greuliches Gemisch von Klugheit und angeflogenem Zeug! Bei unleugbarem Stilgefühl! Er fiel nicht darauf herein. Die Blumen sollten nur täglich kommen, aus der Seele, die nicht „sich suchte"! Eine Antwort bekam sie nicht.

Änne wartete vierzehn Tage. In schlaflosen Nächten suchte sie sich ein Bild davon zu machen, wie Ernst ihre

Digitized by Google

Sendung aufgenommen. Als er schwieg, überredete sie sich gewaltsam dazu, daß sie keine Antwort erwarten dürfe. Dadurch wurde sie etwas ruhiger. Die Universität nahm sie in Anspruch, und sie arbeitete den ganzen Tag. Verkehr suchte sie nicht. Sie genoß die Einsamkeit in der großen Stadt wie eine Kasteiung. Nur einige Abende brachten ihr Genuß, den sie mit größter Sorgfalt vorbereitete. Sie besuchte alle Veranstaltungen, wo sie Ernst Germanshäuser vermuten konnte. Es erfüllte sie mit bebendem Glück, wenn sie ihn wirklich traf. Er durfte sie freilich nicht sehen — wichtiger als der Kunstgenuß war es ihr, den Platz zu bekommen, wo sie ihn heimlich beobachten konnte. Wenn Ernst mit Alfred und Isabel erschien, erwog sie den ganzen Abend die Wirkung der Feindin auf ihn. Wenn er allein kam, knüpfte sie übertriebene Hoffnungen an eine mögliche Entzweiung.

Dieser psychopathische Zustand wurde nur durch die Menschen, bei denen Änne wohnte, gelindert. Aloisius Himmelbauer und seine Familie waren — das fühlte Änne — eine ungleich wertvollere Bekanntschaft als der Kulturkreis um Isabel Bimm. Den Schreinermeister sah Änne nur wenig, da er rastlos in seiner Werkstatt arbeitete. Um so näher kam ihr Frau Himmelbauer und durch sie das Leben ihrer Kinder. Die Mutter bediente Änne und begriff durch ihren lebenserfahrenen Instinkt, was in der fremden Dame vorging. Sie konnte es freilich nur als „unglückliche Liebe" bezeichnen. Doch was war es im Grunde sonst? Auf die einfachste Formel zurückgeführt, empfand Änne sogar eine Hilfe bei dieser Mutter. Sie gestand Frau Himmelbauer nichts ein, aber sie ließ sich von ihrem Gefühl betreuen und machte sie um so rückhaltloser für eigene Geständnisse.

Änne hatte bald erkannt, daß in dem ehrlichen Daseinskampf dieses Bürgerheims auch geheime Seelenkämpfe herrschten. Vater Himmelbauer war ein Münchener Hand-

Digitized by Google

werker von altem Schlage. Trotz aller Lebensnot, die ihn über sechzig Jahre nicht aus den Klauen gelassen, war er ohne Bitterkeit geblieben. In jeder Lage auf die eigene Kraft gestellt, war er voll kindlichen Glaubens an Gott. Der Geist des Umsturzes umbrandete ihn, aber er hielt sich königstreu. Dieser alte Arbeiter hatte den Krieg von 1870/71 mitgemacht und trug das Eiserne Kreuz. Er klammerte sich an Sitten und Gebote, die sein langes Leben begleiteten. Daß er dadurch mit den neuen Ansprüchen zusammenstieß, war seine Unsicherheit. Er zwang sie durch Arbeit nieder. Der Liebe seiner Angehörigen konnte er sicher sein. Dennoch wurde sein Feierabend oft von Hader erfüllt. Änne kam einmal dazu — sie mußte beständig zwischen Vater und Kindern vermitteln. Am nächsten Morgen erfuhr sie von der Mutter, was an dem Glück der ehrlichen Leute nagte.

Hubert, der Sohn, diente seit Oktober beim Garde-Leibregiment. Er war ein stattlicher Soldat, aber innerlich ließ er nicht nach, den aufgezwungenen Beruf zu bekämpfen. Er gehörte der sozialdemokratischen Partei an. Dazu war er, was der Vater noch nicht ahnte, aus der Landeskirche ausgetreten. „Er glaubt nix mehr, der Bub!“ jammerte Frau Himmelbauer. „Dabei is er ein grundguter Mensch — das sag ich Ihnen, Fräul'n! Der tut keiner Flieg'n nix!“ Änne suchte etwas zu rasch die Ursache von Huberts Abfall zu erkunden. Da bekam sie die merkwürdige Antwort: „Na, wie halt 's Leben is, Fräul'n! Mir Alten ham 's zu schwer g'habt, und die Jungen schaun zu! Da is kein Wunder, daß man hart wird!“

Änne sah ferne Welten zusammentreffen. Ihr eigenes Schicksal aus der Berliner Entwicklung begegnete ihr im Münchener Heim. Was wußten diese Menschen von ihr? Und doch — man verstand sich. An diesem Tage wurde Änne von Ernst Germanshäuser abgelenkt. Ein neues Schicksal drang auf sie ein. Den Kampf des Soldaten, der

Digitized by Google

ein heimlicher Revolutionär war, beobachtete sie. Aber sie hatte auch seine Schwester in der Nähe. Allmählich freilich mußte sie erkennen, daß Babett ihr ferner stand als Hubert.

Frau Himmelbauer klärte sie über die Tochter auf. Der Vater ließ das frische Mädel nicht zu seinem Lebenselement hinaus. Fasching hatte längst angefangen, und die Babett hatte noch keine „Redut" mitgemacht. Änne konnte bei dieser Leidensgeschichte nicht ernst bleiben. Dann aber berührte es sie immer mehr, die Inbrunst kennen zu lernen, mit der die Münchener Jugend an ihrer Freude hing. Sie schien ihr heiligstes Recht zu verfechten. — „In der Sach is der Vater recht z'wider! Nachher kimmt doch an Aschermittwoch!" — Frau Himmelbauers Worte verließen Änne nicht. Da war einmal eine Mutter, welche die Freude ihres Kindes verteidigte. Änne wußte jetzt, warum sie sich auf den wenigen Festen, die sie in Berlin besucht hatte, nie glücklich gefühlt. Sie hatte unter Vorschrift genossen, sie war kritisch geblieben. Konnte München wirklich diesen Gegensatz versöhnen? Änne hatte bisher kaum an den Karneval gedacht. Durch Babett Himmelbauer wurde es ihr plötzlich bewußt, daß sie mitten darin war. Die Mutter nahm sie eines Abends in Babetts Stube mit. Das Mädchen war eben aus dem Warenhaus heimgekommen, wo sie viele Stunden verkauft hatte. Zu Hause verlangte sie zuerst nicht nach ihrem Nachtmahl, sondern nach ihrem Faschingskostüm. Sie erschrak vor Änne nicht, sondern freute sich, ihr die „Pracht" zeigen zu können. Das Kostüm war „spanisch", wie Babett und die Mutter immer wieder versicherten. Mit einem frohen und schmerzlichen Stolz strich das Mädchen über die rote Halbseide hin und ließ das gelbe Münzenwerk am Mieder klappern.

In Änne wallte Mitleid auf. Sie gab ein zu kühnes Versprechen. Beim Vater wollte sie ein gutes Wort für Babett einlegen. Schon am nächsten Abend hatte sie Ge-

Digitized by Google

legenheit zu ihrem Wagnis. Sie traf den Schreinermeister auf der Treppe, als er eben mit Säge und Zollstock aus der Werkstatt kam. Vater Himmelbauer begrüßte das Fräulein sehr freundlich und lud sie nach verlegenem Zögern zum Nachtmahl ein. „Wann's nix Bess'res vorham und uns amal die Ehr geb'n woll'n — heut hat die Mutter was Extras! Merken's net? Die ganze Stieg'n riecht danach! An G'selchtes mit Kraut! Dös kriegen's in Berlin fei net, so wie's die Mutter macht!" — Änne war davon überzeugt und sagte freudig dankend zu.

Aus der mächtigen Schüssel, die Frau Himmelbauer auftrug, dampften Wohlgeruch und Eintracht. So lange gegessen wurde, blieb das Gesprächsthema: „G'selchtes mit Kraut". Nicht nur die Eltern, auch Hubert und Babett gaben sich dieser Frage hin. Dann aber weckte die dritte Maß Bier Vater Himmelbauers Temperament. Er hatte im Vorabendblatt der „Münchener Neuesten" das Ende eines Sensationsprozesses gelesen und hielt sein Laienurteil nach dem richterlichen nicht zurück. Es handelte sich um einen Totschlag, den ein Student aus vornehmem Hause an seinem Nebenbuhler begangen hatte. Gegenstand des Zwistes war eine hübsche Kellnerin, und das Kneipenleben der Großstadt wurde wieder einmal aufgedeckt.

„So ein gebüldeter Herr!" klagte Mutter Himmelbauer, indem sie einen Happen Kraut kunstvoll um ihre Gabel wickelte. „Der Vater is an Geheimer Regierungsrat! Jetzt muß der Sohn ins Gefängnis! Vier ganze Jahr lang ins Gefängnis!" — „G'schieht ihm schon recht, dem Haderlump!" knurrte der Vater. „Is viel z'weni!" — „Wann er bloß der Bub von an Schreiner wär, da hätt er zehn Jahr ins Zuchthaus müss'n!" meinte Hubert, seinen Maßkrug geräuschvoll auf den Tisch setzend. — Der Vater schüttelte ärgerlich den Kopf. „Dös sag i net! Dös braucht man den Herren von unsern Landgericht net nachz'sag'n!

Digitized by Google

Dös san gerechte Richter! Die schau'n net auf Rang und Stand!" — „Ah, gehn's, Vater! Dös tun's ja alle!" — Der Alte schlug mit der wuchtigen Faust auf den Tisch. „Du hast halt deine Meinung, und ich hab die meinige, net wahr?" — „So is's, Vater! Freili! Da kimm mir net zammen!" — Die Mutter stieß Hubert an. Er schüttelte den Kopf, der röter wurde als sein Soldatenkragen. Dann zwang er sich zu spöttischem Schweigen.

„Mir is aa allweil scho so vorkommen," begann jetzt die Babett schnippisch, „als ob die Herrn von's G'richt nimmer g'wußt ham, wie's die Sach zu End führ'n woll'n." — Der Vater warf sich zu ihr herum. „So? Meinst, du Gelbschnabel?! Ja, was waßt denn du davon?" — „Na, Vater!" wandte jetzt Frau Himmelbauer ein. „Die Babett is ka klans Kind mehr, und g'lesen hama den Prozeß halt alle!" — „Da hast recht, Mutter! Dem lieben Herrgott sei's geklagt! Kinder san's net mehr die zwei, und die Nasen tun's nur in Sachen steck'n, die's nix angehn!" — „Ach, Vater," widersprach da die Babett, „es handelt sich doch um junge Leut! Ob dös unserans net a weng besser versteht?" — Jetzt tobte der Alte los: „Dös mußt freili von selber wiss'n! Ob's dich mit solch an Saumensch von Wassermadl vergleichst! Ob's di als mei Tochter net für z'gut hältst —!" — „Vater, Vater!" rief Frau Himmelbauer empört. „Halt dich jetzt zammen! Mei leibliche Schwester is zwanzig Jahr lang Kellnerin im Löwenbräu g'west! Dös is an grad so an ehrlich's Handwerk wie's deinige!" — „Ja, Pepi! Kimmt nur drauf an, wie's ausgeübt wird!"

Ein dumpfes Schweigen folgte. Dann wandte sich Frau Himmelbauer an Änne: „Entschuldigen's, Fräul'n — mei Mann, der is halt aso. Er meint's net so bös." — „I mein's, wie i's mein!" polterte Aloisius. „Nix für ungut, Fräul'n! Man hat mit die Kinder sei Kreuz! Trinken's an Enzian —

Digitized by Google

dös is gut aufs Kraut!" — Er goß ihr ein Gläschen ein. Änne versuchte zu trinken, mußte aber heftig danach husten. „Herr Himmelbauer," begann sie nach einer Weile, „Herr Himmelbauer, es ist wirklich sehr schwer, über etwas ruhig zu urteilen, was in der Leidenschaft begangen worden ist. Ich habe mir schon oft gedacht, daß ich Verbrecher bei ihrer Tat wahrscheinlich verstanden hätte. Nachher, wenn man sieht, was sie angerichtet haben, wird man streng. Ich meine, man wird viel strenger, als der liebe Gott es gemeint hat."

Himmelbauers alte Augen sahen Änne eine Weile prüfend an — dann antwortete er ruhiger: „Dös streit i net. Da sagen's was ganz Recht's, Fräul'n. Zu verstehn is schließlich all's. Aber a Moral muß dabei san — dös sag i! Glauben's denn, daß i zeitlebens an alter Kracher g'wen bin? Daß i net g'wußt hab, was junge Leut san und was junge Leut erleb'n? I hab schon aa mein Teil am Buckel! Schaun's nur auf die Alte — die nickt dazu!" — „Ja, Vater — du warst schon an Schlimmer!" — „Na, na! Nur net z'viel, Mutter!"

Änne lachte. Auch Babett kicherte jetzt. Nur Hubert blieb trotzig ernst. Nun kam das Wagnis über Änne: „Haben Sie in Ihrer Jugend auch tüchtig den Fasching mitgemacht, Herr Himmelbauer?" — Babett sah gespannt auf ihren Vater. — Aloisius blieb ruhiger, als man gedacht. Er ließ sich nicht fangen. „Freili, freili, so wie sich's für an jungen Mann g'hört. I bin aa kan krummhaxeter Teifi g'wen. Dagegen sag i nix. Aber die jungen Leut damals, Fräul'n — dös is der Unterschied — die waren anders als die heutigen!" — „Lieber Herr Himmelbauer! Ich glaube, sie waren genau so!" — „Ja, Vater!" brach jetzt die Babett los. „Natürlich, Vater!" — „Aber schon ganz selbstverständlich!" fügte der Hubert sarkastisch hinzu.

Himmelbauer stand mit einem Ruck vom Tisch auf.

Digitized by Google

„Na!" schrie er. „Dös bitt i mir aus! Dös war sei net aso! Mir ham an Anstand g'habt! Mir ham a Moral g'habt! Nahm's dös net für übi, Fräul'n, aber Sie ham ka Ahnung, wie's jetzt in Minka zugeht! Den Preuß'n und den Herr'n ‚Studierten' san unsere Madeln grad recht! Da sollten's amal neischaun beim Bal Paré und ins Kolosseum! Was die Logen und die Separierten san und der Frassä! Dös waaß a jeds! Da geht's wie beim Teifi sei Großmutter zu!" — „Aber Vater!" — „Ja, Pepi! Dös muß i schon sag'n, wenn dös Fräul'n so daher redt! Sonst versteht's ja net, warum an Vater san Kind net hergeb'n mag für die Luderei!" — Babett sprang wütend auf. „Dafür braucht's mir aa net herz'geb'n, Vater! Dös wird net verlangt!" Nach diesen Worten schmiß sie die Tür hinter sich zu.

„Was san dös für Sitten?!" brüllte der Alte. — Da trat ihm auch noch Hubert entgegen. „Die Babett hat recht! Und um andre Ausdruck möcht i den Herrn Vater schön bitt'n! Dös bitt ich mir aus für mei' Schwester!" — „Mach, daß d'nauskimmst, du Fallot, du meineidiger, du stinkerter Roter!" — Hubert sah seinen Vater von oben bis unten an — dann verließ auch er die Stube.

Himmelbauer lief rasend umher. „Dös muß i mir von mein eignen Bub'n sag'n lass'n! So muß i mir von meine eignen Kinder anschaun lass'n! Und dös Fräul'n sitzt dabei!" — Änne wußte vor Verlegenheit nicht, wo sie hinsollte. Aber ihre Sympathie für den Alten war so stark, daß sie um jeden Preis seine Beruhigung versuchen wollte. Er merkte ihre Absicht und bezwang sich. Bittend sah er schließlich seine Frau an. „Na, Mutter! Wan' doch net! Du kennst mi doch! Ich hab's halt im Blut! Nu hör doch auf! Sonst geh i aa! Dös g'hört si doch net! Mir ham dös Fräul'n eing'lad'n — zu G'selcht's mit Kraut! Da dürfen wir's doch net allein lass'n!" — „Als ob du noch

Digitized by Google

weißt, was sich g'hört!" — Himmelbauer wandte sich verzweifelt zu Änne: „Nu schaun's dös Weib an! Wissen Sie denn aa net, wie ich's g'meint hab?!"

Jetzt faßte sich Änne. „Aber gewiß, Herr Himmelbauer. Sie haben ja in mancher Beziehung recht. Nur glaub ich ..." — „Ja, ja — Sie san a gebüldete Dame, und i bin an grober Schreiner! Dös is der Unterschied! Aber i glaab immer, wann's amal länger in Minka san — dann geben's mir recht! Sie san ja aus Preuß'n, net wahr? I sag nix gegen die Preuß'n! Dabei san aa sehr anständige Leut! Aber was die jungen Herrn san, die bei uns studiern und ihr Vergnügen bei uns such'n — davon hama viel z'viel, Fräul'n! Dös können's mir glaub'n! Die Jugend heutz'tag — nur Luxus und G'spusi! Da is doch kan Gott net mehr und kan König und kan Vatterland?"

„Alois, dös derfst von unsern Hubert net sag'n!" wandte die Mutter empört ein. „Er ist beim Sundheimer in der Lindwurmstraß'n — da is er der erste G'sell! Wie der Himmelbauer arbeitet keiner, hat der Sundheimer amal selber g'sagt!" — „Ja, ja, die Arbeit! Wer redt denn von der Arbeit? Aber am Abend geht er in Versammlungen, und bei Tag da tragt er den König sein Rock! Dös macht mir schwere Sorge, Pepi! Was wißt's ihr Weibsbilder davon? Manchmal denk i, der Bub richt als Soldat noch an Unglick an!"

Änne näherte sich dem Alten. „Nein, Herr Himmelbauer — ich glaube, es bleibt nur ein innerer Kampf. Das ist bei uns Jungen jetzt so. Wir alle stehen an einem Wendepunkt. Um so besser können wir arbeiten. Um so zuverlässiger werden wir sein." — Der Schreiner griff mit seiner harten Rechten nach Ännes weicher, zutraulicher Hand. „Na, Fräul'n! Na! Kan Gott und kan König und kan Vatterland?! A so geht's doch net! A so is nie gang'n!" — „Unter andern Begriffen, Herr Himmelbauer! Die Begriffe haben

Digitized by Google

ſich geändert — der Kern bleibt beſtehen! Ich glaube, es kommt für uns alle nur auf die Probe an . . .!" — „Die Prob?! O, du mein! Die tät ſchön ausfall'n! Da möcht i net hinſchaun! Ihr genießt's, was mir Alten mit unſern Herzblut g'ſchafft ham! Ihr wißt's gar net, was dös Leben eigentlich wert is! Der Kern! Was meinſt, Pepi? Ham die jungen Leut heutz'tag noch an Kern?! I glaab's nimmer! Dös is ſcho lang g'fehlt!" — „Alois! Wie kannſt dös zu dem Fräul'n ſagen? Was waßt denn du von die gebüldeten Leut?" — „Du mein! I will aa nix wiſſ'n! Ich waß ſcho gnua! Die Prob! Ja, dös wär ſcho an Segen nach all dem ſündhaften Leben! Da könntet's amal zeig'n, aus was für an Holz ihr g'ſchnitzt ſeid! Mir is niemals gut gang'n! Aber die Prob — ja, ja! Dös war mir immer b'wußt!"

Nach dieſer wunderlichen Rede nickte Aloiſius Himmelbauer noch einmal und verließ die Stube. In Änne klangen die Worte des Schreiners nach. Als ſie im Bett lag, konnte ſie keinen Schlaf finden. Langſam dämmerte das Bild Ernſt Germanshäuſers wieder vor ihr auf. Würde er einmal die Probe beſtehen? — Es erſchien ihr jetzt, als ob die Möglichkeit dazu nicht mehr vorhanden wäre. Draußen in der ſtummen Winternacht regte ſich nichts — die alte Kraft der Ahnen war verſunken. Alles bereitete ſich auf ein ewiges Geſtern vor. Welche Qual, jetzt jung zu ſein! Welche Luſt auch! hatte Änne einmal gedacht. Aber die Liebe blieb über allem.

Plötzlich ſchreckte ſie auf. Den Korridor entlang, an ihrer Tür vorbei, tappten vorſichtige Füße. Ging jetzt noch jemand fort? Um zwei Uhr nachts? Das war wohl nie bei Alois Himmelbauer vorgekommen. Änne hörte behutſam den Schlüſſel zum Stiegenhauſe drehen — dann ein Raſcheln und leiſes Klappern. Jetzt wußte ſie, was ſich draußen ereignete. Das Kind trotzte dem Vater. Heute nacht war

Digitized by Google

„Redut" im Löwenbräukeller — die Babett lief hin. Vater Himmelbauer war entthront. Änne saß aufrecht im Bett und lauschte. Nun stürmt das Münchener Mädel in sein Schicksal hinaus. Nun folgte es nur noch dem eigenen Willen. Konnte der enttäuscht werden? Leise verhallte das Klappern . . .

VIII.

Jonathan und Justine Erb bewiesen Änne, daß sie ihr wegen ihrer Flucht nach München nicht zürnten. Die Korrespondenz blieb in alter Herzlichkeit. Änne wußte aber nicht, daß der Erbhügel auch in der Stadt für sie sorgte. Justine fürchtete die Wirkung der Einsamkeit auf Annes schweres Gemüt. Sie beauftragte deshalb Peter Heilmann, sich ihrer Kusine anzunehmen. Peter war dazu bereit, obwohl Änne Neubrück nicht zu den Mädchen gehörte, die ihn reizten. Er wollte nur Justine dadurch dienen. Jeden Sonntag fuhr er zum Erbhügel hinaus und „rapportierte".

Leicht war es nicht gewesen, an die scheu Verliebte heranzukommen. Endlich hatte Peter sie im Odeon, bei einem Akademiekonzert, erwischt. Änne stand, in Träumerei verloren, an einer Säule. Ernst Germanshäuser war nicht gekommen, obwohl die „Romantische Symphonie" von Bruckner gespielt wurde. Nun grübelte sie über den Grund seines Ausbleibens. War er krank? Dann mußte sie zu ihm und ihn pflegen. Mochte er sie auch davonjagen — er war in München ganz allein. Isabel Bimm kümmerte sich um keinen Kranken.

Änne wurde aufgeschreckt. Plötzlich trat ein freundlich lächelnder, junger Herr auf sie zu. Aber sie kannte ja das Gesicht — es kam aus der besseren Welt. Peter Heilmann begrüßte sie und bestellte ihr Grüße von den Erbs. Dann verließ er sie bis zum Schluß des Konzerts nicht. Sie fühlte allmählich eine tiefere Absicht bei ihm, die ihr wohltat.

Digitized by Google

Sie war doch durch die Erbs verwöhnt gewesen und wußte nun, wie einsam sie geworden war. Als Peter sie nach dem Konzert in die Barerstraße begleitete, gestand er ihr Justines Auftrag. Seine Offenheit machte auch Änne vertraulich. Sie einigten sich, Justine zuliebe. Änne wollte von jetzt an in der Pension Pekelmann verkehren, wenn sie auch wußte, daß Isabel Bimm dort wohnte.

HinterÄnnes Zusage steckte ein tieferer Wunsch, den sie Peter verbarg. Sie sah in seinem Vorschlag die Verwirklichung ihres Lieblingsgedankens. Weder der undiplomatische Dichter noch Justine, die ihn beauftragt, hatte diese Wendung vorausgesehen. In der Pension Pekelmann verkehrte Ernst Germanshäuser. Einer gesellschaftlichen Begegnung mit Änne konnte er nicht ausweichen. Sie wurde durch Peter eingeführt und trat ihm auf neutralem Boden entgegen. Peter war sehr erstaunt, als er von Änne Neubrück Abschied nahm und eine überschwängliche Dankbarkeit an ihr bemerkte. —

Sie kam schon am nächsten Nachmittag in die Pension. Überrascht sah Peter, wie hübsch sie in ihrem breiten Pelzhut war. Er führte sie mit einem gewissen Triumph in das Speisezimmer. Dort saßen Frau Pekelmann und Maria mit Miß Haw und Miß Robson beim Tee. Man war über die erste Unterhaltung noch nicht fortgekommen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und Isabel Bimm den Kopf hereinsteckte. Sie sah die Fremde, änderte aber ihren Ton nicht: „Kommt mal schnell rüber zu Kusangara! Er packt seine Bäumchen aus!"

Als Isabel wieder verschwunden war, lachten die Damen und klärten Änne über sie auf. „Das war Fräulein Bimm, die berühmte Tänzerin," sagte Frau Pekelmann. „Sie hat neulich in der Tonhalle getanzt — mit kolossalem Erfolg — aber das ist Ihnen wohl bekannt? Jetzt ruft sie uns zu einer fabelhaft interessanten Sache. Wollen wir nicht hinüber-

Digitized by Google

gehen, meine Damen? Fräulein Neubrück kommt auch mit! O, das macht gar nichts! Ich stelle Sie vor!" — Änne war noch von der plötzlichen Begegnung mit Isabel verwirrt. Errötend fragte sie: „Verzeihung — ich weiß ja nicht — um was handelt es sich denn, gnädige Frau?" — „Ach, Gott, bei uns wohnt ein junger Japaner! Anaji Kusangara heißt er — der Sohn eines Ministers in Tokio! Er studiert auf der technischen Hochschule! Jede Woche kommen die merkwürdigsten Sachen für ihn an! Die Bäumchen werden aber sicher das Schönste sein! Denken Sie sich, er hat eine ganze Sammlung von japanischen Zwergbäumen! Sein Zimmer hat eine verschließbare Loggia, und da will er sich einen richtigen Garten anlegen! Ist das nicht entzückend? Einen japanischen Garten? Hier mitten in München?" — Änne nickte, ohne das erwartete Interesse zu zeigen. Doch zu denen, die Anaji Kusangaras Garten bewunderten, ging sie mit.

Der Japaner hatte das beste Zimmer der Pension. Als Änne eintrat, fiel ihr erster Blick auf Ernst Germanshäuser. Entzückt beugte er sich über Kusangaras Zwergbäume und bemerkte Änne noch nicht. Außer Isabel waren auch Alfred Germanshäuser, Prosper Tiedgen, Leon Glüschein und Konstantin Somaroff anwesend. Der Japaner erklärte das Wunder seiner Heimat. Alle nickten dankbar. Änne hatte nur Sinn für Ernst. Sie hörte nicht, welche Schwierigkeiten der Transport der Bäumchen nach Europa bereitet habe. Zwei eingeborene Gärtner seien mitgereist und hätten die kostbaren Pflanzen im Schiffsraum gepflegt. Doch trotz der enormen Kosten habe Anaji Kusangaras Vater den Wunsch seines Sohnes erfüllt. Anaji könne sich in Europa nicht glücklich fühlen ohne seine Bäumchen. Die seltensten Arten seien hier beisammen. Nun komme alles darauf an, sie durch das rauhe Klima Deutschlands zu bringen.

„Wundervoll," flüsterte Ernst. „Hast du so etwas Ent-

Digitized by Google

zückendes schon gesehen, Alfred?" — „Nein. Es ist wirklich wie ein Märchen." — „Mir geht es sonderbar," lispelte Isabel. „Ich bekomme durch die Bäumchen erst ein Verhältnis zur Natur." — „Gratuliere, Fräulein Bimm!" meinte Peter Heilmann spöttisch. „Deutsche Waldbäume sind aber auch nicht von Pappe!" — Die Tänzerin warf trotzig den Kopf zurück: „Das weiß ich, Herr Heilmann! Aber für mich können sie sein, was sie wollen — ich empfinde unsere Natur als viel zu plump und unverhältnismäßig! Ich lasse mich nicht gern von jedem groben Eichbaum erschlagen! Die Maßstäbe sollen sich nach mir richten, nicht ich mich nach ihnen!"

Man lächelte erstaunt, aber beifällig. Anaji Kusangara, der kein Wort verstanden hatte, grinste. Wie immer, sah Isabel nach ihren Worten auf den, der eine neue Erscheinung in ihrem Publikum war. In diesem Augenblick wußte sie, daß Änne Neubrück ihre Feindin war. Die junge Berlinerin sah sie an, als wollte sie am liebsten sagen: „Quatschliese." Dann blickte sie nur noch auf Ernst — das merkte sich Isabel. Sie lachte plötzlich laut, als ihr Instinkt Ernstens Unbehagen an Änne spürte. Also so stand die Sache! Darum hatte Fräulein Neubrück sich bei den Pekelmanns einführen lassen! Isabel Bimm drohte von diesem kleinen Pechvogel keine Gefahr.

Ernst stand neben Änne. Eine Unterhaltung war jetzt unvermeidlich. Außerdem entging es ihm nicht, daß Änne heute viel besser aussah. Den weißen Pelzhut erkannte er an. Es durchrieselte sie, als sie sein erstes Wohlgefallen auf sich ruhen sah. — „Ich habe gar nicht gewußt, daß es auch Eichen unter den Zwergbäumen gibt," sagte Ernst. „Lebensbäume und dergleichen hatte ich schon gesehen." — „Mir waren auch die unbekannt," antwortete Änne mit rotem Gesicht. „In Berlin waren sie noch nicht eingeführt." — Ernst lächelte. Erschrocken ärgerte sie sich über ihre letzten Worte. —

Digitized by Google

„Ja, wenn sie in Berlin noch nicht ‚eingeführt' waren," sagte er. Dann fügte er hinzu: „In München kommt auch schon mancherlei zu seinem Marktwert." — „Ach, München ist überhaupt fein." — „Fein — das meine ich eben. Etwas so Feines, wie die japanischen Zwergbäume, muß von hier aus durchdringen. Das Spezifische einer fernen Kultur erkennt man hier tiefer. Mühte sich die deutsche Kunst nicht vergebens, über Naturalismus und Symbolismus zu einem Naturstil zu kommen? Es handelt sich doch schließlich nur um die Eroberung der Natur durch Zivilisierung. Die müssen wir erreichen, sonst versagen wir vor dem Wunder jeder Wiesenblume."

Er brach ab, da Änne verlegen schwieg. Jetzt mußte sie etwas sagen, um nicht dumm zu erscheinen: „Es ist wirklich furchtbar nett. Genau wie die großen Bäume." — Ernst schüttelte den Kopf. „Furchtbar nett ... Es ist eine Offenbarung. Sehen Sie doch die Furchen und Knorren im Stamm, die starken Wurzelausläufer — ein absolutes Diminutiv unserer mächtigsten Waldbäume. Es könnten Eichen von mehreren Jahrhunderten sein, aber aus Liliput, von Gulliver mitgebracht. Ein Riesenspielzeug aus der Werkstatt Gottes." — Er begeisterte sich, doch Änne konnte nicht mitfühlen. Sie schwieg, um ihn nicht durch Widerspruch zu reizen. —

Änne kam nun öfters in die Pension Pekelmann. Sie schloß sich Maria und Miß Robson an. Zu spät erkannte sie, daß sie Ernst durch ihr häufiges Kommen verscheuchte. Von Isabels Stellungnahme gegen sie wußte Änne nichts. Die Tänzerin hatte den Brüdern erklärt, daß sie keinen Verkehr mit Fräulein Neubrück wünsche. So spaltete sich die Gesellschaft der Pension von neuem. Frau Pekelmann merkte nicht, woran es lag, und klagte zu jedermann darüber. Maria aber wußte Bescheid. Sie sah bei Änne verwandte Schmerzen und nahm sich ihrer hilfreich an.

Digitized by Google

‚Isabel und ihre Herren‘ stürzten sich ins Faschingsleben. Man sah sie kaum noch, denn ihre Heimkehr fand immer erst am hellen Morgen statt. Bis zum Mittagessen wurde geschlafen und bis zum Abend Toilette gemacht. Es gab in München kein größeres Fest ohne Isabel und ihre Herren. Nur Prosper Tiedgen versagte zuweilen. Wenn er drei Tage mitgebummelt hatte, bekam er einen Brustkrampf, der es ihm unmöglich machte, sein Zimmer zu verlassen. Da er aber gewiß sein konnte, daß Isabel abends bei ihm eindrang, um ihn mitzuschleppen, fand er die Ausflucht, für den nächsten gemeinsamen Tanzabend probieren zu müssen. Er warf sich sogar ein Kostüm über den fieberheißen Körper und hüpfte mit äußerster Anstrengung auf dem Teppich umher, um Isabel zu überzeugen. Er kannte sie — es schmeichelte ihr, ihn für sich arbeiten zu sehen, während sie auf einem Fest war. Hatte sie sich aber entfernt, so wurde der Kranke von Bluthusten geschüttelt. Er besaß nur noch die Kraft, kostümiert, wie er war, aufs Bett zu fallen.

Die Brüder Germanshäuser wurden zum erstenmal in den Fasching hineingezogen. Plötzlich verstanden sie nicht mehr, warum sie in früheren Jahren so viele Freuden gemieden hatten. Sie setzten sogar ihren Ehrgeiz darein, alles mitzumachen, alles vertragen zu können. Alfred kam besser durch als Ernst. Das reflektierende Gemüt seines Bruders hatte nicht so viel Kraft zu vergeben. Ernst konnte kein Erlebnis von sich weisen. Doch während er genoß, versank er schon in Erinnerung. So wurde er bald ein bleicher Gast, der sich zum Tanzen zwang und eigentlich nicht mehr wußte, warum er sich all der Narrheit hingab. Schöne Frauen umdrängten ihn, aber es bedeutete ihm nichts. Die Eine, Schönste blieb aus. Daß Isabel es nicht war, schmerzte ihn kaum, weil er sie dem Bruder lassen konnte.

Eines Abends, bevor ‚Isabel und ihre Herren‘ die Pension

Digitized by Google

Pekelmann verließen, sah Änne Ernst. Sie erschrak im Innersten, denn sie erkannte ihn kaum wieder. Wo war der transparente Zauber dieses edlen, kulturverwöhnten Kopfes geblieben? Wo die zarte und doch stählerne Energie seines vom Wissen ungebeugten Jünglingskörpers? Ein fremder, gedunsener, widerwilliger Mensch ging an ihr vorüber. Ein Müder, der alles Köstliche hergegeben hätte für eine Nacht gesunden Schlafs. Änne sah ihm zitternd nach. Plötzlich fühlte sie sich bei der Hand ergriffen. Maria Pekelmann stand neben ihr. Da verlor Änne die Fassung. Maria zog die Weinende in ihr Zimmer.

„Sie brauchen mir nichts zu sagen, Änne," sagte sie, auf den dunklen Kopf, der an ihrer Brust zuckte, niederblickend. „Ich weiß, was vorgeht. Gutes und Böses. Wenn man nur das Böse immer hindern könnte." — Änne fuhr auf. „Aber was soll denn aus ihm werden, Maria? Haben Sie nicht bemerkt, wie er aussieht? Die Menschen richten ihn ja zugrunde!" — „Untätig kommt man jedenfalls nicht weiter. Von weitem klagen und Vorwürfe machen, hat keinen Sinn. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Nehmen wir den Kampf an Ort und Stelle auf. Bleiben wir nicht traurig zu Hause sitzen, sondern gehen wir einfach auch dorthin, wo er ist!" — Änne sah sie mit großen Augen an. „Aber wissen Sie denn, wo er ist, Maria?" — „Das weiß ich immer. Mit mir wird ja alles beraten. In Kostümfragen sind die großen Männer hilflose Kinder. Heute sind sie alle auf dem Starnberger Sommerfest — in der Schwabinger Brauerei natürlich." — „Und da sollen wir — da können wir auch hin?" — „Allein natürlich nicht. Ich werde dafür sorgen, daß wir einen Kavalier haben. Miß Robson kommt, denk ich, auch mit." — „Und — kämpfen? Sagten Sie nicht kämpfen, Maria, an Ort und Stelle?" — „Nun, nicht so, daß wir etwa als Amazonen in die Schwabinger Brauerei einziehen und Ernst Germanshäuser heraushauen, wenn er

Digitized by Google

mit Isabel Bimm tanzt —" — „Maria!" — „Nein, ernsthaft, Änne! Wir können ihn nur beobachten und ihm zeigen, daß wir da sind!" — „Glauben Sie, daß das schon etwas nützt?" — „O, unter Umständen viel!"

Peter Heilmann wurde der Kavalier. Maria hielt ihn fest, als er eben fortgehen wollte. Man fand ihn ganz bei der Sache. Miß Robson war auch einverstanden — sie brauchte nie Bedenkzeit. Die Kostümfrage war für das „Starnberger Sommerfest" leicht zu lösen. Man holte die besten Waschkleider aus dem Schrank — die Damen brachten durch Bänder- und Blumenschmuck einen phantastischen Zug hinein, der Herr zog seinen Tennisanzug an. Trotzdem mußte man bitter lachen, als man in die nächtige Winterkälte hinauskam. So wurdeÄnnes erster Eindruck vom Münchener Fasching ein herber; sie verbiß sich in den Gedanken, daß sie das frostige Unbehagen für Ernst Germanshäuser ertrug.

Im Automobil wurde sie durch die Lustigkeit der andern frischer. Peter Heilmann erklärte, daß er fürchterlich schwitze. Er fühle sich wie bei der Entscheidung des letzten Tennisturniers. Von Zeit zu Zeit rief er, den gaumigen Ton von Margaret Haw kopierend, ein englisches Kommando. Als Miß Robson darauf einging und zur Abkühlung eine Portion Eis verlangte, knickte er wie ein Hampelmann zusammen. Das war ihm denn doch zu viel. Maria betrachtete ihn im Wagendunkel mit leuchtenden Augen. Änne aber spürte allmählich eine fremde Macht auf sich zukommen. Es war, als ob sie an ein anderes Ufer gefahren würde. Manches Böse konnte dort in gutem Licht erscheinen.Ännes Herz klopfte. Ihre Angst um Ernst ließ nach: sie wollte nur noch wissen, was so stark war, auch ihn mitzureißen. — —

In der Schwabinger Brauerei war das „Starnberger Sommerfest" schon in vollem Gange. Wer neu ins Gedränge kam, hatte nicht mehr den Eindruck, einen großen

Digitized by Google

Saal zu betreten. Es war ganz gleichgültig, ob man durch den Hauptsaal oder durch Nebenräume geschoben wurde. Peter Heilmann hatte Not, bei seinen Damen zu bleiben. Aber seine gute Stimmung wuchs. „Entschuldige! Wo ist eigentlich der See?" fragte er viele ‚Sommerfrischler', die er natürlich nicht kannte. „Ich möchte nämlich baden! Mir ist nämlich ein bißchen heiß!" Lachend hielt Miß Robson ihn an seiner weißen Jacke fest, während Maria und Änne sich mitziehen ließen.

Als man endlich aus dem Gewühl heraus ins obere Stockwerk kam, stand man vor einem Tisch, der wie eine Insel im Meer wirkte. Hier saß, behaglich auf das bunte Treiben niederschauend, Jonathan Erb. Eben kam Justine vom Tanzen zurück. Es war eine große Gesellschaft um die Erbs versammelt, doch der Professor schenkte Peter Heilmann und seinen Damen sofort eine Zuflucht. Stühle wurden erkämpft, man saß beisammen, hatte Maßkrüge vor sich und wurde sehr vergnügt. Jonathan und Justine waren als Wirtsleute aus ihrem Dorf gekommen. Um von seinem neuen Beruf noch mehr zu überzeugen, hatte der Professor einen prachtvollen Schinken gestiftet. Den schnitt er selbst für seine Gäste auf. Justine sorgte für die Verteilung, und ein junger Maler überwachte das Bier.

In der ungeahnten Umgebung kam Änne nur zu stiller Freude. Sie saß schweigsam am Tisch und ließ nichts aus ihren erstaunten Kinderaugen. Justine warf ihr oft einen ermunternden Blick zu. Sie zeigte immer wieder ihr Wohlgefallen, daß Änne auf das Fest gekommen war. Peter hatte zuerst mit Maria getanzt. Als er erhitzt auch mit Miß Robson an den Tisch zurückkehrte, flüsterte Justine ihm zu: „Sie haben Ihre Sache gut gemacht! Nun tanzen Sie aber auch mit Ihrem Schützling!" Er forderte Änne auf. Sie wollte ihm erst einen Korb geben, doch das duldete Justine nicht. Bald war Peter mit Änne hinuntergeeilt und mitten im Gedränge.

Digitized by Google

Es war inzwischen etwas leerer geworden. Änne tanzte ziemlich schwer. Peter hatte Mühe mit ihr, und sie bat ihn in dankbarer Demut, ihre Ungeschicklichkeit zu entschuldigen. Überrascht sah sie, daß sie ihn durch ihre Worte rührte. Sein Verhalten wurde plötzlich anders. Liebevolle Wärme kam in sein Wesen, und er bemühte sich sichtlich, sie immer besser kennen zu lernen.

Nach dem Tanze gingen sie Arm in Arm umher. „Tu ich Ihnen auch nicht weh?" fragte Änne plötzlich. „Ihnen merkt man doch nie was an!" — „Meinen Sie vielleicht meine Hand? Ich habe mir doch kein Bein gebrochen! Oder sind Sie solche überzeugte ‚Darwinistin'?" — Änne lachte. „Nein! Obwohl ich glaube, daß an einem guten Tänzer alles tanzt! Ich bin sogar weniger darwinistisch als sonst die Menschen heutzutage! Ich möchte uns immer mehr vom Tierischen trennen! Ich glaube an einen Willen, der die unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier schaffen kann!"

Peter lächelte, aber sie konnte keinen Spott in seinen Zügen finden. „Unüberbrückbare Kluft? Warum eigentlich? Verbindung ist doch besser. Zum Nutzen beider Teile. Kraftvolle Verbindung. Darin liegt die Möglichkeit unserer besten Freude." — „Unserer besten?" — „Sie sehen mich ganz erschrocken an! Ich glaube, Fräulein Änne!" — „Aber halten Sie das hier zum Beispiel für unsere beste Freude?" — „Relativ und durchaus persönlich! Man kann sich auch furchtbar mopsen! Aber das tun sogar Sie nicht!" — „Sogar ich?" — „Verzeihen Sie — aber Sie verstehen mich hoffentlich? Sie haben sicher ganz andere Talente. Das Talent zur Freude ist nun mal ein besonderes. Das muß man erst in sich wecken lassen!" — Sie setzten sich auf eine Bank. — „Ich möchte so gern," sagte Änne, „aber ich frage überall nach dem Warum. Ich könnte auch hier ins Grübeln kommen. Sind denn alle diese Menschen Kinder? Die

Digitized by Google

meisten kommen wohl aus einem schweren Leben. Sie zwingen sich bewußt ins Vergessen hinein. Das ist für mich kein Vergessen. Den Übergang verstehe ich nicht. Ich kann mir die wirkliche Freude nur unmaskiert vorstellen."

Peter schwieg. Seine Augen irrten trübe über die Menge hin. Da bat Änne ihn leise: „Seien Sie mir nicht böse! Ich will Ihnen nicht das Vergnügen stören!" — Er nickte hastig. „Sie haben ganz recht. Nur soll man an gewisse Dinge nicht rühren. Die Warum-Frage ist unsere einzige Gefahr, Fräulein Änne. Hat denn das Leben einen so festen Sinn? Wie wir es heute leben? Ich hatte einen Vetter — famoser Kerl — er war Offizier und erschoß sich, weil er kein Friedenssoldat bleiben konnte. Da haben Sie's. Friedenssoldaten sind wir eigentlich alle. Wir lassen uns von etwas treiben, was eigentlich gar keinen Zweck hat. Anständiger Kräfteverbrauch, nichts weiter. Den unanständigen meidet man — deshalb spielt man, wenn man nicht mehr arbeitet." Er brach plötzlich ab. „Schnell, kommen Sie weg — da sind Leute — die sind jetzt nichts für uns — wir wollen wieder zu den Erbs! Zu spät! . . ." — Eine übermütige Reihe untergefaßter Masken kam auf Peter und Änne zu. So waren sie schon stundenlang durch die Säle gezogen — Isabel Bimm, die Brüder Germanshäuser, Prosper Tiedgen, Leon Glüschein und Konstantin Somaroff. Änne erkannte die Gesellschaft erst allmählich. ‚Isabel und ihre Herren' hatten nicht die üblichen Sommerkostüme gewählt. Sie kamen aus der galanten Schäferperiode Frankreichs, aus dem achtzehnten Jahrhundert, das mit dem Starnberger See von 1914 wenig zu tun hatte. Gepudert, parfümiert und kostbar waren alle. Die Anmut ihrer Gesamterscheinung wurde nur durch einen fatalen Geschlechtertausch beeinträchtigt. Die Herren wirkten entschieden weiblich, die Dame in nicht angenehmem Sinne männlich. Plötzlich sah Änne, wie Isabel gekleidet war. Sie wurde dunkelrot. Die Tänzerin trug

Digitized by Google

ein so kurzes Röckchen, daß es kaum noch Röckchen heißen konnte. Es war nur ein durchsichtiger Schurz. Die Wirkung der kräftigen Beine wurde dadurch mit peinlicher Absicht betont. Wegen der übrigen, durchaus weiblichen Kleidung konnte Isabel trotzdem nicht knabenhaft wirken. Etwas hermaphroditisches hatte sie. Dazu kam ein lüsterner Gesichtsausdruck, der ebenso verwirrte wie abstieß.

Änne sah auf Ernst Germanshäuser. Er hüpfte an Isabels rechtem Arm. Er tat die Torheit mit, ohne glücklich zu sein. Auch Alfreds Fröhlichkeit machte einen erzwungenen Eindruck. Das hatte seinen guten Grund. Bevor man das ‚Starnberger Sommerfest' besucht, waren die Herren wegen der Kostümfrage aneinander geraten. Der kranke Prosper Tiedgen hatte die Kleider entworfen, und Isabel unterstrich das Gewagte noch. Die Brüder Germanshäuser erklärten die Sachen für unmöglich, Glüschein und Somaroff aber unterstützten Tiedgen, während Isabel rief, nur so auf das Fest zu gehen oder überhaupt nicht. Sie werde sich auch diesmal nicht vor den Philistern kuschen. Natürlich hatte sie gesiegt. Doch schon am Eingang der Schwabinger Brauerei erfüllte sich die Befürchtung der Brüder Germanshäuser. Man wollte der Gesellschaft den Zutritt weigern. Die Aufseher begründeten ihr Verbot mit „Unechtheit" der Kostüme. Aber man merkte, was wirklich gemeint war. Trotzdem hatte der Einfluß der Brüder dieses Hindernis überwunden. Nach peinlicher Debatte war man endlich in den Saal gekommen.

Ernst nahm dieser Auftakt das Vergnügen. Er sah die Verzerrung seiner selbst, er fühlte sich beständig von kritischen Augen umgeben. Sogar das flüsternde Befremden glaubte er zu hören, wie Ernst Germanshäuser sich zu solcher Geschmacklosigkeit hergeben könne. So trug er das fatale Kostüm wie eine Marter. Flucht war unmöglich, denn er konnte Alfred nicht im Stich lassen. Isabel hatte heute ihre

Digitized by Google

gefährlichste Laune. Man mußte jeden Zusammenstoß vermeiden.

Somaroff machte sie auf Peter und Änne aufmerksam. „Der Unglücksmensch," flüsterte Ernst. Man kam nicht mehr vorbei — Isabel stieß ihre fünf Kavaliere auf das Paar an der Wand zu. „Philosophen!" schrie sie höhnisch, aber noch in ihrem natürlichen Ton. Dann kam sie sofort ins Dalbern: „Aber Tinder! Ihr sitzt ja wie die betrübten Lohderber auf die Trümmer von Tartago! Laßt doch das Denken und Twatschen und kommt zu die Weißwürscht!" — „Sehr nett!" antwortete Peter, schnell gefaßt. „Aber wir können leider nicht! Wir müssen an unsern Tisch zurück!" — „Müssen! Immer müssen! Hier gibt's so was nich!" — „Komm doch," bat Ernst. — „Er hat 'n Täubchen anvertraut betommen — nu ja, 'n unschuldiges, debratnes Täubchen, ich seh schon! Bring's man erst an den Tisch zurück und dann deh mit zu die Weißwürscht!"

Änne wurde leichenblaß. Den verächtlichen Spott Isabels konnte sie nicht ertragen. Sie starrte Peter an. Der war rasch entschlossen. Er nahm Änne bei der Hand, schwenkte seinen Panamahut und zog sie nach oben. Änne hörte das tolle Lachen Isabels hinter sich. „Um Gottes willen," flüsterte sie. „Sie hat zuviel getrunken!" — „Wie immer!" antwortete Peter. „Ein fürchterliches Weib! Manchmal ist sie unmöglich! Ich begreife die Germanshäusers nicht!"

Jonathan und Justine empfingen sie, als ob sie eine Sorge los wären. „Na, Gott sei Dank, daß ihr wieder da seid!" rief Jonathan. „Ich dachte schon, ihr bleibt bei den Lemuren!" — Peter schüttelte sich. — „Die haben was an sich, was uns alle herausfordern soll!" fuhr der Professor fort. „Weil man sein bißchen Gemütlichkeit findet, soll man zu Philistern degradiert werden! O, ich kenne die Gesinnung!" — „Achte doch gar nicht mehr darauf," beruhigte Justine ihren zornigen Mann. „Wenn man über sie weg-

Digitized by Google

sieht, wird keinem das Vergnügen gestört." — „Ich bitte dich, Justi!" rief Jonathan, auf den Tisch schlagend. „Aufs Vergnügenstören legen die es an! Die Germanshäusers natürlich nicht! Die sind noch genau so feine Kerls, wie sie waren! Verirrte Schafe oder besser Schafsköpfe! Unbegreiflich, daß der Ernst das Weib noch nicht satt hat!" — „Ich begreif es!" rief Änne, tief atmend. — Jonathan ging polternd darüber fort: „Na ja, na ja, das bissel Hupferei! Das bissel Katzengrazie! Man hätt sie nicht in den Saal lassen sollen! Das ist's! So auf keinen Fall!"

Als es Peter eben gelungen war, den aufgebrachten Jonathan zu beruhigen, geschah das Schlimmste. Der Nebentisch wurde frei, und Isabel kam mit ihren Kavalieren die Treppe herauf. Ernst sah die Erbs und wollte mit aller Gewalt vorüber. Isabel aber bestand darauf, den Tisch zu nehmen. Da hatte man nun die ganze Gesellschaft neben sich. Zur Anknüpfung kam es nicht, doch man spürte, daß Isabel alles für ihre Nachbarschaft tat. Sie wurde überlaut. Das Bier, das Alfred ihr reichte, warf sie um, so daß sich eine braune Flut über die hellen, kostbaren Schäferkostüme ergoß. Auch beim Wein blieb Isabel nicht, sondern bestand darauf, daß mehrere Likörflaschen gebracht wurden. Das „Weißwurstessen" machte sie jedem zur Qual. Ihre Herren mußten das andere Ende der Wurst, die sie aß, in den Mund nehmen. Der aufgestrichene Senf beschmierte die Gesichter. Das Widerwärtige dieses Anblicks wurde durch Glüscheins kreischendes Gelächter gesteigert. Prosper Tiedgen, der sich verschluckte, saß mit unaufhörlichem, krampfhaftem Husten dabei. Ernst und Alfred aber gaben es auf, Isabel zu beruhigen. Sie taten wie im Wahnsinn mit. Sie glaubten, daß das alles noch eine ‚interne' Angelegenheit sei, die niemand bekümmere und nicht unliebsam empfunden werden könne.

Jonathan Erb bezahlte. Man sah ihm einen kochenden

Digitized by Google

Zorn an. Aber er lachte und rief mit erzwungener Gemütlichkeit: „Kommt's, Kinder! Geh'ma in a andre Wirtschaft! Der Schinken is ohnehin gar! Vielleicht ist's unten zivilisierter!" Alle waren einverstanden. Doch als der Professor aufstand, trat der Vorsitzende des Künstlervereins, der das Fest veranstaltet, zu ihm. Er glaubte, sein Herz bei Jonathan Erb erleichtern zu können. „Es tut mir schrecklich leid, Herr Professor — aber was soll man machen? Die Germanshäusers sind doch Leute, die eine gewisse Garantie bieten! Seitdem sie sich aber mit dem Weib behängen! Was meinen Sie? Es könnte einen Skandal geben! Die Person legt es darauf an! Sie ist total besoffen!" — „Selbstverständlich! Aber Besoffene werden doch einfach 'nausgesetzt?" — „Das geht nicht! In diesem Fall unmöglich! Dann bekommen wir eine Prügelei!"

Jonathans Damen gaben schon Zeichen der Ungeduld — man wollte fort. Aber man kam nicht mehr fort. Eben hatte ein schauderhaftes Geschrei am Nebentisch die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf Isabel gelenkt. Aufgelöst warf sich die Tänzerin über Alfred Germanshäuser. Sie streckte die Beine von sich, sie legte den Kopf mit wollüstigem Kreischen weit zurück. Die herumstehenden Damen wollten nicht hinsehen, wurden aber von den Neugierigen immer näher herangedrängt. Glüschein, Somaroff und Tiedgen lachten, während Ernst seinen ratlosen Bruder zu befreien suchte. Plötzlich wurden Stimmen des Protestes laut: „Ruhe! Ruhe! Was soll denn das! Macht's an End mit die Bagasch! Das gehört nicht hierher! Das ist ja ekelhaft!" Isabel schrie, als sie die Rufe hörte, nur noch lauter. Da kam plötzlich das Wort, das die allgemeine Wut entfesselte: „Hinaus! Schmeißt sie hinaus! Das Weib hat sich eingedrängt! Die wollen wir nicht! Bagasch elendige!"

Nun gab es kein Halten mehr. Weder Jonathan noch der Leiter des Festes konnte die Empörung beschwichtigen.

Digitized by Google

Isabel starrte mit wüstem Ausdruck, der halb Trotz, halb Angst war, auf ihre Widersacher. Sie war plötzlich ernüchtert, denn sie spürte, daß sie zu weit gegangen war. Glüscheins und Somaroffs Protest half nichts, über den armen Prosper Tiedgen stieg der Aufruhr fort. Zur wirklichen Verteidigung ihres Dämons rafften sich nur die Brüder Germanshäuser auf. Sie wollten mit Isabel den Saal verlassen, aber nur freiwillig. Eine drohende Haltung nahmen sie ein. Da vollzog sich die Katastrophe. Änne Neubrück packte plötzlich Justines Arm. Ein angstvolles Schluchzen schüttelte sie: „Sieh doch! Sieh doch! Um Gottes willen!" — „Wir können nichts dagegen tun, Änne! Sie haben es sich selbst zuzuschreiben!" — „Aber man faßt ihn ja an! Man stößt ihn! Man würgt ihn! Das geht doch nicht!!!" — Änne sah, wie Ernst Germanshäuser von groben Fäusten zur Tür geschleift wurde. Da fiel sie bewußtlos in Justines Arme.

IX.

Eine Krisis war über Ernst Germanshäuser gekommen. Den Aufschwung brachte sie ihm nicht. Sein ganzes Wesen wurde von dumpfer Scham beherrscht. Nicht die Scham vor der Außenwelt war es — die hätte sein Stolz überwunden. Ihn quälte die tiefere vor sich selbst. Das edle Gleichmaß seines Lebens war erschüttert. Die Gemeinheit hatte ihn angerührt. Darum konnte ihm die Verbannung, die er über sich selbst verhängte, nicht helfen. Seine Wohnung war seine Wohnung nicht mehr. All die köstlichen Gegenstände, die er gesammelt, hatten sich gleichsam aus der Haft seines Besitzes gelöst. „Was willst du noch bei uns?" fragten sie ihn. „Du hast uns einst verstanden. Glaubst du, daß du uns jetzt noch verstehst?"

Ruhelos ging Ernst Germanshäuser durch seine schönen Zimmer. Nur Alfred sah er zuweilen, sonst kam er wochen-

Digitized by Google

lang mit keinem Menschen zusammen. Den Erbs hatte er eine Reise vorgespiegelt, damit sie keinen Versuch machten, ihn an sich zu locken. Unter seinen Fenstern zog der Fasching vorüber — er wußte es kaum. Es graute ihm, wenn er an menschliche Lust dachte. Die sollte hinaufziehen und zerrte unaufhaltsam hinab. Die hatte bewirkt, daß es nun viele Menschen gab, welche Ernst Germanshäuser im Schmutz gesehen hatten.

Er machte niemand einen Vorwurf — auch Isabel nicht. Sie handelte aus ihrer Natur — er hatte gegen die seine gehandelt. Dabei war Alfred schlimmer daran als er. Alfred hatte an den großen Rausch geglaubt — nun war dieser Rausch entthront; der Bruder blieb an die Zerstörerin gefesselt. Das alles sah Ernst und fürchtete für seinen Bruder. Aber er konnte ihn nicht warnen. Er wollte ihn nicht aus dem Traum schrecken, den Alfred noch träumte.

Eine seltsame Erfahrung machte Ernst in diesen Tagen. Was ihn zuvor ganz gleichgültig gelassen — jetzt gab es ihm einen gewissen Trost. Er merkte sogar, daß er täglich darauf wartete. Änne Neubrücks Blumen waren vor der Katastrophe des ‚Starnberger Sommerfestes' seltener gekommen. Schließlich waren sie ausgeblieben. Ernst hatte sich noch an dem Festtage darüber lustig gemacht und Alfred versichert, wie froh er wäre, die Kletten endlich los zu sein. Dann aber, nach der Katastrophe, hatte er auf seinem Schreibtisch etwas vermißt. Täglich sah er auf die leere Stelle. Plötzlich, am Aschermittwoch, stand wieder ein Blumenstrauß darauf. Kein Brief war dabei, aber Ernst verstand ihn auch ohne Worte. Änne Neubrück war Zeugin des furchtbaren Ereignisses gewesen. Deutlich erinnerte er sich an ihren entsetzten Blick. Was wollte sie ihm mit der Wiederaufnahme ihres Geschenkes sagen? Er sah sie nicht als Weib — er wollte sie auch jetzt nicht als Weib sehen.

Digitized by Google

Aber ehren mußte er sie, denn sie war das einzige Menschenwesen, das ihn tröstete. Hätte er sich jetzt seiner Mutter anvertraut — wer wußte, ob diese ihm hätte helfen können. Die Fremde, die er kaum noch kannte, gab ihm mehr als seine Mutter. Wohin verlor er sich? Der törichten Blumen wegen? Aber sie waren ihm lieb.

Frau Augenmüller durfte nichts merken. Die hatte ohnehin schon recht unbescheiden ihre Genugtuung gezeigt. Ernst hatte sie im Hause, so lange er in München lebte. Aus einem stillen Krieg mit ihr war er nie herausgekommen; Frau Augenmüller kritisierte, was ihr unverständlich war. Stets fühlte die Dienerin sich von dem Herrn, der Herr von der Dienerin verkannt. Trotzdem konnten sie sich einander nicht besser vorstellen. Das einzige, wodurch Frau Augenmüller Ernst bisher aus der Fassung gebracht, war ein deutliches Mitgefühl, das sie nach der Faschingskatastrophe an den Tag legte. Ernst wußte, woher es stammte. Dieses Mitgefühl verbarg einen tiefen Vorwurf. Sie war durchaus nicht dumm und oberflächlich, die alte, dicke Münchnerin. Sie kannte die Gefahren ihrer Stadt. Da sie außerdem die seltene Eigenschaft besaß, diskret zu sein, konnte sie ihre Sorgen nur an einer Stelle aussprechen. Nachmittags, wenn ihr Herr Doktor ausgegangen war, begab sich Frau Augenmüller aus der Giselastraße in die Ohmstraße. Hier wurde sie von Frau Stolz, die Alfred die Wirtschaft führte, zum Kaffee erwartet. Frau Stolz war etwas jünger. Darum konnte Frau Augenmüller eine Überlegenheit zeigen, die ihr wertvoll war. Frau Stolz war auch käuflicher — sie sprach, wie es der andern Partei behagte.

„Was Bußfertig's hat er," sagte Frau Augenmüller, nachdem sie die erste Tasse ausgeschlürft hatte. „Er tut mir so leid — ich kann's Ihnen gar net sag'n! So ein feiner, vornehmer und gebüldeter Mensch, wie mein Herr Doktor! Es is jammerschad um ihn!" — „Ja, freilich," meinte

Digitized by Google

Frau Stolz, indem sie die Tasse nochmals füllte und ein großes Stück ‚Zopf' abschnitt. — „Um den Ihrigen aber auch!" — „Wie meinen's das, Frau Augenmüller?" — „Ich mein halt, um Ihren Herrn Doktor da is halt auch schad!" — „Ja so, ja freilich! Des is auch an feiner und gebüldeter Herr!" — „Der hat's dem meinigen einbrockt, die G'schicht! Der hat doch ein Verhältnis mit der ausg'schamten Person, mit der schlamperten Tänzerin! Mein Herr doch net!" — Nach diesem Angriff kam auf die zerknitterte Miene der Frau Stolz ein halb giftiges, halb dienstfertiges Lächeln. Unschuldig schielte sie zu Frau Augenmüller hinüber: „Meinen's wirklich? Hat denn der Ihrige nix mit ihr? Du mein! Die hat's doch mit an jeden!" Sie kicherte und schüttelte ihre magere Hand. — Doch die Kollegin blieb fest: „Nix da! Ich weiß des ganz g'wiß! Der meinige läßt seine Händ davon, wann's dem Bruder sei Liebschaft is! Der weiß, was in der Bibel steht! Aber mitdrahn tut er, 's Geld schmeißt er auf die Straß'n Nacht für Nacht — ich sag's Ihnen, Stolz'n, des is an gottloses Leben! Mein Herr Doktor hat nix von g'wußt, bis daß Ihr Herr Doktor ein G'spusi mit der Bimm g'habt hat! Jetzt werden's alle zwei ausg'saugt von dem Fampir, dem elendigen! Des Geld von unsere Herren, des is ihr grad recht! Derweil spaziert's mit an dritten! Ich hab's gestern erst in der Maximilianstraß'n g'sehn! Ich kam grad vom Karl 'naus, vom Scharkütje — da hab ich Frankfurter Würscht g'holt — die ißt mein Herr Doktor am liebsten! Na, na, Schuld hat der Ihrige!"

Frau Stolz saß mit gefalteten Händen und wiegte ihren Vogelkopf. Dann lispelte sie: „Na, Augenmüllern, wir woll'n net streit'n. Wir ham's ja am End auch amal g'wußt, wie daß die Liebe tut. Ich kenn das Fräulein — Sie kennen's ja gar net." — „Doch! Aber zu uns kommt's nimmer! Sie weiß schon, was die Glock'n g'schlagen hat!

Digitized by Google

Ich leid's net, des ausgelutscherte Frauenzimmer!" — „Sakra, schrein's doch net aso! Mir is halt, als ob mein Herr Doktor heimkommen is! Von mir aus halten's von dem Fräulein, was' wollen — zu mir is' immer freundlich g'wesen — das andre geht mir nix an! Des wär ja a scheener Dienstbot asonsten!" — Frau Augenmüller merkte den Biß und schwieg. Dann sagte sie, trotzig ihren Kaffee austrinkend: „Na, meine Zuversicht is halt, daß mein Herr Doktor bald heiraten tut! Dann hat das sündhafte Leben ohnehin ein End!" — Frau Stolz fuhr neugierig hoch: „Wissen's gar schon, wem?" — „Ich weiß gar nix! Aber ich denk mir halt, es muß die Dame sein, wo ihm jeden Tag, den unser Herrgott schafft, die scheensten Blumen ins Haus schickt!" — „O Jegerl! Macht er sich denn was draus?" — Frau Augenmüller erhob sich ärgerlich. „Jetzt schon! Jetzt weiß er, daß so eine was Bessers is als die schlamperte Tänzerin, die hupferte!" — „Na, na! Der G'schmack is halt verschieden!" — „Larifari! Ich bet jeden Tag an Rosenkranz dafür! Ich werd auch erhört — des weiß ich ganz g'wiß! Morgen in aller Früh will mein Herr zum Rodeln naus! Ins Gebirg! Des wird ihm gut tun! Da kommt er auf andre Gedanken!" — „Aber bleiben's denn in sein Dienst, Augenmüllern, wann daß er heirat'n tut?" — „Des glaabst! Der heirat doch net ohne mir! Des gibt's ja gar net!"

Frau Augenmüller verließ Frau Stolz heute in verhaltener Wut. Sie nahm sich vor, nie mehr zum Kaffee zu kommen. Am nächsten Nachmittag saß sie freilich wieder in Frau Stolzens Küche — Ernst Germanshäuser aber war morgens mit seinem Rodelschlitten ins Gebirge gefahren. Er schrieb es Alfred erst aus dem Pustertal. Mit Mühe unterdrückte er die Aufforderung, daß der Bruder nachkommen möge. Das durfte er unter keinen Umständen wagen, denn Alfred kam sicher nicht allein. Isabel nützte

Digitized by Google

sofort die Gelegenheit, mitzufahren und eine ‚Versöhnung' zu arrangieren.

Versöhnung! Wenn sie nur einmal gefühlt hätte, daß Ernst unversöhnlich war! Daß er einen tiefen Haß gegen sie in die Wintereinsamkeit hinaustrug! Er wurde freilich das Bangen nicht los, daß dieser Haß auf schwachen Füßen stand. Außerdem wurde er zu sehr von äußeren Umständen abgelenkt. Er hatte keine Erfahrung im Wintersport. Kitzbühel war ihm empfohlen worden; er dachte sich dort einen verschneiten Dorffrieden, wo er wie ein Einsiedler leben konnte. Als er sich aber in dem äußerlich wetterharten, innerlich eleganten Hotel sah, verschwand schon das Eigentliche, das er gesucht hatte. Hier wurde auch die Sportskleidung zur ‚Toilette'. Man trug sie den Tag über. Abends war es Gesetz für die jungen Herren, im Smoking zu erscheinen. Das Hotel war überfüllt, denn das Wetter war anfangs März noch einmal sehr günstig geworden. Bekannte sah Ernst am ersten Abend nicht, doch wurde er die Angst nicht los, daß plötzlich die unwillkommensten den Speisesaal betreten könnten. Er überlegte immer wieder einen Aufenthaltswechsel. Doch wohin sollte er sich wenden? Wenn er es recht betrachtete, war Kitzbühel sehr schön. Außerdem wurde es ihm langsam klar, wie wohltuend die Bequemlichkeiten des guten Hotels waren. Er hoffte auf sein ‚Glück', das dem energischen Entschluß, aus München hierher zu fliehen, hold sein mußte.

Am nächsten Vormittag verlockte ihn die leuchtende Schneepracht, auf das Skigelände zu steigen. Hier war das schönste Getriebe. Ernst beobachtete mit sinnendem Behagen das frohe, junge Volk. Ein phantastischer Schimmer kam von den bunten Kappen und Sweatern auf die blühende Gesundheit. Ernst gefielen die deutschen Mädchen besser als die englischen und amerikanischen, die einen großen Teil des Damenpublikums bildeten. Es tat ihm leid, daß er

Digitized by Google

Skilaufen nicht erlernt hatte. Er kam sich mit seinem Rodelschlitten recht armselig vor. Nach einer Weile wandte er sich einer abseits gelegenen Schneemulde zu. Dort tummelte sich nur eine Gesellschaft. Der Herr schien ein guter Skiläufer zu sein, die eine Dame war ihm ebenbürtig, während die andere unter Gelächter eben erst lernte. Das war Ernst sympathisch. Hier wollte er eine Weile zusehen.

Doch als er, sein Rodel durch den Schnee ziehend, auf die Fremden zuschritt, erkannte er sie. Er blieb erstarrend stehen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Der Herr war Peter Heilmann, die geübte Dame Miß Robson, die lernende keine andere als Änne Neubrück. Flucht war unmöglich. Ernst lächelte sogar erfreut, denn die Begrüßung Peters war bezwingend herzlich. „Das ist ja famos! Doktor Germanshäuser! Sie sind in Kitzbühel?“ — „Und Sie, Herr Heilmann? Seit wann denn?“ — „Wir sind gestern abend angekommen! Erst sind wir bescheidentlich in den ‚braunen Bären‘ gegangen, aber dann haben wir das Hotel gesehen, und da bin ich im Kriegsrat durchgedrungen! Wir sind heute früh ins Hotel gezogen! Da werden wir eben etwas schneller mit unsern Moneten fertig! Nobel muß die Welt zugrunde gehen!“

Ernst dachte: „O, wärt ihr doch im ‚braunen Bären‘ geblieben!“ Dann aber rührten ihn die drei jungen Gestalten, und die Einsamkeit, zu der er sich verurteilt hatte, tat ihm weh. Peter Heilmann verstand es, der Kamerad von jungen Mädchen zu sein. Etwas Geschlechtsloses bekam dieser Verkehr nicht — im Gegenteil, stolz gesondert blieben in aller Vertrautheit Mann und Weib. Es war ein freies Menschenspiel und glich dem frischen, leuchtenden Element. Während Ernst darüber nachdachte, brauchte er Änne nicht anzusehen. Es blieb ihm aber bewußt, wie vorteilhaft sie hier draußen wirkte. Die unsichere Schwere schien von ihr genommen zu sein. Sie hatte etwas buben-

Digitized by Google

haft humoriſtiſches in ihren weiten Hoſen und dem violetten Sweater.

„Sind Sie alſo doch wieder draußen?“ fragte Ernſt nach einer Weile Peter Heilmann. „Ich dachte, Sie dürften nicht mehr?“ — Peter lachte etwas gezwungen. „Dürfen darf ich auch nicht! Aber müſſen muß ich! Der Alte bin ich leider trotzdem nicht mehr! Wenn ich mal zuviel mache, tut mir ſofort der Arm weh! Na, wenn man nur die ‚jute Luft‘ hat!“ — „Und nicht mehr im Münchener Faſching iſt!“ rief Miß Robſon. — Ernſt wurde rot. „Hat Ihnen der Faſching ſo mißfallen, gnädiges Fräulein?“ — „Das kann ich nicht ſagen! Ich fand gar nichts darin! Mir ſind die Deutſchen lieber, wenn ſie normal ſind! Wozu das Verſtecken und übertriebene Luſtigſein? Hier iſt es ſchöner!“ — „Ohne Zweifel!“ — „Außerdem nützt man noch was,“ ſagte Peter. „Fräulein Neubrück lernt bei mir Skilaufen. Ich unterrichte ſie, jawoll, und als Honorar krieg ich täglich fünf Zigarren, wie ſie ſich ein deutſcher Schriftſteller nicht leiſten kann.“ — Änne ſah lachend zu Boden. „Ich bin aber gräßlich ungeſchickt! In den erſten fünf Minuten hab ich mich ſchon braun und blau geſchlagen!“ — „Das ſind die richtigen Grundfarben! Da kommen die andern erſt drauf!“

Man wanderte gemeinſam ins Hotel. Ernſt machte keinen Verſuch, loszukommen. Sein Fatalismus ſah in dieſer Begegnung etwas Vorbeſtimmtes. Peter Heilmanns Friſche genoß er wie eine Arzenei, während er es als Genugtuung empfand, daß Miß Robſon ihm gegenüber unverändert war. Der wüſte Faſchingstraum lag wirklich weit zurück. Wenn nur nicht jenſeits, von ihm im Stich gelaſſen, ſein liebſter Menſch auf Erden, ſein Bruder geweſen wäre.

Peter und Miß Robſon beobachteten Ernſt nicht — daß Änne es wieder tat, war ihm plötzlich nicht mehr peinlich.

Digitized by Google

Er fühlte bei ihr ein Gegengewicht zu der Unbeladenheit der andern. Er erkannte die verwandte Seele. Auch regte sich der Wunsch in ihm, seiner grausamen Mißachtung ein Ende zu machen. Hier fand er wohl Gelegenheit, der Blumenspenderin zu danken. — Nach schönen Tagen, die Ernst sichtlich frischer und zugänglicher gemacht hatten, kam er eines Abends verspätet zum Diner hinunter. Er schien bedrückt zu sein. Nach langem Zögern erst erzählte er: „Morgen muß ich leider Gottes nach München zurück. Ja, es ist sehr traurig. Meine Eltern kommen aus Berlin. Sie wollen drei Wochen in München bleiben. Dann fahren sie nach Italien weiter." — Die andern konnten nicht lange ernst bleiben. Germanshäuser hatte etwas von einem Herrn in Trauer — seine schwarze Krawatte und der Smoking verstärkten den Eindruck. — „Sie wundern sich gewiß," sagte er, nervös lächelnd, „daß ich mich über den Besuch meiner Eltern nicht freue? Aber ich bin lieber aufrichtig. Meinem Bruder geht es ebenso. Außerdem kommt Onkel Max mit. Ich habe Ihnen ja von ihm erzählt. Onkel Max ist fürchterlich."

Man tröstete den Verstimmten, so gut es ging — dann wandte man sich wieder dem Essen zu und beschloß, den jähen Abschied noch besonders zu feiern.

In der Halle saß man später bei feurigem Magdalener. Änne sah auf Ernstens Wangen Fieberröte. Er sprach heute mehr und leidenschaftlicher als sonst. Zum erstenmal schien es ihn zu unmittelbaren Bekenntnissen hinzureißen: „Ach, wenn man doch ewig hier bleiben könnte! Eigentlich gibt es ja gar keine andere Möglichkeit, sich selbst zu leben! Was hilft einem denn all die tote Großstadtkultur?" — „Nanu," meinte Peter Heilmann, den granatroten Wein schlürfend. „So sprechen Sie? Können Sie denn Kultur für Natur aufgeben?" — „Sie mißverstehen mich wieder einmal! Das will ich auch nicht! Ich werde mich doch

Digitized by Google

nicht der Werte berauben, die ich mir mühsam errungen habe! Aber ich nehme sie hierher mit! Ich will sie zum lebendigen Besitz machen! Meiner eigenen Zeit sollen sie gehören, nicht längst vermoderten Zeiten!"

„Das ist es eben," erwiderte Peter mit zuckenden Brauen. „Ob wir das je erreichen können? Wir haben allmählich alles durchgesetzt, was umstürzt und aufbaut. Wir haben den lieben Gott getötet und wieder lebendig gemacht. Wir können uns wissenschaftlich und künstlerisch das Letzte erlauben. Alles wollen wir sein, bloß nicht dumm. Aber auch die Gebärde der Dummheit machen wir nach und werden zu grauköpfigen Babys. Trotzdem hapert es überall. Auf der ‚Höhe' sieht man erst den Abstieg. Wenn man nur wüßte, ob man ehrlich müde ist."

„Warum sollen wir nicht sein ehrlich müde?" fragte Miß Robson. „Soviel Ski sind wir gelaufen!" — Die andern lachten. Ernst aber sagte: „Vielleicht sollte man nicht zuviel von sich selbst verlangen. Vielleicht sollte man sich nur nehmen, wie man ist." — „Sehen Sie, das glaub ich nicht mehr!" rief da Peter lebhaft. „Darin liegt unsere große Gefahr! Kennen Sie Anaji Kusangaras Garten? Der Japaner hat sich doch in der Pension Pekelmann einen Garten angelegt! Ein richtiges Miniaturgärtchen, wie aus einem Märchenbuch! Wenn ich mir die winzigen Rasenflecke und Beete ansehe, zwischen denen die Zwergbäume stehen, so bin ich erst entzückt, und dann werde ich furchtbar traurig. Der verdammte Schlitzaug hat uns da nämlich mit seiner hübschen Spielerei ein Symbol hingesetzt, das man nie mehr los wird! Er sieht unsere Freude daran und studiert dabei unsere ‚Verhältnisse'! Ich möchte ihn mitsamt seinem Garten zum Tempel hinausjagen!" — Ernst schüttelte den Kopf. „Wie können Sie das so beurteilen? Denken Sie doch an die Anregungen, die wir den Japanern verdanken." — „Ich will aber nicht mehr daran denken!! So was ist falsch!

Digitized by Google

Ich fühl's nicht mehr mit! Wenn ich die Zwergbäume bewundere, weil sie genau so gezogen sind wie unsere Waldbäume — ist denn das nicht ekelhaft? Bewundere ich da nicht Mißgeburten? Sind das nicht Sehenswürdigkeiten für die Oktoberwiese?" — „Mir sind, offen gestanden, die japanischen Bäumchen auch immer wie geputzte Krüppel vorgekommen," sagte Änne Neubrück schüchtern. — „Das ist eine vollständig verkehrte Anschauungsweise!" rief Ernst gereizt. „Ihr bringt wieder eure Moral ins rein Ästhetische hinein!" — „Ob man nicht das rein Ästhetische besser mal los würde?" — „Hoffentlich nie!"

Peter Heilmann lehnte sich weit in den Sessel zurück. „Ach Gott! Ach Gott! Wenn wir nur nicht allesamt mit unsern ‚Kulturerrungenschaften' Zwergbäume geworden sind!" Er sprang plötzlich auf. „Wer's noch kann, der sollte all die narkotischen Niedlichkeiten wegschmeißen! Durch einen rücksichtslosen, deutschen Wahrheitsbeweis! Nicht nur durch Tinte und Druckerschwärze! Ich meinerseits bin dazu entschlossen! Ich fühle mich in meiner kosmopolitischen Haut längst nicht mehr wohl!" — Ernst lächelte kalt: „Aber was wollen Sie denn anfangen? Wollen Sie vielleicht Soldat werden? Es gibt keinen Krieg mehr." — Peter Heilmann sah ihm eigentümlich schwer in die Augen: „Dann muß man eben Ersatz schaffen. Die Phantasiekuh melk ich jedenfalls nicht mehr. Ich schwanke zwischen Waffenschmied und Sportslehrer. Meine Vorfahren waren Waffenschmiede. Ach Gott, das ist am Ende wieder zu ‚poetisch'? Mir graut vor der Poesie! Wenn ich mit meinem lahmen Arm noch ein paar junge Dachse zu Skiläufern mache — dabei werde ich mich wohler fühlen als bei der Schreiberei!"

„Also, es ist gut," entschied Miß Robson. „Wir wissen es jetzt — Mister Heilmann bleibt in Kitzbühel und wird Lehrer für Skilaufen und Rodeln. Ich finde, es ist eine sehr gute Idee. Die jungen Damen werden ihn sicher besser

Digitized by Google

honorieren als die bösen Verleger." — „Ach, Miß Robson!" rief Peter lachend. „Miß Robson! Wir Deutschen sind doch zu talentlos! Der beste Wein steht da, die schönsten Frauen sitzen daneben — wir aber schwatzen, schwatzen!" — „Aber es fällt euch auch immer wieder ein," erwiderte die Amerikanerin liebenswürdig, „und dann macht ihr euch selbst Vorwürfe — das ist so nett. Der Wein ist übrigens gar, wie man in München sagt. Ich schlage vor, daß wir nicht weitertrinken, sondern in den Mondschein hinausgehen. Das ist gesünder." — Man war einverstanden und verließ die Halle. Draußen leuchtete die Nacht.

„Wie schön!" sagte Miß Robson. — „Nur etwas zu warm," flüsterte Peter. „Es gibt Föhn. Man spürt schon den Frühling." — „Dann fahre ich nach Florenz. Kommen Sie mit?" — Er sah in ihre guten, freien Augen. „Menschenkind! Deutsche Schriftsteller denken sich so was bloß!" — „O, das soll nicht mehr sein! Sie müssen mir die Freude machen, als mein Gast zu kommen!" — „Dann wollen wir uns aber auch mit Maria Pekelmann verabreden! Nicht?" — Miß Robson zuckte zusammen. Nach einer Pause erwiderte sie: „Gewiß! Aber nicht mit Miß Haw!" —

Änne ging neben Ernst. Sie fühlte zum erstenmal sein Vertrauen. Da wurde ihr die Nacht heilig. Sie ging auf den Fußspitzen, als wollte sie den Boden nicht berühren. Ein endloser Weg wäre ihr jetzt willkommen gewesen. Ernst aber schwieg. Erst als man auf einer Brücke stand, die über den halb vereisten Gletscherbach führte, sprach er: „Es ist merkwürdig — ich komme mit Peter Heilmann nicht aus. Er hat oft etwas Anziehendes für mich, und dann stößt er mich wieder ab." — „Sie sind zu verschieden," sagte Änne. — „Glauben Sie? Dabei kommt es mir oft so vor, als verständen wir uns im Grunde sehr gut. Warum setzt er unsere festen Errungenschaften zugunsten dessen herab, was in der Luft schwebt? Es ist ja ganz gleichgültig, wie

Digitized by Google

wir leben, wenn wir nur überhaupt leben. Gewiß ſtecken wir alle in einem größeren Elend, als uns bewußt iſt! Aber Gott ſei Dank, daß wir es nicht wiſſen! Sonſt könnten wir alle zu Selbſtmördern werden!"

Änne ſah Ernſt nicht an. Sie ſtand am Brückengeländer und blickte auf das Waſſer, das die vereiſten Granitblöcke umſchäumte. „Ich glaube, man darf Peter Heilmann nicht beim Wort nehmen, Herr Doktor. Nicht etwa, weil ich ihn für unzuverläſſig halte. Im Gegenteil. Aber er iſt unruhig, phantaſtiſch — er iſt ein Dichter. Niemals wird er lange unten im Schweren bleiben. Niemals wird er wirklich die Konſequenzen ziehen."

Sie fühlte, daß Ernſt ſie jetzt durchdringend anſah. „Niemals wird er lange unten im Schweren bleiben? . . . Das iſt ein eigentümliches Wort. Verzeihen Sie — es iſt ſo unweiblich?" — „Ob es nicht nur jüdiſch iſt?" — Er zuckte zuſammen. Dann lächelte er über ihre Unerſchrockenheit. „Mag ſein." — „Man verſteht ſich wohl oft durch ein einziges Wort?" — „Mag ſein."

Sie gingen weiter. Nach einem langen Schweigen ſagte Ernſt: „Ich glaube, daß Sie recht haben, Fräulein Neubrück. Der Unterſchied zwiſchen mir und Peter Heilmann iſt ein Raſſenunterſchied. Sie und ich können darüber ſprechen, weil dieſer Unterſchied zwiſchen uns nicht beſteht." — Änne bebte. Sie kämpfte umſonſt damit, ihr Glück zu verbergen. Schließlich flüſterte ſie: „Wir haben gewiß ein recht ähnliches Herkommen — Sie und ich? Ich bin in Berlin am Kurfürſtendamm geboren." — „So," ſtieß Ernſt bitter lächelnd hervor. „Und ich in der Bendlerſtraße." — „Das iſt aber ein Unterſchied." — „Allmählich nicht mehr."

Er wandte ſich ab, als wollte er nach den andern ſehen. Doch Peter Heilmann und Miß Robſon blieben unſichtbar. Ernſt ſtarrte im Gehen auf das kalte Blaulicht der Sterne. Ergriffen ſah Änne, daß ſeine Augen feucht wurden. Ein

Digitized by Google

wunderbares Ringen schien ihn zu erfüllen, und er sagte halb zu sich selbst: „Wenn er es auch nicht glaubt — ich erhebe mich immer wieder durch ästhetische Dinge. Es sind Surrogate vielleicht —“ — „Gewiß nicht! Sie können ja schaffen! Ich liebe Ihre Bücher!“ — „Kennen Sie sie?“ — „Aber sie haben mich doch zur Kunstgeschichte gebracht!“ — „Merkwürdig.“ Ernst suchte etwas niederzukämpfen, was ihm grausam erschien — dann aber trieb ihn sein harter Wesensteil — er mußte es sagen: „Eigentlich sind wir dann schon quitt. Ich trage nämlich eine Schuld mit mir herum — — nun, Sie wissen wohl, was ich meine. Ich wollte Ihnen einmal danken, Fräulein Neubrück, aber es wurde mir nicht leicht . . . Was ist Ihnen denn?“ Er sah, daß Änne weinte. „Hätte ich das nicht sagen sollen? War das häßlich? Ja, das ist eben auch in mir! Begreifen Sie es doch endlich! Sehen Sie mich so! Ich bitte Sie darum! Sehen Sie mich so!“ — Von Schluchzen geschüttelt, wandte die Kleine sich ab. — „Ich bin grausam! Ich quäle gern!“ fuhr Ernst mit funkelnden Augen fort. „Ich bin überhaupt im Grunde ein elender, gemeiner Mensch mit allen meinen ‚Errungenschaften‘! Peter Heilmann hat recht!“

Sie sah ihn fassungslos — das gab ihr Kraft, ihm zu antworten: „Nein! Ich habe Ihnen Blumen geschickt! Ich glaube an Sie!“ — Diese Worte ergriffen ihn. Er nahm ihre Hand und streichelte sie mit seinen zitternden, kalten Händen. Plötzlich lag Ännes Kopf auf seinem Arm. — „Was tun Sie?“ — „Ich kann nicht mehr!“

„Hallo! Wo steckt ihr denn?“ hörte man Peter Heilmanns frische Stimme. — „Hier!“ — „Ja, wo? Hier! Das ist überall!“ Änne richtete sich, von Ernst gehoben, auf.

X.

Peter hatte richtig prophezeit. Der Frühling kam. Aus den Bergen, die sich plötzlich verdunkelten, zog der Föhn

Digitized by Google

zu Tal. Etwas Heißkaltes und Ruheloses trieb über die Menschenköpfe hin. Junge Herzen lauschten auf ihren eigenen Schlag.

Änne Neubrück hatte Kitzbühel wenige Tage nach Ernst Germanshäuser verlassen. Mehr als zuvor glaubte sie nur dort atmen zu können, wo er war. Den verdeckten Spott der Freunde nahm sie hin — mochte man sie durchschauen, was galt es ihr? Peter Heilmann und Miß Robson schlossen sich einer Gesellschaft an, die dem Föhn in eine höhere Lage auswich — sie wollten noch nicht in das „matschige München" zurück. Änne aber freute sich nur auf die Stadt. Aus dem Bahnfenster sah sie den weißen Wolkenfetzen nach, die vom Frühlingssturm durchs Blau getrieben wurden, nordwärts, nordwärts.

Im Münchener Hauptbahnhof war schon das erste Getriebe der Italienreisenden. Ein Berliner Zug war eben eingefahren: Änne sah halb scheu, halb belustigt viele vertraute Gestalten. Manche schienen den Karneval noch in den Frühling mitzunehmen — verkleidet wirkten sie in ihrer neuen Touristentracht, blasse, erholungsbedürftige Stadtmenschen in Loden und Kniehosen. Änne ging zwischen ihnen, um Beobachtungen zu machen. Plötzlich aber wurde sie aufgehalten. Dicht vor ihr schritt eine Gruppe, die sie fast zu spät erkannte. Ernst und Alfred Germanshäuser sah sie mit ihren Eltern. Der feiste, übertrieben tirolisch gekleidete Herr, der vorauswatschelte, mußte Onkel Max sein. Längst hatte Änne die alten Germanshäusers in München geglaubt. Heute erst wurden sie von ihren Söhnen abgeholt? Änne konnte weder an ihnen vorbei noch zur Seite ausweichen. Sie mußte im Gedränge hinter ihnen bleiben. Da fing sie sogar einige Worte der Unterhaltung auf.

„Man kann sich doch genau überlegen, wann man ankommt!" sagte Alfred. „Erst habt ihr Montag telegraphiert und dann wieder Donnerstag! Inzwischen sind im Regina

Digitized by Google

Palasthotel natürlich die Zimmer vergeben worden!" — „Ihr hättet euch eben versichern müssen, daß die Zimmer reserviert bleiben!" sagte Frau Sophie Germanshäuser, die eine gewählte Ausdrucksweise besaß. — „Aber Mama! Wie konnten wir das!" — „Das konnten wir wirklich nicht!" rief Ernst. — „Wir hatten den ganzen Tag zu tun . . .! Onkel Max dreht sich um, als wollte er das bezweifeln, aber es ist so! . . . Ich habe extra meinen Aufenthalt in Kitzbühel abgebrochen, um Montag in München zu sein!" — „Na, Kinder!" sagte jetzt der alte Germanshäuser, der immer friedlich lächelte und ein bißchen an Nathan den Weisen erinnerte, „es ist doch ganz egal. Es gibt noch mehr Hotels in München. Wir werden ins Continental fahren — da bin ich so bekannt, daß wir sicher Zimmer kriegen." — „Seht mal! Seht mal!" rief plötzlich Onkel Max, indem er in seinem kurzen Jäckchen heftige Bewegungen machte. — „Was ist denn?" — „Da gehen zwei echte Dirnderln!" Er sprach das Wort so ausführlich und schien so gestimmt, den Mädchen aus Tegernsee nachzusteigen, daß Ernst energisch: „Rechts hinüber!" rief. „Da stehen die Automobile!"

Jetzt konnte Änne nach links entschlüpfen. Das Herz pochte ihr noch stürmisch, aber sie war sicher, daß sie nicht gesehen worden war. Allmählich wurde sie sich über einen seltsam verstimmenden Eindruck klar. Die Brüder Germanshäuser hatten etwas von ihrem Nimbus eingebüßt. Doch dagegen wehrte sich Änne. Sie beschloß, daß es ihr im Gegenteil wertvoll sein müsse, Ernst mit seinen Eltern gesehen zu haben. Nun kannte sie doch den Boden, aus dem er gekommen. Sicher war er durch die Gegenwart der Eltern bedrückt. Er sah sich selbst durch die andern anders. Änne kannte dieses Gefühl. Trotzdem konnte sie sich nicht für Ernst entscheiden. Sie hätte die Alten in München froher begrüßt. Zum erstenmal stutzte sie, als es Ernst an Güte mangelte.

Digitized by Google

Während sie, in solche Gedanken verloren, den Bahnhof verließ, bemerkte sie, daß jemand, an dem sie vorüberging, erschrak. Sie erkannte das junge Mädchen. Es war Babett Himmelbauer. — „Fräulein Babett, was machen Sie denn hier? Haben Sie jemand zur Bahn gebracht?" — „Na, na, Fräul'n Neubrück!" — „Ach, dann wollen Sie wohl jemand abholen? Mich am Ende?" — Babetts Verlegenheit wuchs. Da wurde Änne ebenso rot wie die junge Münchnerin. Beide gingen schweigend über den Bahnhofsplatz.

Babett fand keine Ausrede. Als sie neben ihrer Zimmerdame an der Haltestelle der Trambahn stand, seufzte sie plötzlich. Änne sah jetzt erst erschrocken, wie das Mädchen sich verändert hatte. Ihr frisches Gesicht war farblos und gedunsen. Über den schwarzen Augen lag ein müder, lebensferner Schein. Die ganze Gestalt hatte etwas Reiferes und Frauenhaftes bekommen. Eine Ahnung kam über Änne, und sie faßte Babetts Hand: „Kommen Sie! Wir fahren nicht mit der Trambahn! Wir nehmen eine Droschke! Da können Sie mir erzählen! Wenn Sie wollen, heißt es!" — Babett seufzte noch einmal und nickte. Dann sah sie, wie Fräulein Neubrück einer Droschke nachlief. Ihre Schneeschuhe hob sie dabei wie ein Gewehr über die Schulter, der schwere Rucksack tanzte ihr am Rücken. Seelengut war doch Fräulein Neubrück.

Diese Erkenntnis brachte Babett zur Beichte. Sie stammelte in der Droschke ihre Not hervor. Der Fasching, der wunderschöne, bittersüße Fasching hatte sie ins Unglück gestürzt. Schon auf der ersten Redoute war ihr „der Mann" begegnet. Ein feiner, hübscher, lustiger Mann. Sie hatte sich bis Aschermittwoch nicht von ihm getrennt. Mit dem Schwur waren sie geschieden, daß er wiederkommen, seine Angelegenheiten in Leipzig ordnen und die alten Himmelbauers um Babetts Hand bitten würde. Felsenfest hatte sie an den Mann geglaubt, aber er blieb verschwunden.

Digitized by Google

Täglich ſtahl ſie ſich von ihrer Arbeit fort, um die Reiſenden, die den großen Zügen entſtiegen, zu muſtern — nie war er dabei.

„Vergeſſen Sie den ſchlechten Menſchen," bat Änne. Da wurde ſie durch ein herzzerreißendes Weinen anders belehrt. „Ich wollt nimmer heim!" rief Babett würgend. „Ach, Fräul'n Neubrück, da ſind Sie gekommen! Jetzt geh ich doch wieder! Und jeden Tag kann's der Vater erfahren! Die Mutter weiß' ſchon!" — „Das muß Ihr Vater doch ſchließlich verſtehen!" — „Der?! Der erſchlagt mich!"

Änne wurde von etwas Stärkerem angerührt als alle Leiden, die ſie ſelbſt erlebt. Hier griff das ſchlichte, immer wieder neue Menſchenſchickſal ſie an. Wie war dieſes Mädchen geweſen, und wie war es jetzt! Noch hörte Änne ſie mit ihrem klappernden Putz die Treppe hinunterſchlüpfen. Welchem Himmelsſaal des Glücks mochte ſie damals entgegengegangen ſein! Nun war ſie gebeugt und im Innerſten enttäuſcht. Nun trug ſie nur noch den Todeswunſch im Herzen.

Als Änne mit Babett zur elterlichen Wohnung hinaufſtieg, ſtützte ſie ſie in zärtlicher Ehrfurcht. Das empfand die Hilfloſe wie eine wunderſame Beruhigung. In der Wohnung aber hörten ſie einen leidenſchaftlichen Streit. Die alten Himmelbauers waren aneinander geraten. Babett wurde kreideweiß und wich zurück: „Jeſſas Maria! Jetzt weiß er's! Die Mutter hat's ihm g'ſagt! Laſſen's mich vorbei, Fräul'n! Ich bitt Ihnen um alles in der Welt, laſſen's mich auf die Stieg'n!"

Es war zu ſpät. Der Rückweg wurde durch Hubert Himmelbauer verſperrt, der eben aus der Kaſerne kam. Er riß ſeinen Helm vom Kopf und rief: „Sakra! Is dös an Konzert! Jetzt ham's die Alten ſich wohl beim Krawatt'l? Dazu kimmt man ſaumüd von all die Schinderei! I geh wieder!"

Digitized by Google

Nun erſchienen die Streitenden. Aber ſie kamen anders, als Änne erwartet. Vater Himmelbauer wich trotz aller Wut vor ſeiner Frau zurück. Die Mutter hatte die Oberhand. — „Da ſteht's, dei Tochter, dei ſaubre!“ ſchrie der Schreinermeiſter. „Nimm's dir nur gleich und richt's fei her für die Bayerſtraß und für'n Stachus! Ich will's nimmer vor Augen ham!“ — „Laß du dei G'ſchwätz, dei blöd's! Vergiß net, daß dös Fräul'n Neubrück da iſt!“ — „Was?! Kimmſt mir alſo?! Dös Fräul'n Neubrück, dös wird ſich ſcheen bedank'n, wann's erſt weiß, was dös für ane is! Ja, du ehrvergeſſ'ne Perſon du, ich weiß alles! Da hat man ſich ſein Leben lang g'plagt als ein anſtändiger Menſch, und die eigene Tochter geht hin und ſchmeißt ſich weg! Wer is' denn? He? Du kennſt'n wohl gar net? Kimmt er nimmer? Soll ich'n ſuchen helfen?“

Er hob ſeine wuchtige Hand, doch die Mutter riß ihn zurück. — „I bitt Ihnen, Vater!“ rief jetzt Hubert, indem er die Hände in die Hoſentaſchen ſteckte. „Laſſen's fei die Heldentat'n! Dazu ſan mir da, aber zu ſo ane net!“ — „Halt du dei Maul, du verkappter Roter! Du falſcher Soldat du!“ — „Sagen's dös net noch amal, Vater!“

Frau Himmelbauer warf einen flehenden Blick auf Änne. Da wagte ſie ſich heran: „Herr Himmelbauer! Ach, entſchuldigen Sie, Herr Himmelbauer — Sie ſind doch ſolch gerechter Mann! Ich habe mich ſo oft darüber gefreut! Schließlich hat doch die Babett bloß Unglück gehabt! Den Faſching macht doch jedes Mädel mit! Leichtſinnig war ſie — aber ſie hat doch an den ſchlechten Menſchen geglaubt! Ich hab ſie vorhin getroffen — da war ſie ſo verzweifelt — ſie wär ſicher nicht nach Hauſe gekommen, wenn ich ſie nicht getroffen hätte! Wär das nicht ein viel größeres Unglück geweſen, Herr Himmelbauer?“

Der Schreinermeiſter ſtarrte Änne an. „Dös waß i net, Fräul'n. Dös kann i Ihnen net ſag'n. Dös is dem lieben

Digitized by Google

Herrgott sei Sach. Sie meinen's gut, aber Sie reden a andre Sprach als ich. Nix für ungut! Meine Meinung hab ich der Babett g'sagt! Dabei bleibt's!"

Aloisius Himmelbauer polterte die Treppe hinunter. Die andern blieben in dumpfem Schweigen zurück — nur Babetts leises Schluchzen war hörbar. Jetzt trat Hubert an Änne heran. Es rang in ihm, und er versuchte, mit den roten Soldatenhänden fuchtelnd, sich auszusprechen: „Da hama's amal wieder, wie der Vater is! Da hat's immer bloß g'heiß'n: Sei geduldig sein, alles verzeihn, in Demut vor unsern Herrgott im Himmel, verzeih'n um seinetwillen — ja, an Schmarr'n! Wenn's drauf ankimmt, tät noch ein jeder zum Pharisäer wer'n von die Alten!" — Frau Himmelbauer fuhr auf: „Red net aso! Du hast kan Herrgott und kan Glauben net mehr!" — „Mutter! Darüber woll'ma amal net streit'n, Mutter! Wer weiß, ob i net doch an Hergott hab und an Glaub'n zuletzt! Es steckt's mir nur net aso im Hosensack! I hab's net immer parat! Aber mir Arbeiter heutz'tag, mir wiss'n, was mir z'glaub'n ham und was net!" Nach dieser hervorgestoßenen Rede wandte sich Hubert an Babett: „Dir will i's aber aa noch sag'n: so war's net g'meint! So net! Jetzt kannst mi nur noch dazu ham, daß i dem Haderlump'n, wann i ihn treff, mei Seiteng'wehr in'n Bauch stoß!"

Nach diesen Worten ging Hubert Himmelbauer in seine Stube. Die Mutter aber zog Babett an sich: „Hör net auf die Mannsbilder! Die san alle schlecht!"

Änne wartete gespannt, was über die arme Babett beschlossen würde. Bis zum Abend blieb alles still. Änne ging nicht mehr fort. Als sie beim Lesen eben auf andre Gedanken gekommen war, klopfte es an ihrer Tür. Frau Himmelbauer brachte ihr das Abendessen. — „Na?" fragte Änne lächelnd. „Wie geht's?" — Auf das vergrämte Muttergesicht kam ein eigentümlicher Schimmer. „Ganz gut

Digitized by Google

geht's, Fräul'n. I hab's ja g'wußt! Der Vater ſchmeißt's net auf die Straß'n! Der Vater laßt's ſcho hier!" — „Und das Kind? Was ſoll denn mit dem Kind geſchehen?" — „Das Kind? Des kimmt halt da auf die Welt, wo's hing'hört! In der Babett ihr Stub'n!" — „Hier? In Ihrer eigenen Wohnung?" — „Freilich! Hier waß kan Menſch nix davon! Und wenn's die Leut amal wiſſ'n, dann geht ſie's an Dreck an!" — Änne ſtützte den von der Lampe erhitzten Kopf in die Hand. Sie ſah Frau Himmelbauer mit erſtauntem Lächeln an: „Das iſt ja ſchön. Ich meine, daß die Babett nicht in ein Krankenhaus muß —" — „Na, na, Fräul'n! Krankenhaus! Des gibt's bei unſ'er Tochter net! Mir wiſſ'n ſcho, was ſich g'hört!" — „Das hab ich auch nicht anders erwartet." —

Änne legte ſich heute mit einem ſonderbaren Glücksgefühl zu Bett. Sie hatte in das Volksherz geblickt. Mit großer Sehnſucht, ſich immer mehr in dieſer Wahrhaftigkeit zu bergen, ſchlief ſie ein. Erſt am hellen Vormittag ſchreckte ſie auf. Sie hatte vergeſſen, Blumen in Ernſt Germanshäuſers Wohnung zu ſchicken. Raſch frühſtückte ſie und eilte in die ſonnige Stadt hinaus, um das Verſäumte nachzuholen. — —

Ernſt erhielt die Blumen, als ſein Bruder bei ihm war. Alfred wollte ihn eben in das Hotel der Eltern abholen. Sie waren in einen unerquicklichen Disput geraten. Nervös warf Ernſt die Blumen, die Frau Augenmüller ihm überreichte, auf den Schreibtiſch. — „Wieder von der Kleinen mit dem großen Kopf?" fragte Alfred. — „Wen meinſt du? Ja, ja, von Änne Neubrück." — „Ich denke, die iſt in Kitzbühel?" — „Nicht mehr, wie du ſiehſt. Man iſt eben nie vor ihr ſicher." — „Das hat Iſabel auch mal geſagt." — „Iſabel verſteht ſolch Mädel nicht." — „Ich glaube, Iſabel verſteht jeden Menſchen." — „Na! . . . Alſo, um auf unſer Thema zurückzukommen . . .!" Ernſt ging erregt umher.

Digitized by Google

„Was soll geschehen? Glaubst du, daß sie bei ihrer Erklärung bleibt?" — „Das glaub ich ganz bestimmt. Sie ist unglaublich gereizt, seitdem Papa und Mama in München sind. Ich kann es dir nicht verhehlen, Ernst — es hängt mit deiner ganzen Haltung zusammen." — „Mit meiner Haltung?!" — „Wir haben noch nie darüber gesprochen ... Aber du hättest es damals nicht so zeigen sollen ... Du hättest dich nicht so brüsk zurückziehen sollen ..." — „Von wem? Von dir doch nicht!" — „Bitte! Isabel und ich gehören zusammen!" — „Darum habe ich jetzt auch ohne Übergang wieder angeknüpft! Ich habe uns jede peinliche Auseinandersetzung erspart, Alfred! Daß du das nicht einsiehst, begreife ich nicht!" — „Ich rede von Isabel, nicht von mir! Sie hat deine Kritik empfunden!" — „Kritik! Ist das der richtige Ausdruck? Die Katastrophe beim Fasching hat mich fast zugrunde gerichtet! Mir graut noch immer, wenn ich daran denke! Das war Isabels Schuld, Isabels ganz allein!" — „Schuld! Sie ist keine Natur, die man zur Rechenschaft ziehen darf!" — „Ach was! Und ich bin keine Natur, auf der man herumtrampelt!"

Ernst lief umher, während Alfred ihm mit bösen Augen zusah. — „Jedenfalls mußte ich mich zurückziehen!" rief Ernst nach einer Weile. „Ich verdanke dem Aufenthalt in Kitzbühel eine geistige Wiedergeburt!" Er sah auf Ännes Blumen. „Es braucht doch nicht mein Lebensgesetz zu werden, daß ich mich vor jeder Reise bei Isabel abmelde! Man steht doch schließlich in keinem Hörigkeitsverhältnis!" — „Ganz gewiß nicht!"

Plötzlich fühlten beide, daß ihre Erregung sie zu weit führte. Sie sahen sich an und lachten. Wieder siegte ihre Bruderliebe. „Wir müssen eben sehen, wie wir über die Situation fortkommen," sagte Ernst. — „Natürlich müssen wir das," meinte Alfred. — „Wir können jedenfalls Isabel nicht mit Papa und Mama bekannt machen. Das steht

Digitized by Google

fest." — „Das verlangt sie aber! Und noch mehr! Sie hält es für selbstverständlich! Ich glaube, sie ist sogar davon überzeugt, daß es zu einer Verlobung kommt!" — „Alfred! Solltest du nicht doch einen schweren Fehler begangen haben?" — Alfred sprang auf. „Laß mich in Ruhe! Willst du mir Moral predigen? Wir müssen zu einem Entschluß kommen!" — „Stell dir doch vor — unsere Eltern und Isabel! Das sind so verschiedene Welten — die können sich mit keinem Wort verstehen!" — „Aber unsere Eltern müssen doch längst ihre Existenz ahnen! Sie müssen doch fühlen, daß hinter meinem Leben — gewissermaßen auch hinter deinem — ein Geschöpf wie Isabel steht!" — „Ob sie das gerade fühlen, Alfred? Wir sollten uns eingestehen, daß ein Mädel wie Isabel so ziemlich das Schlimmste ist, was sie sich vorstellen! Besonders Mama! Denke dir übrigens auch Onkel Max!" — „Der Kerl! An dem begeh ich noch ein Verbrechen! Wenn er auch der Mann meiner Schwester ist! Der massakriert mich förmlich mit seinen pöbelhaften Taktlosigkeiten! Es ist bezeichnend, daß Papa und Mama ihn nach München mitgebracht haben!" — „Was nützt das Geschimpfe, Alfred? Wir müssen anderseits daran denken, daß Papa und Mama in pekuniärer Beziehung wieder das größte Verständnis für uns gezeigt haben. Ich meine das ganz ernst. Sie haben uns beiden aus der Klemme geholfen — wir dürfen ihnen nicht dafür den Münchener Aufenthalt verderben. Auf Isabels Ansprüche konnte man gefaßt sein — ich glaube, am besten kümmert man sich nicht darum." — „Man kümmert sich —?!" — „Sei doch ruhig! Beantworte mir eine Frage: Was ist deine Absicht? Denkst du etwa daran, Isabel den Eltern als Braut vorzustellen?" — „Gott, Ernst! Das ist ja so lächerlich! Deine Ausdrücke!" — „Pardon! In diesem Fall ist es der einzig mögliche! Entweder ist Isabel deine Braut oder das Gegenteil! Sie ist eben viel lebensklüger als du!

Digitized by Google

Sie weiß sehr gut, was sie verlangt!" — „Ich habe darüber noch nichts beschlossen! Natürlich werde ich sie mal heiraten! Aber dazu braucht man doch im voraus keine Familienfeier zu arrangieren?" — „Warum nicht? Onkel Max hält den Toast in Versen — exklusive Gesellschaft — Wutow, Kressenblatt, Limoneit, die Wichts —" — „Ernst, mir ist wirklich nicht scherzhaft zumute!" — „Mir auch nicht!"

Ernst stand auf. „Wir müssen fort. Wir sollten schon längst im Hotel sein." — Beide stürmten auf die Straße. Der Vorfrühling hatte eine außergewöhnliche Wärme gebracht. Die Kastanien am Maximiliansplatz trugen schon starke Knospen. Vor dem Regina-Palasthotel standen die alten Germanshäusers. Wie immer, warteten sie auf ihre unpünktlichen Söhne. Ernst und Alfred ließen die üblichen Vorwürfe rasch über sich ergehen. Dann wurde ein Programm gemacht. Der Vater wollte durchaus zum Salvator auf den Nockherberg, während die Mutter lieber die Glyptothek besuchte. Da ihre Söhne indifferent blieben, konnte Frau Germanshäuser erst von Onkel Max überstimmt werden. Der trat in einem neuen, schwarzweiß karierten Frühjahrsanzug aus dem Hotel, sah sich herausfordernd um und schwenkte seinen Steirerhut. Ernst und Alfred starrten vor sich hin. Dann fuhr man schließlich auf den Nockherberg.

Bald brachte das Automobil die Gesellschaft vor die Paulaner Brauerei. Schon durch das Getriebe unterwegs waren die Berliner in eine wohlige Stimmung versetzt worden. „Glänzend," sagte Vater Germanshäuser immer wieder. „Das sind ich wirklich gediegen." — „Höchst originell," meinte Frau Sophie, sichtlich darum bemüht, mit nichts in zu nahe Berührung zu kommen. — „Da drüben müssen wir 'rein!" rief Onkel Max, indem er gebieterisch auf den Eingang des Saales zeigte. — „Nee, mein Lieber," sagte der Vater. „In die Stickluft kriegen mich keine zehn Pferde." — „Und die entsetzliche Musik!" rief die Mutter. — „Bayerische

Digitized by Google

Militärmuſik iſt gut, Mama," opponierte Alfred. — „Herrgott, da kommen ja total betrunkene Menſchen! Entſetzlich! Sogar eine Frau!" — „Wir wollen hier nicht ſtehen bleiben!" mahnte Ernſt. „Man wird ſonſt angeulkt!" — „Was?" rief Onkel Max, ſeinen Steirerhut ſchwenkend. „Die gemitlichen Minkner? Ich werde mir doch tadellos mit die gemitlichen Minkner unterhalten?!" — „Dös is a Volksſänger! Schau amal den!" ſagte ein vorübergehender Burſche zu ſeinem Mädel. — „Ja!" war die kichernde Antwort. „Aber aner aus Schalottenburch!"

Ernſt zerrte ſeine Familie zur Seite. Doch im Garten war ebenſowenig Ausſicht, Platz zu finden, wie im Saal. Plötzlich ſah Alfred, daß eine Geſellſchaft aufbrach. Er rannte hin — nur zwei Herren waren am Tiſch geblieben. Leider erwieſen ſie ſich als der Dichter Tobias Limoneit und der Philoſoph Viktor Kreſſenblatt. Das war nun zwar das äußerſte Schwabing, Iſabels Kreis, aber man hatte keine Wahl. Zur Überraſchung der Brüder zeigten ſich die Eltern ſehr zugänglich und kamen mit den beiden ſofort ins Geſpräch. Sie hatten als echte Berliner Sinn für „Originalität". Vater Germanshäuſer war glücklich. Er entdeckte die Zauberkraft des Salvatorbieres und hörte auf die Warnungen ſeiner Gattin nicht. Gewiß ſei das nicht die richtige Vorbereitung auf Karlsbad, aber man lebe nur einmal. Durch ihren fidelen alten Herrn kamen allmählich auch die verſtimmten Söhne in Laune. Lachend hörten ſie den Disput über Münchener Sitten, der ſich zwiſchen Onkel Max und Viktor Kreſſenblatt entſpann. Der Philoſoph hatte trotz ſeines Einſiedlerſtolzes den Grundſatz, auf jedes „menſchliche Weſen" einzugehen. Er hämmerte ſeine Theſen auch in Onkel Max hinein. Schließlich aber konnte er gegen dieſes dicke Fell nur noch mit fanatiſchen Blicken kämpfen. Sobald Frau Sophie herausbekommen hatte, daß Tobias Limoneit ein lebendiger Dichter war, der erſte, den

Digitized by Google

sie kennen lernte, begann sie ihm ihren literarischen Geschmack auszupacken. Ernst und Alfred sahen vergnügt, wie ein Schluck Salvator auf die Mutter wirkte. — „Shakespeare ist der größte Dramatiker! Ohne Zweifel!" stöhnte Tobias Limoneit. — „Darf ich fragen, woran Sie jetzt arbeiten?" — „O, gnädigste Frau! Ich arbeite gar nicht! Es arbeitet in mir! Bald muß es heraus, das alte, große Klagelied!" — „Ein Drama?" — „Nein, man kann wohl sagen ein Roman!" — „Darf ich fragen, wie er heißen wird?" — „O Flöhe!" — Diese Antwort machte Sensation. Ernst und Alfred verschluckten sich, während der Vater immer wieder „Glänzend, glänzend!" murmelte und selig auf seine verlegene Frau sah. Onkel Max aber kratzte sich, bis ein dicker Münchener herüberrief: „Sie, Herr Nachbar! Verkafen's Ihre Viecherl für d' Oktoberwies'? I bin nämlich an Flohzirkusdirektor!"

Man saß noch lange beisammen. Brezeln, Radis, Brathuhn ließen, so wenig ästhetisch sie auch verzehrt wurden, das Diner im Regina-Palasthotel vergessen. Tobias Limoneit hielt einen Vortrag über seine neue Dichtung. „Sie soll die große Müdigkeit gestalten! Unsere wunderbare, große Müdigkeit! Wir stehen ja alle vor einer ungeheuren Zwecklosigkeit des Daseins, nicht wahr? Wir können ja alle nur noch arbeiten im Hinblick auf lohnenden Genuß! Aber genießen macht gemein, sagt Goethe! Darum kommt der Heldentod aus langer Weile! Er wird das Finale meiner Dichtung!" So verkündete er stöhnend. Seine Hörer wurden schließlich ganz schläfrig. Der begeisterte Dichter und das starke Bier waren zuviel für sie.

Plötzlich sprang Viktor Kressenblatt auf. Er machte alle munter. „Habt ihr denn keine Augen mehr?! Ernst und Alfred Germanshäuser! Da geht eure Königin vorbei!" — Die Brüder rissen die Augen auf — tatsächlich! — Isabel war eben ganz nahe an ihrem Tisch. Sie sah sich, zwischen

Digitized by Google

Anatol und Aline Wicht gehend, spöttisch nach ihnen um. Ohne zu grüßen, ging sie weiter. — „Was heißt das?" rief Kressenblatt. „Warum verachtet sie uns?!" — Er bekam von Alfred, der sich nicht mehr zu helfen wußte, einen Rippenstoß. — „Sie ist scheu wie ein Waldtier," stöhnte Tobias Limoneit. — „Wer war denn die Dame?" fragte Vater Germanshäuser, von neuem erheitert. — „Eine Bekannte von uns," erwiderte Ernst kurz. — Die Mutter ließ ihre Augen prüfend von Sohn zu Sohn gleiten: „Hoffentlich keine nähere?" — „Die kann im Winterjarten auftreten, jenau wie se is!" rief Onkel Max. — „Glänzend," flüsterte der Vater. — Jetzt hielt Alfred es nicht mehr aus. Er erhob sich: „Einen Augenblick! Entschuldigt bitte! Wir wollten ja noch durch den Saal gehen! Kommst du mit, Ernst?"

Die Brüder rannten fort. Sie holten Isabel am Ausgang ein. — „Ah! Also doch?" fragte sie, sich auf die Fußspitzen stellend. — Alfred machte eine ungeduldige Bewegung: „Was meinst du denn damit?" — „Ich meine — ihr kennt mich noch?" — „Ich bitte dich . . .!" Er nahm sie beiseite. Ernst trat zu den Wichts. — „Sei doch vernünftig, Isabel. Mach es mir nicht so furchtbar schwer . . ." — „Ich dir?! Das ist ja großartig! Du machst es dir leicht, nicht wahr?" — „Du kannst dir doch denken, daß hier draußen, zwischen all dem Pöbel —" — „O, der ‚Pöbel' geniert mich gar nicht! Allerdings möchte ich deine Eltern nicht gerade beim Salvator kennen lernen! Also kurz heraus gesagt: Was hast du beschlossen? Wann führst du mich zu ihnen, Alfred?" — „Isabel — bei ihrem diesmaligen Aufenthalt —" — „Du willst also nicht?" — „Ich habe dir schon so oft gesagt — es wäre vollständig zwecklos!" — „Also doch!" — „Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als daß meine Eltern bald weiterreisen —" — „Das wünschest du? Weil du ein Feigling bist!" — „Isabel!" — „Ernst

Digitized by Google

denkt sicher anständiger als du! Ernst ist überhaupt eine vornehme Natur!"

Alfreds Bruder hörte den ausbrechenden Streit. Er entschuldigte sich bei den Wichts und trat heran: „Was habt ihr denn? Macht doch bitte keine Szene!" — „Das ist nicht meine Absicht, Ernst! Ich will nur endlich klar sehen! Weißt du, was Alfred vorhat? Hat er die Absicht, mir die Stellung zu geben, die mir zukommt?" — „Das halt ich nicht mehr aus!!" schrie Alfred mit verzerrtem Gesicht und stürzte davon. — Ernst zitterte vor Erregung: „Das war unrecht, Isabel! Du weißt doch, wie er dich liebt!" — „Ja, jetzt weiß ich es!" — „Du bringst ihn vollständig aus der Fassung!" — „Das muß auch sein, sonst existiert er nicht mehr für mich!" — „Isabel, du treibst ein gewagtes Spiel!" — „Spiel, Ernst?!" — Sie packte seine Hand. Dann sah sie ihn an, wie er es nie für möglich gehalten hatte. „Ich kämpfe für meine Menschenwürde!" flüsterte sie. „Verstehst du mich?! Die Künstlerin schenk ich euch!" Nach diesen Worten küßte sie ihn plötzlich mitten auf den Mund und rannte im nächsten Augenblick davon.

Ernst kehrte betäubt in den Garten zurück. Doch bevor er an den Tisch der Eltern kam, trat ihm mit tief erfreutem Lächeln Änne Neubrück in den Weg. Seit der Nacht in Kitzbühel hatte sie ihn nicht gesehen. Er aber vergaß jetzt alles, Kitzbühel, Änne und ihre Blumen. Er starrte sie mit größerem Unbehagen an als je. Dann grüßte er nur kurz und lief weiter. Änne sah ihm nach. Ihre kleine Gestalt blieb hilflos auf derselben Stelle. Es welkte etwas in ihrem Herzen, und sie konnte, die Hände ringend, nur das eine Wort flüstern: „Grausam!"

XI.

Auf dem Erbhügel standen die Obstbäume in voller Blüte. Der Mai hatte seinen Segen über das Land ge-

Digitized by Google

bracht. Justine und die Kinder genossen ihn wie zum erstenmal, Jonathan aber blickte den Frühling nicht glücklich an. — „Er will uns vexieren," meinte er, als Justine ihn eines Abends befragte. „Wenn man nicht auf die gute Ernte hoffen dürft . . . da draußen geht sicher nix Gutes auf." — „Ich verstehe dich nicht, Jonathan. Was meinst du?"

Er sah in das klare Gesicht seiner Frau. Ein wehmütiges Lächeln glitt über seine gefurchte Miene. „Du denkst wohl, ich spinn ein bissel? Nein, ich weiß recht gut, was ich sage. Daß die Zeiten miserabel sind, ist dir doch bekannt? Das kommt sogar bis unter unsere Kirschbäume. Heut ist auch die Industriebank von ihrem Bau zurückgetreten." — „Schade. Dein Plan war so schön." — „Ja, wenn's nur auf den Plan ankäm'!" — „Aber du hast doch im vorigen Jahre so viel verdient, Jonathan. Sorgen brauchst du dir doch nicht zu machen." — „Justine, solche Sorgen mein' ich nicht. Es ist mir ein bissel unheimlich geworden auf der Welt." — „Meinst du etwa die Politik, Jonathan?" — „Da schaut sie mich ganz erschrocken an! Ja, ja, die Politik — es hilft einem nix, man muß schon ein bissel politisch werden!" — „Kümmere dich doch um den schrecklichen Balkan nicht. Was wissen wir davon? Da kommen sie doch nicht zur Ruhe. Daß Deutschland wirtschaftlich darunter leiden muß, ist freilich schlimm." — „Ich hab gestern in München den Geheimrat Sinding getroffen." — „August Sinding? Ist der zurück von seiner Weltreise? Warum erzählst du mir das erst jetzt?" — „Eben, weil's mir zu sehr im Kopf herumgegangen ist, was er mir gesagt hat."

Sie saßen in dem kleinen Erkerzimmer. Die gelben Zirbelwände leuchteten in der Vormittagssonne. Ein unermüdlicher Vogelschlag tönte aus dem Garten herauf. Jonathan erhob sich und ging langsam durch den schmalen Raum. „Der Sinding, weißt — der Sinding, das ist ein grund-

Digitized by Google

geſcheiter Menſch. Das beſte an ihm iſt, daß er nie ein Wort zuviel ſagt. Dem glaub ich mehr als allen Zeitungen und Diplomaten." — „Was hat er dir denn geſagt?" — „Er iſt überall geweſen. In Paris und in Petersburg und in London. Er gehört zu den wenigen Deutſchen, die im Ausland wirkliche Freunde haben. Er hat was an ſich, was den allgemeinen Haß entwaffnet." — „Allgemeinen Haß? Ich bitte dich! Gegen Deutſchland?" — „Ja, Juſtine! Man muß es ſich mal eingeſtehn! Wenn man dich, wie du da ſitzt, als Beiſpiel durch die Welt führen könnt, da möcht vielleicht der ganze Haß aufhören! Aber ſo! Der Sinding iſt der größte Ethnograph, der hat den internationalen Freibrief der Wiſſenſchaft. Aber weil er darum mehr zu hören kriegt, weiß er auch mehr. Er ſagt, wir ſollten uns vor England hüten." — „Vor England?" — „Ja! Die Engländer ſeien die Ratten, die an unſerer Wurzel nagen. Der Balkan ſei bloß ein Ofen, wo tüchtig eingeheizt wird." — „Wer heizt denn ein?" — „Wir nicht." — „Und wer ſoll verbrannt werden?"

Juſtine ſah durch das offene Fenſter in den goldenen Lichtdunſt der Tiefe. „Solche Gedanken ſind unfruchtbar. Man ſoll das Seinige tun und ſich nicht davon fortlocken laſſen, Jonathan." — „Wenn die andern aber inzwiſchen das Ihrige tun?" — „Denkſt du an Krieg?" — „Das ſag ich nicht." — „Ich halte das Wort für tot. Krieg iſt nur noch ein furchtbares Gedankenſpiel. Wir können nicht mehr daran glauben." — „Wenn wir aber müſſen?"

Sie ſtand auf und ſah ihn traurig an. „Das iſt wirklich etwas Neues an dir. Hätteſt du doch den Sinding nicht getroffen. Nun wage ich dir gar nicht mit dem zu kommen, was mich bedrückt." — Jonathan trat auf ſie zu: „Aber Juſti! Was hat das damit zu ſchaffen? Ich hab ja keine Ahnung! Was haſt du? Iſt was geſchehn? Mit den Kindern?" — „Das wüßteſt du doch längſt. Aber Änne

Digitized by Google

macht mir Sorge." — „Änne! Du mein Gott! Als ob das schon jemals anders gewesen wär!" — „Wir haben eine gewisse Verantwortung für sie. Am besten lese ich dir den Brief vor, den ich heute von ihr bekommen habe." — „Aus München?" — „Nein, aus Brannenburg am Wendelstein. Dahin hat sie den Brief noch zwei Stunden tragen müssen." — „Was?"

Justine las: „Liebste, seit drei Wochen bin ich nicht mehr in München. Ich bin jetzt dort, wo es einzig für mich möglich ist — in der Einsamkeit, in der richtigen Einsamkeit. So habe ich sie mir erträumt. Nun werde ich langsam ein Mensch, der mit dem Leben fertig wird. Wenn Du mich hier sehen würdest! Ich habe mir ein famoses, festes Blockhaus gemietet. Das Häuschen ist ganz aus braunem Holz und duftet wunderbar. Es liegt dicht am mächtigsten Tannenwald, und ein Friede ist hier, eine Friede — unbeschreiblich! Es gehört dem Förster in Brannenburg — der hat mir's vermietet. Zur Post und zum Einkaufen muß ich zwei Stunden hinunter. Aber das tu ich nur ganz selten. Das Nächste, was ich brauche, Torf, Holz, Brot und Milch habe ich nur zwanzig Minuten weit auf der Alm, die ein alter Kerl bewirtschaftet, der reine Menschenfresser und Märchenhirt, aber ganz friedlich. Er ist mein einziger ‚Verkehr', wenn man ein richtiges Idiotengespräch mit Grunzen und Mimik so nennen will. Sonst — Du kannst Dir denken, daß ich hier allein bin. Es ist so namenlos schön — die Primeln kommen schon aus der Erde, der Himmel ist ganz unendlich, und aus dem Hochwald weht ein Duft! Vor mir liegt der Wendelstein. Ich will nicht hinüber. Da sind Menschen. Ich grüße ihn nur und die fernen Tiroler Berge. Nun willst Du wohl wissen, Justine, wie ich auf die neue ‚Verrücktheit' gekommen bin? Ich will es Dir nicht verschweigen. Ich hielt es zwischen den Menschen nicht mehr aus. Ich weiß jetzt, daß man

Digitized by Google

sich auf keinen verlassen kann. Entweder regiert die Mittelmäßigkeit, und dafür danke ich. Oder das wirklich Hohe wird systematisch heruntergezerrt. Es jammert einen, es jemals auf der Höhe gekannt zu haben.

„Du weißt, daß ich von Ernst Germanshäuser spreche. Du wirst meine Worte vielleicht ‚überspannt' nennen. Nein, Justine — ich glaube, es fehlt den Menschen jetzt an ‚Überspanntheit'. Sie fordern alle zu wenig. Sie halten sich an das Bequeme. Es ist ein wunderbarer Sumpf unter meinen Bergen. Unvergeßliche Pflanzen sprießen aus ihm. Sie belügen sich alle mit ihrer kranken Schönheit. Eine Nacht noch, Justine, und dann sind sie welk.

„Ich habe an ihn geglaubt. Ich wollte meinen Glauben an ihn nicht verlieren. Jetzt hat das Weib ihn in der Gewalt. Denke Dir — sie macht ihn sogar seinem Bruder abtrünnig. Es muß furchtbar sein, wie sie zwischen den beiden steht. Wer eingreifen will, wird brutal umgeschmissen. Das will ich nicht. Dafür bin ich mir zu schade. Ich finde hier oben langsam mein Bild von ihm zurück. Ich lese nichts mehr als seine Bücher. So habe ich den besseren Ernst, den unzerstörbaren. Ob der andere sich dahin zurückfinden wird? Ich kann mir die Gewalt, die ihn dazu brächte, nicht vorstellen. Im Leben, das die Menschen unten leben, nicht. Oft fühle ich mich fahnenflüchtig. Bin ich denn nicht gesund und jung? Liebe ich nicht trotz allem? Aber das eine weiß ich — da unten würde ich nicht gesund bleiben. Nun weißt Du das Wesentliche, Justine. Lebe wohl und grüße Jonathan und die Kinder. Gott, den ich hier oben gefunden habe, wird mir helfen. Änne."

Auf Jonathans Gesicht war während des Hörens ein anderer Ausdruck gekommen. Kopfschüttelnd sah er vor sich hin. „Armes Menschenkind ... Aber wer weiß ... Das ist halt die Selbsterziehung." — „Nein, Jonathan, ich fürchte für sie. Es kann auch plötzlich etwas anderes über sie

Digitized by Google

kommen. Etwas Furchtbares. Am liebsten möchte ich hin zu ihr." — „Ohne sie vorher zu fragen? Sei vorsichtig, Justine. Man muß ihre Stimmung jedenfalls respektieren. Merkwürdig trifft sie sich übrigens mit dem, was ich jetzt fühle. Ja, denk dir — die Änne und ich! Was hat sie geschrieben? ‚Ich kann mir die Gewalt nicht vorstellen ... Im Leben, das die Menschen unten leben, nicht ...'? Sonderbar, hätt nicht gedacht, daß ein Mädel aus Berlin W. so was sagt. Aber die Zeit der blondmähnigen Jungfrauen, die das Mannsvolk zum Kampf begeistert haben, ist vorüber ..."

Jonathan wurde unterbrochen. Im Garten jubelten die Kinder; offenbar umringten sie einen Besuch. Als man aus dem Fenster blickte, stand heiter grüßend Peter Heilmann unten. „Der Peter!" rief Jonathan. „Das ist gescheit! Mit dem können wir die Geschichte weiter überlegen!" —

Als man zum Mittagsessen ging, war ein Entschluß gefaßt. Peter teilte Justines Besorgnis und erklärte sich bereit, sie zu Änne zu begleiten. Man schickte ein Telegramm voraus — auf gut Glück, daß die Einsiedlerin es in Brannenburg abholte. Eines schönen Maimorgens erwartete Peter Justine im Münchener Hauptbahnhof. Dann fuhr er mit ihr die Bummelzugstrecke ins Wendelsteingebiet.

Die Hoffnung der beiden, daß Änne in Brannenburg auf sie wartete, erfüllte sich nicht. Als man sich aber nach dem Weg in ihre Einsamkeit erkundigte, erzählte eine kenntnisreiche, alte Frau: „O, dös Fräul'n im Förster Niedermaier sei Haus, bei die Noderalm! Ja, ja — die hat schon an' Besuch! Vergangne Woch hat sie's abg'holt! A Mannsbild? Na, na! So ane is die net! Dös war scho a Weibsbild und a fein's, aus Minka g'wiß! Wie's ausschaut? Dös waß i net! Na, na! Dös waß i net!"

So mußten Peter und Justine ihren Aufstieg in einer unbehaglichen Spannung machen. Wer konnte von Ännes

Digitized by Google

Versteck wissen? Justine erriet das geheimnisvolle „Weibsbild" nicht. Der schöne Weg aber und Peters wieder einsetzende Wanderfreude entschädigten für die Bangnis. Nach einigem Umherirren kam man erhitzt auf die Noderalm. Der „Märchenhirt und Menschenfresser" saß rauchend vor seiner Tür. Er bewies aber seine Gutartigkeit durch eine kaum verständliche Wegweisung.

Bald erblickten Peter und Justine Ännes Blockhaus. Hier war wirklich unberührter Friede. Als sie auf das Haus zustrebten, trat Änne heraus und erkannte sie. Sie war tief gebräunt, auch wirkte sie etwas größer als zuvor. Das tat wohl das kurze Dirndlkleid, ein einfaches, mattfarbiges, keine Maskerade. Jetzt eilte sie auf Peter und Justine zu: „Herrgott, ihr kommt also wirklich?" — Justine küßte sie. „Hast du mein Telegramm bekommen?" — „Der Posthalter hat's mir geschickt! Ich konnt euch absolut nicht abholen!" — „Weil du Besuch bekommen hast? Wir hörten schon! Aber Kind, wer ist denn bei dir?" — Änne umschlang sie. „Kannst du's nicht raten?" — „Aus der Pension jemand?" — „Nein, nein! Die haben keine Ahnung von mir! Also denk dir — Mutter ist gekommen!" — „Tante Leonie?! Hier herauf?" Justine konnte sich nicht beherrschen — sie brach in Lachen aus, und Änne stimmte plötzlich ein. Peter wurde inzwischen von zwei wohlgenährten Terriern, die aus dem Blockhaus gesprungen waren, wütend umkläfft. Er machte sich aber jeden Hund zum Freunde, auch wenn er keinen Bissen für ihn hatte. Änne erzählte, daß die Tiere ihrer Mutter gehörten. „O, ich habe schreckliche Tage hinter mir! Mutter kam nach München, um nach Südtirol weiterzureisen! Sie wollte mich mitnehmen und fand mich nicht! Erst nach zwei Tagen brachte sie's heraus, wo ich stecke! Da ist die Frau tatsächlich nach Brannenburg gekommen! Ich mußte sie hier heraufschleppen! Gott weiß, was sie sich unter einem Block-

Digitized by Google

haus vorgestellt hat! Nun glaubt sie natürlich, daß ich verrückt geworden bin! Gott sei Dank, daß ihr mir beistehen werdet! Ihr haltet mich doch nicht für verrückt — nicht wahr?"

Peter gab eine feierliche Versicherung ab, während Änne merkte, daß Justine sich Sorge machte. Nun trat man in das saubere, kleine Blockhaus. Zwei Stübchen nur enthielt es, Küche und Bodenkammer. Im ‚Wohnzimmer' fand man Frau Leonie Neubrück. Seltsam wirkte die elegante Berlinerin mit der rotblond gefärbten Frisur in dem niederen Raum. Sie machte einen tief unglücklichen Eindruck. Das Zusammentreffen mit Justine schien ihr keineswegs Freude zu bereiten. Sie sah in ihrÄnnes Verführerin. Peters Vorstellung nahm Frau Neubrück anfangs kühl, dann mit dem aufmerksamen Lächeln der Weltdame hin, die einen Blick für liebenswerte Männer hat.

„So sehen wir uns also wieder, Justine," sagte Tante Leonie mit verschnupfter Stimme. „Was die Kinder einem alles antun! Es ist unglaublich!" — Änne zuckte die Achseln. „Setzt euch zunächst mal. Justine, du kriegst den Stuhl — Herr Heilmann muß sich aufs Bett setzen. Nein, umgekehrt ist es wohl passender?" — Frau Neubrück wußte mit einer solchen Indignation zur Decke zu sehen, daß Peter sich rasch abwenden mußte. — „Aber Tante!" bat Justine. „Was hat dir Änne denn getan? Ich find es sehr schön hier! Ich verstehe ihre Stimmung!" — „Du natürlich! Das wundert mich nicht, liebes Kind! Du mußt nicht etwa glauben, daß ich kein Verständnis für Bohème habe! Bei mir in Berlin verkehren seit Jahren junge Künstler! Auch alte, berühmte! Mit Sarasate war ich intim befreundet! Aber Änne ist ja keine Künstlerin! Änne ist ein wohlerzogenes junges Mädchen! Änne sollte in München Kunstgeschichte studieren! Statt dessen finde ich sie in einer vollständigen Verwahrlosung!"

Digitized by Google

„Wirklich, gnädige Frau?“ Mit dieser Frage platzte Peter Heilmann dazwischen. Tante Leonie maß ihn mit einem erstaunten Blick. Aber sie sah, daß sein Touristenanzug geschmackvoll war. Deshalb antwortete sie milder: „Für die Anschauungen eines jungen Herrn ist das etwas anderes! Mein seliger Mann hat auch in jungen Jahren von Wurst und Käse gelebt! Aber wohin soll das führen? Wiederhole mir's jetzt vor Justine, Änne: Bleibst du wirklich bei deiner Überspanntheit? Fährst du nicht mit mir nach Madonna di Campiglio?“

Änne lief halb trotzig, halb ängstlich lachend in die Bodenkammer hinauf. Peter Heilmann folgte ihr auf der knarrenden Leiter. Oben begann er sich für das Blockhaus zu begeistern. Jetzt versuchte Justine die erbitterte Tante umzustimmen. Es war nicht möglich. Schließlich wollte Frau Neubrück sofort und allein nach Brannenburg hinunter. Daran wurde sie natürlich verhindert. So konnte sie nichts mehr tun als weinen. Nun entfernte sich Peter diskret. Als er nach einer Stunde zurückkam, war das Bild wesentlich friedlicher. Justine deckte den Tisch, an dem Frau Leonie in sichtlicher Spannung saß. Änne stand mit hochroten Wangen in der Küche und kochte. Von Zeit zu Zeit warf die Mutter einen gerührten Blick zu ihr hinüber: „Unglaublich! Kochen kann sie auch! Ein Blockhausdiner! Wollen mal sehen, wie's schmeckt! Ach, Änne, wenn dein seliger Vater das erlebte! Dem würd es am Ende gefallen! Der war immer fürs Originelle! Aber Hände wirst du bekommen — ich danke! Da bringt sie schon was — wahrhaftig! Suppe! Erbsensuppe! Mit Pökelfleisch! Hm! Das ist ja echt berlinisch! Soldatenessen! Aber es schmeckt! Es schmeckt wahrhaftig, Änne!“

Die glückliche Köchin wurde von allen belobt. Frau Neubrück söhnte sich allmählich mit dem Blockhaus aus. „Nur ein Dirndlkleid müßte man anhaben!“ erklärte sie.

Digitized by Google

„Nicht so wie dein's, Änne! Das ist ja kein richtiges!" Sie sah Peter Heilmann kokett an, der seinen erstaunten Blick zu verbergen wußte. Nach einem Ruhestündchen brach man auf. Peter übernahm es, Tante Leonie, die es in ihren Stöckelschuhen schwer hatte, nach Brannenburg hinunter zu bringen. Justine konnte nun noch mit Änne sprechen: „Willst du wirklich da oben bleiben? Du kennst mich, Änne. Ich rede deiner Mutter nicht das Wort." — „Nein, du kannst respektieren, was ein anderer Mensch fühlt! Das ist Mutter unmöglich!" — „Änne, die Frau tut mir doch leid." — „Mir auch! Gewiß ist sie sehr einsam, trotz ihrer tausend Bekanntschaften und Abenteuer! Aber soll ich mich dafür opfern? Hier oben hab ich endlich reine Luft, Justine!" — „Ob es auf die Dauer aber die richtige ist, Kind? Du bist hier oben nicht zu Hause. Du liest nur Ernst Germanshäusers Bücher, und deine einzige Ablenkung ist sein Bild." — „Dagegen hast du also nichts?! Ach, sag mir's, Justine! Du meinst vielleicht, ich soll mehr in seiner Nähe bleiben?"

Justine schüttelte den Kopf. „Das mein ich nicht. Es wär sogar besser, wenn du hier oben ganz von ihm loskämst. Du weißt jetzt, wie es um ihn steht. Hat er irgendeine seelische Verbindung mit dir?" — „Unbewußt!" stieß Änne erregt hervor. „Ich darf nur nicht nachlassen! Wenn ich jetzt nachließe, wär es wirklich aus mit uns!" — „Also in solche Mystik hast du dich verstrickt?" — „Du glaubst natürlich nicht daran, Justine — du mit deinem hellen, vollkommenen Leben! Aber ich! Ich kenne die Fäden zwischen ihm und mir!" — „Werde nur nicht krank, Änne!" —

In Brannenburg flüsterte Peter Heilmann Justine zu, daß er die schwierigste Bergtour seines Lebens hinter sich habe. Er sei vollständig erschöpft. Tante Leonie habe sich jeden Schritt führen lassen und dabei ohne Unterbrechung geschwatzt. Änne kam über den Abschied von ihrer Mutter

Digitized by Google

nicht ohne ein Versprechen fort. Sie verpflichtete sich, in vierzehn Tagen nach Madonna di Campiglio zu kommen. Aber die Mutter mußte sie dann wieder in ihr Blockhaus lassen. Lange noch sah Justine aus dem Fenster des Bummelzuges, wie Änne ganz allein zur Noderalm zurückkehrte. Ob sie doch recht hatte in ihrem sehnsüchtigen Drang? Ob sie dort oben fand, was der findigste Dämon nicht zerreißen konnte? —

Justine trennte sich in München schnell von Tante Leonie. Peter sah ihre bange Sorge und versprach, Änne nicht aus den Augen zu lassen. Es könne am besten geschehen, wenn er in der Pension Pekelmann Ernst Germanshäuser beobachte. Änne solle durch Justine alles erfahren, was er wisse. Solch „Zwischenhändleramt" sei ihm zwar nicht angenehm, aber leidende Frauenherzen verlangten auch so etwas, und er habe Änne Neubrück jetzt richtig lieb. Justine wisse schon, wie. Sie sah ihm lächelnd nach, als er ihr die Hand gedrückt hatte und davoneilte. Ihre Hand schmerzte, aber es war ihr wohl dabei, denn dieser Schmerz bedeutete die Treue eines Menschen. —

Peter setzte sich in der Pension Pekelmann nicht mit einer Frau in Verbindung. Er wußte, daß Frauen in diesem Fall nicht objektiv waren. Ein guter Zufall führte ihn zu dem Sorgenkinde der Pension: Der arme Prosper Tiedgen war seit den Faschingstagen bettlägerig. Isabel hatte ihr vollkommenstes Zerstörungswerk an ihm getan. Er konnte nicht mehr malen, und es war ihm auch nicht mehr möglich, zu tanzen. Dieses Versagen bedauerte er tiefer als jenes, denn es trennte ihn allmählich von der Frau, die sein ganzes Nervensystem erfüllte. Sie wollte mit ihm Gastspielreisen unternehmen — er aber konnte nur traurig den Kopf dazu schütteln. So glaubte er sie zu schädigen und sah über den eigenen Schaden fort. Halb jammerte er, daß Isabel ihn sich selbst überließ, halb

Digitized by Google

fühlte er die Unmöglichkeit, neben ihrer Kraft zu ſtehen.

Frau Pekelmann nahm ſich des Kranken an. Sie verſchönte ſeine traurigen Tage, ſoweit es möglich war. Maria aber hörte, was die ahnungsloſe Mutter nicht begriff. Proſper Tiedgen flüſterte eines Abends, daß ihm ein Mann fehle, ein Mann zur Ausſprache, zum Verſtändnis für ſo vieles. Er habe nie einen Freund gefunden. Das ſei ſeine große Schuld. Da hatte Maria einen guten Einfall. Kurz entſchloſſen ſchickte ſie Peter Heilmann an das Krankenbett. Dann zog ſie ihre Mutter aus dem Zimmer.

Proſper Tiedgens abgezehrte Miene war erſtaunt auf den Dichter gerichtet. „Seltſam," flüſterte er. „Ich habe Sie ſo ungeheuer lange nicht geſehen — und nun ſind Sie plötzlich da. Ich glaube, man hat einen Freund auf der Welt und weiß es gar nicht." — Peter hörte das Fieber aus den Worten des Kranken. Er erwiderte behutſam: „Wenn man's nur mal ſchließlich weiß." — „Ach, Herr Heilmann! Die Weiber ſind ſo engelsgut und ſo teufelsſchlecht! Dieſe beiden Kategorien ohne jede Zwiſchenſtufe! Das iſt gräßlich!" — „Wirklich ohne jede?" — „Frau Doktor Pekelmann iſt Mutter, nur Mutter! Und Maria iſt ein mütterliches Mädchen! Hätte ich ſie doch als Madonna gemalt! Aber ich Narr kann jetzt um viele ungemalte Bilder jammern! Doch davon wollte ich nicht ſprechen, Herr Heilmann! Mutter und Tigerin — das ſind die beiden Kategorien! Aber Tigerinnen können auch Mütter werden!"

Er warf ſich in die Kiſſen zurück. Peter ſchwieg. Dann ſprach Proſper Tiedgen mit fliegendem Atem weiter: „Nichts iſt ſchlimmer als ein lächerlicher Mann! ... Abhängigkeit vom Weibe! ... Warum denn?" — „Ja — warum?" — „Sie kennen's auch! Ich weiß! Aber bei Ihnen ſteht die Wage anders! Sie ſteigen hinauf, Sie ſind immer oben

Digitized by Google

und lachen!“ — „Ach, Herr Tiedgen —“ — „So hab ich es auch bei den Germanshäusers erwartet! Aber nun? Erst hatte sie den Alfred — nicht wahr? Doch als sie wußte: heiraten ‚is nich‘ — da kannte sie auch die letzte Treue nicht mehr! Horrend, Herr Heilmann, horrend! Sie strafte den Alfred doppelt! Auf so etwas zu kommen! ‚Ihr erniedrigt mich! Ich bin euch eine Dirne? Gut! So bin ich eine Dirne!‘ Damit flog sie — nicht etwa zu mir! Ich bin ihr ein Krüppel, Herr Heilmann! Aber auch nicht zu Leon Glüschein und Konstantin Somaroff! Ernst mußte dran glauben! Ernst! Sie will auch die Bruderliebe vernichten!“

Prosper Tiedgen schüttelte sich. — „Glauben Sie denn an ein Verhältnis mit Ernst?“ fragte Peter. — „Herr Heilmann! Woran soll man sonst bei ihr glauben?“ — „Könnten denn Ernst nicht die Augen geöffnet werden? . . .“ — „Wie Sie fragen! Glauben Sie, daß er sie nicht längst offen hat?! Er gleitet mit Bewußtsein weiter! Wie wir alle! Wir wissen ganz genau, was unser Verderben ist! Aber wir denken immer, wir haben noch Zeit! Es schmeckt ja so süß! Hinüber zu gleiten! Wissend! Wenn's nur etwas schneller ginge! Wenn die verfluchten, letzten Zusammenhänge nicht wären! Mit dem, was mal war! Wissen Sie, was mein Vater gewesen ist? Oberst und Regimentskommandeur!! Ritter vom Eisernen Kreuz! Gott — tut mir die Brust weh! Nun bin ich bloß noch der verlorene Sohn! Nein, Herr Heilmann! Wir beide haben die Augen offen! Wir sehen, wohin wir treiben! Jugend!“ — „Es gibt noch eine andere Jugend —“ — „Was hab ich davon?“ — „Alles! Denken Sie doch mal ernsthaft nach! Erfüllen Sie sich mal damit, daß draußen in der Welt noch etwas wächst und hofft und wartet! Dann werden Sie alle Tigerinnen und nichtsnutzigen Gespenster der seelischen Unverschämtheit los!“

Digitized by Google

Peter Heilmann war in Leidenschaft geraten. Das hatte er nicht gewollt. Dem Kranken aber schien er wohl zu tun. Lächelnd starrte Prosper Tiedgen ihn an: „Herrgott! Da fällt mir eben etwas ein — — sind Sie nicht auch ein Offizierssohn?“ — „Natürlich! Wär ich nur meinem Vater damals gefolgt — wär ich nur Soldat geworden!“ — „Das sagen Sie jetzt?“

Der Kranke wurde unterbrochen. Auf dem Gang draußen hörte man erregte Stimmen. Offenbar war jemand von der Straße gekommen und hatte eine aufregende Nachricht mitgebracht. „Was ist denn?“ fragte Prosper Tiedgen ängstlich. „Wollen Sie nicht mal nachsehen, Herr Heilmann?“ — Peter ging hinaus. Nach einer Weile kam er mit eigentümlich geröteter Miene wieder. „Miß Haw hat ein Extrablatt mitgebracht . . . Aber regen Sie sich nicht darüber auf, Herr Tiedgen — wir sind ja nur mittelbar beteiligt.“ — „Mittelbar? Was steht in dem Extrablatt?“ — „In Serajewo sind der Erzherzog-Thronfolger von Österreich und seine Frau von einem serbischen Verschwörer ermordet worden!“ — Prosper Tiedgen setzte sich auf. Indem er zum Fenster starrte, wiederholte er das Gehörte mechanisch: „In Serajewo — sind der Erzherzog-Thronfolger von Österreich und seine Frau — von einem serbischen Verschwörer — ermordet worden? . . . Verstehen Sie das?“

XII.

Isabel Bimm wartete schon eine Stunde in Ernst Germanshäusers Wohnung. Heute wollte sie mit ihrem „Sieger“ verreisen. Sieger nannte sie Ernst, ohne zu fühlen, wie sie ihn damit quälte. Seitdem Alfred zu dem verzweifelten Entschluß gekommen war: „Tu, was du willst! Bleibe bei Ernst, wenn dir Ernst lieber ist! Ich kann nicht mehr!“ seitdem glaubte Isabel am Ziel zu sein. Ihr Wagnis wurde

Digitized by Google

nicht zu groß. Sie wußte, daß ihr beide Brüder nicht verloren gehen konnten. Aber der seelische Vorgang in Ernst war ihrer absoluten Sinnlichkeit nicht faßlich. Sie glaubte ihn zur brutalen Bejahung seines Vorteils gebracht zu haben. Sie verkannte, wie tief seine Wandlung mit der Liebe zum Bruder zusammenhing. Ernst fühlte sich noch nicht als Verräter an Alfred. Nur als „Hüter seines besten Gutes". Daß Isabel von ihm wieder zu Alfred zurückkehren würde, war ihm sicher. Wenn Alfred majorenn war, konnte er sie heiraten. Stieß auch Ernst sie jetzt von sich, so mußte sie ganz aus der Lebensbahn der Germanshäusers kommen. Diese Erwägung beruhte freilich auf einer gefährlichen Selbsttäuschung. Ernst wurde bald ebenso abhängig von Isabel wie Alfred. Er lernte den Rausch ihres Besitzes kennen. Was er seit Wochen dürstend genoß, erstickte jede Reue.

Alfred war nicht mehr in München. Die Eltern hatten ihn zu ihrer freudigen Überraschung bereit gefunden, mit ihnen an die Nordsee zu reisen. Bei ihrer Rückkehr von Karlsbad hatte Alfred sich ihnen angeschlossen. Ernst war der zweiten Begegnung ausgewichen. Traumhaft schöne Tage verlebte er um diese Zeit mit Isabel in einem einsamen Gebirgshotel. Doch sein erstes Glück ließ Isabel nicht lange ruhen. Eine neue Reise wurde beschlossen — Juli und August wollte man in Karersee verleben. Ernst fühlte, daß er vor Alfred durch diesen Entschluß ins Unrecht kam. Aber sobald er Bedenken äußerte, bestand Isabel nur noch zäher auf der Reise.

Heute war Ernst in die Stadt gefahren, um für die abendliche Abfahrt alles vorzubereiten. Isabel wartete auf ihn, aber Ernst verspätete sich. Sie war seiner sicher. Ohne Erregung ging sie immer wieder durch die Zimmer und kramte wie ein lüsternes Kind bald in dieser, bald in jener Schublade. Durch die Fenstervorhänge schien die Julisonne

Digitized by Google

und stellte goldgelbe Lichtflächen vor den Dämmer der Räume. Alles, was Ernst gehörte, hatte eine reine und wertvolle, aber etwas schwere Ruhe. Isabel fühlte, daß ihr Wesen dieser Umgebung feindlich war. Sie wurde wild in solcher Stille. Heute beschloß sie, daß Ernst sich zum Herbst neu einrichten müsse. Unter diesen Gedanken kramte und pflückte sie an seinem Besitz herum. Wenn sie einen kleinen Schaden angerichtet hatte, lächelte sie befriedigt.

Von Zeit zu Zeit erschien Frau Augenmüller, ohne im Zimmer etwas zu tun zu haben. Es machte sie ruhelos, Isabel Bimm allein in des Doktors Wohnung zu wissen. „Die gerade" durfte nichts anfassen. Es war so schon schlimm genug. Der Bruder verreist und inzwischen . . .! Frau Augenmüller verstand ihren Herrn nicht mehr. Sie sah ihn langsam in Todsünde geraten. Warnen konnte sie ihn nicht — sie war eine abhängige Frau. Wenn sie gegen das Weib aufzutreten wagte, bekam der sonst so Gütige es fertig, sie auf die Straße zu jagen. Ihr blieb nichts übrig, als bei den Franziskanern für ihn zu beten. Nur an Frau Stolz rächte sie sich, denn Alfreds Wirtschafterin hielt sie jetzt für eine schlimme Intrigantin, die es mit beiden Seiten hielt. Genau acht Tage schon war Frau Augenmüller nicht mehr bei ihr zum Kaffee gewesen.

Niemand konnte so an einem fremden Vorwurf vorübersehen wie Isabel Bimm. Lautlos schritt sie über den dicken Teppich, an der unheildrohenden Wirtschafterin vorbei. Frau Augenmüller sah ihrer biegsamen Gestalt und den schönen Füßen nach. In ihren Haß mischte sich Bewunderung. — „Wo der Herr Doktor nur bleibt! Das ganze Essen verdirbt mir, Fräulein!" — „Er wird schon kommen, Frau Augenmüller." — „Ich glaub immer, es wird noch gar nix aus der Reis'!" — „Ich glaube doch. So sind die Ansichten verschieden, Frau Augenmüller." — „Mir is halt auch recht unangenehm, daß heut so spät wird. Heut is Sonntag.

Digitized by Google

Da will ich nach Hellabrunn hinaus, in den Tierpark." — Isabel blieb stehen. „So? Interessieren Sie sich dafür? Was haben Sie denn da am liebsten, Frau Augenmüller? Den Panther?" — „Um Christi willen, so ein Raubtier, so ein garstig's! Nein, Fräulein! Am liebsten is mir schon der Elefant!" — „Das hab ich mir gedacht!"

Endlich kam Ernst. Frau Augenmüller konnte die Suppe auftragen. Während die beiden aßen, suchte Isabel Ernstens schweigsame Traurigkeit zu ergründen. Sie hatte ihn anders erwartet. Das entschlossene Herrengefühl fehlte. Sein Wesen hatte etwas tief Zerstreutes, fast von ihr Losgelöstes. — „Hast du alles besorgt?" fragte sie lauernd. — Er senkte den Blick. „Ja ... Bis auf ..." — „Nun?" — „Ich muß dir das erst erklären, Isabel. Also, ich habe die Billetts noch nicht gekauft." — „Ach, ist ja nicht wahr!" — „Bleib sitzen — hör mich ruhig an." — „Keine Schlafwagenplätze? Für heute abend? Bei dem Andrang? Wie sollen wir denn nach Bozen kommen?" — „Falls wir uns überhaupt entschließen, werde ich dafür sorgen." — „Wir sind entschlossen!" — „Ich muß dir noch etwas zu bedenken geben. Du willst durchaus nach Karersee. Das liegt in Österreich, wie dir wohl bekannt ist." — „Ja! Für gar so ungebildet darfst du mich doch nicht halten!" — „Du weißt, welche Stimmung jetzt in Österreich herrscht. Man glaubt, daß es zum Krieg mit Serbien kommt, wegen des Attentats in Serajewo. Sollen wir das extra aufsuchen? Den Krieg sozusagen als Erholungsaufenthalt?" — „Gerade! Natürlich! Das ist doch mal was anderes, was Lebendiges, Interessantes! Karersee soll prachtvoll sein, und man kommt den Ereignissen näher! Außerdem sind da immer einflußreiche Wiener! Du weißt, daß ich in der nächsten Saison in Wien auftreten will! Da bekommt man Verbindungen!" — „Es scheint mir zweifelhaft, ob die Wiener sich jetzt für Tanzabende in der nächsten Saison interessieren werden." — „Lieber

Digitized by Google

Ernſt, eins will ich dir gleich ſagen: Wenn du mich komiſch nimmſt, reiſe ich nicht mit dir bis Paſing! Dann ſind wir gleich am Ende!"

Frau Augenmüller kam mit dem Braten. Sie horchte auf. Ein Streit? Wie wohl ihr das tat! ‚Heut iſt mal wirklich Sonntag' — mit dieſem Gefühl entfernte ſie ſich wieder. Ernſt aß keinen Biſſen, während Iſabel ſich zornig große Portionen nahm. — „Entweder wollen wir ruhig darüber ſprechen oder gar nicht," ſagte er endlich. — „Was iſt dir denn angeflogen? Dieſe unausſtehliche Laune?" — „Laune, Iſabel? Seit Wochen empfindet man es dunkel — nicht nur ich — auch alle meine Bekannten. Jetzt wird es uns greifbar nahe gerückt. Ein ſchwerer, unbeſtimmter Druck liegt über allen. Jeder blickt auf dieſelbe Stelle, aber niemand weiß, wohin. Die Stimmung iſt ernſter, als ich geglaubt hatte." — „Entſchuldige, Ernſt, aber du redeſt Stuß. Was meinſt du eigentlich?" — „Mit einem Wort: es beſteht eine europäiſche Kriegsgefahr!" — „Gott, brauche doch nicht ſo koſtſpielige Ausdrücke! Europäiſche Kriegsgefahr! Der ewige Balkanzauber!" — „Durch den Mord in Serajewo iſt alles anders geworden." — „Aber doch für Öſterreich, nicht für uns!" — „Weißt du etwas vom Dreibund, Iſabel?"

Sie ſprang auf. „Jetzt hab ich genug! Jawohl! Reiſen wir heute abend oder nicht?!" — Ernſt ſtarrte ſie an — ſeine Augen hatten einen entrückten Ausdruck. „Entſchuldige den Abſtecher ins Männliche. Wir reiſen ſelbſtverſtändlich, wenn du willſt. Am beſten beſorge ich gleich Billetts nach Belgrad." — „Belgrad?" — „Da ſind wir den Ereigniſſen noch näher." — „Adieu!" Iſabel lief auf den Korridor hinaus. Erſchrocken folgte er ihr und holte ſie im Hausflur ein. Sie drückte dort die Stirn an die Marmorwand und weinte bitterlich. Er fühlte eine wohlige Rührung bei dieſem Anblick. Nach einer Stunde ſchon

Digitized by Google

hatten sie gemeinsam die Schlafwagenkarten nach Bozen gekauft. — —

Die nächsten Tage täuschten Isabel über Ernstens wahre Stimmung fort. Er schien in dem sommerlichen Wohlleben ruhiger zu werden. Das Abenteuer, mit einer Frau wie Isabel zu reisen, übte doch seinen ganzen Zauber auf ihn aus. Für alle Fälle kam er von der leidigen Politik los. In Bozen konnten sie der Hitze wegen nicht bleiben. Auf der Fahrt durch das Eggental nach Karersee ging Ernst auf ein Thema ein, das er sonst beharrlich mied: Die Münchener Freunde wurden „durchgenommen". Mit besonderem Behagen stichelte Isabel auf die Gäste der Pension Pekelmann. Sie konnte nie so witzig sein wie in der Verspottung von Freunden. Ihr graziöser Zynismus wirkte sogar auf den Bozener Kutscher. Von Zeit zu Zeit sah man seinen schwarzen Kopf wackeln. Er lachte über Menschen, die er nie gesehen hatte. Isabel zeichnete gleichsam Karikaturen in die Luft. Lebhaft amüsiert warf Ernst plötzlich die Frage auf: „Wovon mögen eigentlich die beiden Alliierten leben?" — Das erfaßte selbst Isabel nicht sogleich: „Die beiden Alliierten?" — „Nun, Frankreich und Rußland, Leon Glüschein und Konstantin Somaroff." — „Glüschein ist doch Elsässer?" — „Das ist kein Milderungsgrund. Mir wär er lieber, wenn er ein offenkundiger Franzose wäre. Galt er nicht für sehr reich? Neulich hörte ich, daß sein Vater ihn längst enterbt hat. Er verfügt nur noch über Wechselschulden." — „Dahinter bin ich allmählich auch gekommen." — „Also, was meinst du? Wovon lebt er?" — „Muß ich das wissen?" — Ernst lachte. „Nein! Sonst hättest du dich freilich nicht so gut mit ihm amüsiert!" — „Schau einer den Ernst an!" — „Die kleine Kitty vom ‚blauen Eichhörnchen' hat es übrigens noch recht gut bei ihm! Kein Mensch weiß, woher! Was für Geld schmeißt er eigentlich? Gepumptes kann es unmöglich sein! Eigenes wäre un-

Digitized by Google

heimlich!" — „Glüſchein iſt ein Menſch, der nie in Verlegenheit kommt." — „Und tun tut er gar nichts?" — „Er korreſpondiert viel." — „Haſt du das geſehen?" — „Oft!... Ach, ſieh mal, die Felſen ſind famos! Da oben die kleine Kapelle!" — Ernſt ſah zerſtreut hinauf. „Ja — ſehr hübſch. Und Somaroff? Mit dem iſt er wohl ſehr intim?" — „Unzertrennlich ſind ſie. Jeden Abend ſtecken ſie zuſammen." — „Jeden Abend?" — „Ich denk es mir. Frau Pekelmann hat mir jedenfalls mal geklagt, daß ſie bis zwei Uhr Licht brennen und dann noch ausgehen." — „Gibt Somaroff eigentlich noch die Zeitſchrift heraus?" — „Längſt pleite." — „Nun mach ich mir auch noch Sorge, wovon der lebt." — „Von Glüſchein wahrſcheinlich!"

Jetzt lachten beide herzlich. Ihre Heiterkeit wurde noch geſteigert, als ſie den ſchwarzen Kopf des Kutſchers wackeln ſahen. Er ſpürte ſeinen Erfolg und wandte ſich um: „Is ſcheen, ſo luſtige Herrſchaft zu fahren! Is ſehr gut für unſereins! Jawohl! Is Zeit ſo ernſt, net wahr? Immer traurige Herrſchaft! Haben Sie ſchon gehört von Ultimatum?" — Während Iſabel laut auflachte, verzog ſich Ernſtens Miene: „Ultimatum? Was meinen Sie damit?" — „In Bozen war ich, in ‚Greif' — da hat mir Portier erzählt. Diener von einem Hofrat, was in Hotel wohnt, hat ihm erzählt. Is an Hofrat aus Wien telephoniert worden. Kaiſer ſtellt Ultimatum an gottverdammte Mörderbande in Serbien." — „Weiß man ſchon eine Antwort?" — „Nein! Antwort! Nein! So ſchnell geht nicht Politik!" — „Ganz geſcheiter Menſch," ſagte Iſabel halblaut. „Hübſche Augen hat er." — Der Kutſcher lächelte ſie feurig an. Ernſt aber war bedrückt. Aus ſeinen Gedanken heraus tat er eine unüberlegte Frage: „Sind Sie Italiener?" — Der Kutſcher ſchien ernſtlich böſe zu werden: „Italiano! Ich! O, nein! Was glauben der Herr? Wohn ich zehn Jahre unten in Bozen! Hat mein Vater gewohnt in Bozen! Bin

Digitized by Google

ich zwar geboren in Udine, bella Udine! Aber niemand kann sagen, daß ich bin Italiano! Da brauchen der Herr nur in ‚Greif' zu fragen!" — „Na, beruhigen Sie sich nur. Ich hab's ja nicht böse gemeint."

Der Kutscher wandte sich wieder seinem Pferd zu. Durch Peitschenknallen äußerte er noch seine Erregung. — „Ein Mißverständnis," flüsterte Ernst. — Isabel kicherte. „Na, entschuldige, Liebster, aber du bist auch nicht politischer als ich. Daß es hier fortwährend zwischen Österreich und Italien brenzelt, wußte sogar ich."

Die Dolomitfelsen von Karersee ragten ockergolden in den blauen Sommerhimmel. Hier schien der Mensch aus den Niederungen seiner Sorgen emporgehoben zu sein. Die Hochwaldtannen standen wie eine den Frieden schützende Riesengarde. Jeder Wanderer konnte hier nur freie Gedanken haben. Das war Ernstens erster Eindruck, doch er hielt nicht stand. Tiefer als der Blick in die deutsche Bangnis erschreckte ihn die Einsicht, daß Österreich eine Maske trug. Stündlich kämpfte man damit, sie entschlossen abzureißen. „So geht's nicht weiter," war das stumme Losungswort. Man plauschte und tändelte noch, man lief noch instinktiv den Künsten der Frauen nach, aber wie der Abend seine grauen Nebeltücher um die Klarheit der Berge legte, so schob sich immer dichter ein Schleier über die Sommerfreude hin. Es wohnte ein unsichtbarer Gast im Karerseehotel, der mächtigste und interessanteste von allen. Jeder fühlte ihn, niemand wagte ihn bei Namen zu nennen. Wußte man wirklich, wie er hieß? Der Krieg strich mit seinen Knochenhänden über die leuchtende Jugend hin. Er ließ den Bergsteiger, der noch immer Dolomitnadeln erklimmen wollte, schon in der Schutzhütte erlahmen. Er hielt die Tennisbälle weißgekleideter Frauen in der Luft auf. „Ich komme!" raunte der unsichtbare Gast. „Wer wagt an mir vorbeizuschauen?" Alle senkten ein wenig den Kopf.

Digitized by Google

Väterſtirnen kamen in ſchwere Falten — Mutteraugen hatten noch nie ſo ängſtlich auf Söhne geblickt. Die aber holten ſich einen einſam flammenden Stolz in den Sternennächten. Sie befragten die geiſterhaft ſchweigenden Höhen. —

Ernſt hatte zwiſchen dieſen Menſchen eine unerwartete Stellung. Er war auf läſſig liebenswürdige Fremdheit gefaßt geweſen, um das ſchöne Mädchen, mit dem er reiſte, kritiſch beneidet. Aber man hatte in dieſem Sommer keinen Sinn für Reibungen der Moral und des Neides. Man ſah über Privatangelegenheiten fort. Herbſtlicher Abſchied legte ſich auf den Genuß des Sommertages. Während man ſich bewußt zu bleiben ſuchte, daß man genoß, kam ſchon die große Entſagung.

Ernſt begriff plötzlich, wie man ihn hier anſah. Trotz Iſabel. Trotz aller kranken Müdigkeit, die an ſeiner Seele nagte. Man brachte dem Deutſchen in ihm ein urſachloſes Vertrauen entgegen. Man ſah ihn als Bundesgenoſſen an. Als er eines Morgens an einem Gehöft in Welſchnofen vorüberging, rief ihm eine friſche Stimme zu: „Hoch Deutſchland!“ Er ſah ſich vergebens nach dem Rufer um. Hinter einem Zaun mußte er ſtecken. Ernſt aber grüßte unwillkürlich, um ſich dankbar zu zeigen. Als er weiterging, wurde ihm die Komik der Huldigung klar. Er kam ins Lachen und lachte, bis er ins Hotel kam. Hier aber wußte er nicht mehr, ob er lachte oder weinte. Seit dieſem Erlebnis trug er eine eigentümliche Ehrfurcht in ſich herum, die ſeiner latenten Kraft galt. Er hatte ſie nicht in der Gewalt, und es freute ihn nur in wunderlicher Selbſtquälerei, daß ſie ſich ſtärker als ſein anderes Ich zeigte.

Das Ultimatum Öſterreichs an Serbien war inzwiſchen geſtellt worden. Morgen ſollte die Entſcheidung fallen. Eine zweideutige Antwort war unmöglich — das ſtand für die Schwankendſten feſt. Der alte Kaiſer hatte Ernſt ge-

Digitized by Google

macht. In diesem Sommer noch, da man seinen vierundachtzigsten Geburtstag feiern wollte, griff er ans Schwert.

Auf den Abend vor der Entscheidung fiel die wöchentliche Tanzunterhaltung des Hotels. Mit einem Rest von wienerischer Wichtigtuerei debattierten die jungen Leute, ob sie stattfinden sollte oder nicht. Schließlich glaubte man seine kampfbereite Ruhe auch durch den Ball zu zeigen. Doch als der Abend kam mit Lichterglanz, mit einer eleganten, blühenden Jugend, da offenbarte es sich, daß man nicht tanzen konnte. Die frischen Österreicher und Österreicherinnen waren wie gelähmt. Man saß umher und wartete. Der einzige, der „engagieren" durfte, war noch nicht da. Man hätte am liebsten die ganze Nacht auf ihn gewartet. Am Flügel aber saß ein sonderbarer, blinder Mensch. Die Jugend des Hotels war mitleidig an ihn gewöhnt. Er lieferte die wöchentliche Tanzmusik im Karersseehotel. Der Blinde wurde am Beginn der Saison aus Bozen heraufgeführt, und wenn die letzten Gäste reisten, kehrte er reich beschenkt wieder heim. Heute schien auch er aus dem Geleise gekommen zu sein. Er spürte, daß die jungen Herrschaften nicht tanzen wollten, aber daß ihr Blut tanzte, heißer Spannung voll, wie das seine. So saß er mit seinen toten Augen am Flügel und phantasierte. Allmählich hörte man ihm zu. Er fühlte, daß er heute unentbehrlicher war als je. Der Blinde war ein bedeutender Musiker — viele erfuhren es erst jetzt. Ein schmerzlicher Ehrgeiz trieb ihn, seine einsame Seele zu offenbaren. Er begann die vertrauten Walzer, aber er löste sie bald auf. In feierlichen Rhythmen schritten sie einher — sie wurden zu ehernen Märschen. Dann fielen sie in zögernde Frage und Klage zurück.

Das Spiel des Blinden führte weit aus der wirklichen Stunde fort. Verschwiegenes kam aus den Herzen, als ob es auf Geständnis gewartet hätte. Aber es konnte nur

Digitized by Google

Kameradschaft sein in dieser großen Sorge. Leise waren die älteren Gäste aus dem Lesezimmer herübergekommen und standen an der Tür und blickten auf die schimmernde Jugend, die so ernst und reif im Tanzsaal saß.

Ernst Germanshäuser sah plötzlich, daß Isabel nicht mehr neben ihm war. Sie hatte sich lautlos erhoben und war auf den blinden Klavierspieler zugeschritten. Was wollte sie von ihm? In diesem Augenblick fürchtete Ernst kein seelisches Vergreifen. Sie war eine Künstlerin. Vielleicht wurde ihr besseres Wesen mächtig zur Entfaltung gezogen. Ernst sah wie eine Vision, was sie begann. Isabel tanzte. Sie tanzte ganz allein vor den fremden, staunenden Menschen. Niemand schien Anstoß daran zu nehmen. Isabels Tanz war aus der Stunde geboren — das fühlten alle. Ihre Bewegungen hatten Weihe, ihre in schwarzblauen Samt gekleidete Gestalt hatte die Inbrunst eines jungen Priesters. Der Blinde mußte sie mit seinem inneren Auge sehen. Wunderbar folgte sein Spiel ihrem Körper. Ergreifend wechselten Hoffnung und Sorge, Zorn und Siegesgewißheit.

Ernst saß mit stockendem Atem da. Es zuckte eine tiefe Angst in seinen Nerven, ob sie die Grenze des Profanen nicht doch noch überschreiten würde. Allmählich aber kam dankbare Bewunderung über ihn. Nachtwandlerisch sicher war Isabels Kunstgefühl. Wenn sie sich so zeigte, steinigte man sie nicht, sondern betete zu ihr. Sie hing im Kern doch mit dem ewig Reinen zusammen. Warum mußte sie immer wieder davon fortlocken? —

Als der Blinde aus gedämpften Kirchenchören Deutsch-Österreichs „Gott erhalte Franz den Kaiser" emporsteigen ließ, verließ ihn Isabel in scheuer Ehrerbietung. Die Hymne klang leuchtend und stark. Alle Hörer standen auf und sangen sie. Niemand dachte mehr an die Tänzerin.

Ernst merkte plötzlich, während er leise mitsang, daß Isabels Blick auf ihm ruhte. Er sah ein Lächeln auf ihren

Digitized by Google

Zügen, daß ihm nicht gefiel. Sie hatte ihn spöttisch beobachtet. Da verließ er rasch den Saal. Im dunklen Hotelgarten holte Isabel ihn ein: „Warum bist du denn fortgelaufen?“ — „Weil ich mich nicht auslachen lassen möchte. Heute verdien ich's nämlich nicht.“ — „Du verdienst es nie! Was fällt dir ein? Habe ich dich etwa ausgelacht?“ — „Es kam mir so vor, Isabel.“ — „Ja, weißt du! Ich war gewiß in Stimmung! Aber wenn ich dich plötzlich patriotisch werden sehe — hier mitten in Österreich!“ — „Du bist wirklich ein rätselhafter Mensch.“ — „Gott sei Dank!“ — „Eben war ich noch ganz einig mit dir — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll . . .“ — „Ja, ja, ich war in Stimmung! Aber als der Blinde in Patriotismus machte, bin ich ausgerissen!“ — „Patriotismus! Alles ist jetzt Patriotismus! Sein Spiel und dein Tanz!“ Ernst brach ab. Er fürchtete einen zu heftigen Zusammenstoß in dieser Nacht. —

Als die Hotelgäste am nächsten Tage beim Diner saßen, kam ein Telegramm aus Wien: „Serbien ungenügende Antwort. Krieg erklärt.“ Nun änderte sich das Sommerbild mit einem Schlage. Der Mobilisierungsbefehl griff in jede Familie ein. Entschlüsse waren zu fassen, Abreisen wurden angesagt. Der ganze friedliche Verkehr flog auf. Bald wurde das Hotel leer. Unaufhörlich zogen die Wagen nach Bozen hinunter.

„Was machen wir?“ fragte Isabel, die verdrossen dem Treiben zusah. — „Wir fahren natürlich auch, sobald es wieder ein Auto gibt. Von Bozen müssen wir dann sofort nach München zurück.“ — „Mitten im Juli? Das ist ja scheußlich! München wird erst im August wieder hübsch!“ — „Man kann diesen Sommer nicht wie frühere beurteilen, Isabel. Du merkst doch auch, daß die Welt aus den Fugen geht.“ — „Wegen der elenden Serben? Meine Welt ist noch ganz heil!“ — „Ich kann jedenfalls an keinen Erholungs-

Digitized by Google

aufenthalt mehr denken." — „Wir brauchen doch nicht in Österreich zu bleiben! Fahren wir übers Stilfser Joch in die Schweiz!" — „Ich muß nach München zurück."

Isabel stampfte mit dem Fuß auf und wandte sich ab. — „Daß du das nicht verstehst," sagte er bittend. — „Du verstehst so manches nicht, lieber Freund! Hast du schon mal bedacht, daß wir deinen Bruder in München treffen werden? Eure Eltern sind sicher schon längst in Berlin! Da bleibt doch Alfred nicht! Der fährt sofort nach München!" — „Denkst du, ich scheue mich vor ihm? Im Gegenteil, ich habe das Bedürfnis, ihn wiederzusehen!" — „So? Ach so! Ja, dann! Bei dem Wiedersehen möchte ich aber nicht fehlen! Hinter meinem Rücken liebe ich keine Versöhnungen!" — „Du beurteilst meine Stimmung ganz falsch!"

Verzankt trennten sie sich. Am nächsten Morgen fuhren sie nach Bozen. Den ockergelben Dolomitfelsen, die ins Himmelsblau ragten, wie bei ihrer Ankunft, warfen sie keinen Blick mehr zu. Erst als sie auf dem Bozener Bahnhof ins Getriebe der Heimreisenden kamen, mußten sie sich einander wieder nähern. Die allgemeine Stimmung zerstreute sie. Isabel sah freilich nur das bunte Hin und Her. Sie wurde beim Anblick der mit Blumen geschmückten Soldaten übermütig. „Ist das ein feines Bild!" rief sie. „Sieh doch, wie die sich küssen! Zwei schnauzbärtige Männer!" — „Vater und Sohn," sagte Ernst. — „So schön hatte ich mir das Fortziehen der Truppen gar nicht gedacht! Da erlebt man doch mal was! Wenn auch in Österreich!" — „Vielleicht erlebt man es in Deutschland bald wieder." — „Ach, warum denn? Bei uns bleibt alles im alten Trott!" — „Komm, Isabel — wir müssen einsteigen." — „Fährt der Zug schon ab? Wie schade! Adieu! Adieu! Sind die Tiroler hübsche Leute!" Sie winkte zwei Soldaten, die lachend salutierten. Da brach eine alte Frau, die neben ihnen stand, in herzzerreißendes Weinen aus. Ernst und

Digitized by Google

Isabel sahen noch, wie der jüngere Soldat die Bäuerin tröstend umfaßte. „O Jesus!“ rief Isabel betroffen. „Das ist wohl ihr Sohn?“ — „Vermutlich,“ erwiderte Ernst.

Während der Fahrt blieb Isabel gelangweilt und still. Von Zeit zu Zeit warf sie forschende Blicke zu Ernst hinüber. Sein Wesen war ihr unheimlich. Diese stolze Zerstreutheit haßte sie. Es trieb sie, seine verächtlichen Sinne gewaltsam zu entfachen. So saß sie ihm ringend gegenüber. Endlich stieß sie hervor: „Wenn ich bloß wüßte, was du plötzlich hast! Wie ein Pagode sitzt du da! Unsere Reise hatte ich mir anders vorgestellt!“ — „Ich auch.“ — „Bringt dich denn der blödsinnige Krieg so auseinander? — „Vielleicht . . . Ich weiß es selbst noch nicht.“ — „Wie ist das eigentlich? Es gehört ja nicht hierher — es fällt mir nur eben ein: Du hast doch gedient, nicht wahr? Und Alfred auch?“ — „Freilich — beide in demselben Regiment.“ — „Nun seid ihr also lange fertig?“ — „Wie meinst du das?“ — „Wie ich das meine! Ihr habt doch sämtliche Übungen mitgemacht?“ — „Wir würden als Unteroffiziere ins Feld gehen.“ — „Fein! Aber ins Feld? Ihr seid doch eben fertig?“ — „Du scheinst das nicht ganz zu verstehen, Isabel . . .“ — „Na, bei uns überhaupt! Das ist doch Quatsch! Kein Mensch glaubt bei uns an Krieg!“ — „Bei einer Mobilmachung haben Alfred und ich sofort einzurücken.“ — „Wahrhaftig? . . . Ulanen seid ihr — was? Ich möchte euch zu gern mal in Uniform sehen!“ — „Das kann schon kommen.“ — „Was habt ihr denn für Farben?“ — „Dunkelblau mit Hellblau.“ — „Fein! Und Säbel?“ — „Säbel natürlich und Lanze.“

Isabel lehnte sich in die Polster zurück. Nach einer Weile fragte sie: „Warst du eigentlich gern Soldat?“ — „In der langen Friedenszeit ist mir diese Frage immer mehr zum Problem geworden.“ — „Du hättest doch Professor werden sollen! Schöner könnte kein Professor antworten!

Digitized by Google

Na, von Alfred weiß ich jedenfalls, daß er gern Soldat war!" Sie schloß ihre Augen; ein spöttisches Lächeln blieb auf ihrem breiten Munde. „Warte nur, du maulfauler Grübler," dachte sie, „ich will dir noch zeigen, was für eine Reise du gemacht hast. Bin ich dir schon zur netten Gewohnheit geworden? Wärst du doch mit einer Marmorpuppe gereist — wärmer habe ich dich auch nicht gemacht!"

In ihren wütenden Gedanken reckte sie sich und stieß Ernst dabei mit dem Schuh. „Pardon, Herr Professor," flüsterte sie. Dann riß sie in plötzlichem Einfall ein seidenes Tuch aus der Handtasche, knüllte es zusammen und legte behaglich lächelnd die Wange darauf. Alfred hatte es ihr nach dem ersten Tanzabend geschenkt. Eine eifersüchtige Regung wallte in Ernst auf — dann dachte er wieder an die Soldaten in Bozen und sah mit kaltem Lächeln zum Fenster hinaus. —

Im Münchener Bahnhof eilte Isabel herausfordernd voraus. Sie ließ nur ihr Gepäck auf ein Automobil laden und gab Ernst kurz die Hand: „Adieu! Auf Wiedersehen! Du brauchst mich nicht zu den Pekelmanns zu begleiten!" — Als er noch etwas sagen wollte, rief sie aus dem davonfahrenden Wagen: „Übrigens — schönen Dank!" Dann war sie verschwunden. Ernst schmerzte dieser Dank nicht; es befriedigte ihn seltsam, daß die Reise mit einer Dissonanz schloß. Er reckte sich und trat in neuer Stimmung auf die Münchener Straße. Der Verkehr erschien ihm heute lebhafter als sonst. Auch die Menschen waren anders. Unruhe und Spannung zeigten die blassen Gesichter. An jeder Ecke standen Gruppen vor Telegrammen. Ernst kaufte sich ein Abendblatt. „Die Haltung Rußlands" war die fett gedruckte Überschrift. Das also war das Wesentlichste. Ernst trat in einen Hausflur und las den Artikel. Dann ging er weiter. Die Tage mit Isabel waren fast aus seinem Gedächtnis geschwunden.

Digitized by Google

Als er in seine Wohnung hinaufkam, empfing ihn Frau Augenmüller mit dem Ausruf: „Jessas Maria und Josef! Herr Doktor! Gibt's denn Krieg?!" — „Zwischen Österreich und Serbien, Frau Augenmüller." — „Ja, ja! Dös scho! Aber beim Metzger ham's vorher der Hausmeisterin erzählt, und von der Hausmeisterin hab ich's: bei uns da gibt's auch Krieg! Bei uns!" — „Hören Sie nicht auf das Geschwätz der Leute. Das wird bald fürchterlich werden. Ist etwas für mich gekommen?" — „Na! Ja, doch! O Jegerl, ich hab ja gar kein Kopf mehr! Ein Brief is da, vom Herrn Bruder glaub ich!" — „Mit der Post?" — „Na, na! Ein roter Radler hat 'n gebracht!" — „Also ist Alfred schon hier?" Ernst lief an Frau Augenmüller vorbei. Auf dem Schreibtisch fand er den Brief — er lag neben der Vase, in der noch immer die letzten Blumen von Änne Neubrück steckten. Sie waren schon ganz braun. Warum hatte die sonst so ordentliche Frau Augenmüller sie im Zimmer gelassen? Doch Ernst konnte jetzt nicht schelten. Er las Alfreds Zeilen: „Ich bin schon eine Woche zurück. Ich wußte nicht, daß Du mit Isabel fort bist. Jetzt bin ich so weit, um mit Dir reden zu können. Telephoniere mir, wenn Du wieder da bist. Die Eltern sind in Berlin. Alfred." —

Am nächsten Vormittag saßen sich die Brüder gegenüber. Ernst erschrak, als er Alfred wiedersah. Er mußte furchtbar gelitten haben. Aber auch in Alfreds Augen lag dumpfe Überraschung. Er spürte sofort, daß die Sphinx Ernst in den Krallen gehabt hatte ... Sie gaben sich matt die Hand. — „Hast du dich in Berlin aufgehalten?" fragte Ernst nach einem Schweigen. — „Paar Tage. Es war entsetzlich." — „Die Stimmung?" — „Überhaupt. Ein Börsenkrach nach dem andern. Onkel Max wird sicher tobsüchtig. Die arme Else tut mir leid. Für sie wär es besser, wenn der Jammerkerl wirklich eingesperrt würde." — „Alfred!" — „Ja, man kann brutal werden, wenn man das mit anhört. Papa

Digitized by Google

und Mama sind doch aus anderem Holz. Weißt du übrigens, daß wir beide an unsern Papieren schon hundertfünfzigtausend Mark verloren haben?" — „Hundertfünfzig . . ." — „Ja — so geht es mit Grazie weiter. Man muß wenigstens Notiz davon nehmen. Aber du warst ja anderweitig beschäftigt."

Ernst schwieg eine Weile, dann fragte er: „Glaubt man in Berlin an — an größere Verwicklungen?" — Alfred lehnte sich zurück. Sein weißes Pierrotgesicht sah zur Decke: „Größere Verwicklungen? Meinst du vielleicht den europäischen Krieg?" — „Ich vermeide das Wort zu denken, geschweige denn auszusprechen." — „Na, weißt du — gar zu zaghaft wollen wir nicht mehr sein." — „Was will denn Rußland? Österreich hat doch feierlich erklärt, daß es nicht an Besitzerweiterung denkt!" — Alfreds Miene blieb regungslos und lächelte doch. „Ich kann dir wirklich nicht sagen, was Rußland will. Ich hab es mir überhaupt abgewöhnt, den Willen anderer Leute zu erraten. Betrogen wird man in jedem Fall. Man muß Handlungen abwarten. Aber wenn mich nicht alle Psychologie täuscht — ich glaube, man braucht das Äußerste nicht zu befürchten. Unter uns gesagt — an den Weltkrieg glaub ich nicht." — „Warum?" — „Entschuldige, daß ich lache. Du fragst mich so ernsthaft wißbegierig, als ob du Audienz bei Bethmann Hollweg hättest. Warum? Ich stelle Faktoren zusammen und ziehe Schlüsse. Zunächst — in unserm Weltbild noch Krieg, der richtige, historische, blutige Krieg — unmöglich! Wir haben andere Nerven bekommen. Wir interessieren uns für vollständig andere Dinge. Gewiß bleibt uns ein Mensch wie Bismarck groß. Aber das Zeitliche an ihm ist nicht mehr in Aktivität, und das Ewige haben wir zum Denkmal umgewandelt. Kannst du dir vorstellen, daß Menschen mit unsern Stirnen, unsern Gliedmaßen Kanonenfutter werden? In Begeisterung sozusagen? Wofür denn?" —

Digitized by Google

„Fürs Vaterland," erwiderte Ernst fast schüchtern. — „Vaterland! Das schlummert irgendwo im Silberlicht! Das hat sich jeder von uns in eigene Werte übertragen müssen!" Alfred stand auf. „Nein, lieber Freund! Da setzt kein Krieg mehr ein! Höchstens noch in Valuta und Sport! Warum soll man denn die Dinge nicht beim Namen nennen?" — „Kann sein, daß du recht hast." — „Natürlich habe ich recht! Heutzutage handelt es sich nur noch um Interessensphären! Heutzutage wird nur ausgenützt, was die Dinge bedeuten, nicht, was sie sind! Die Gefahr erreicht mehr als die Tatsache! Allgemeiner Kurssturz, Börsensturz bis ins Unmögliche — schließlich muß einer einlenken!" — „Ohne Schwertschlag?" — „Schwertschlag! Mensch, was du jetzt für Ausdrücke brauchst!" Alfred ging mit verbissener Miene umher. Ernst sah ihm forschend nach. Er wußte, was in dem Bruder vorging. Alfred sprach nur scheinbar von Welt und Krieg. In Wahrheit hatte alles nur einen Sinn. Ein tiefer Vorwurf stand zwischen beiden. Ernst erhob sich: „Hör mich mal an, Alfred. Wir haben uns doch nie etwas vorgemacht. Du bist heute nicht zu mir gekommen, damit wir von der Welt draußen sprechen. Wir wollen unsere Welt wiederfinden. Ist es nicht so?" — Alfred sah ihn nicht an. „Ich glaube, das sind schöne Worte." — „Warum?" — Jetzt fuhr der Bruder auf. „Dein verfluchtes Warum! So ‚kindlich' hast du immer gefragt! So entwaffnend unschuldig!" — „Alfred!!" — „Umsonst bist du nicht Papas und Mamas Liebling, und ich habe das Kainszeichen! Ja! Wir wollen noch mal von unserer Welt sprechen! Zum letztenmal! Du hast sie nämlich aus der Welt geschafft! Du hast mein Vertrauen gebrochen!" — „Ich?! Soll ich etwa wieder ‚warum' fragen?!" — „Nein! Denn du weißt es sehr gut!" — „Meinst du meine Reise? Der Schein spricht gegen mich! Isabel hat sich mir an den Hals geworfen!" — „Pfui Teufel! Als ob mein Bruder

Digitized by Google

nicht das richtige Mittel dagegen gehabt hätte!" — „Was willst du denn? Was wäre denn das Bessere gewesen? Du hast sie im Stich gelassen! Sie geht zugrunde, wenn wir sie beide aufgeben!" — „Haha! Ich bitte dich, sprich nicht weiter! Wir kommen ins Groteske! Du hast sie wohl für mich gehütet? Brüderlich?! Reserviert?!" — „Auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen, Alfred! Was Banausen grotesk nennen, braucht es für uns nicht zu sein! Ich habe sie gehütet! Vor der Welt und vor sich selbst — für dich! Das mußt du verstehen!" — „Ich — muß —?" — „Jawohl! Denn unsere Gemeinschaft war immer eine besondere! Warum nicht auch hier? Sie hat es selbst bestätigt! Sie ist hin und her geflattert! Ich wußte, daß ich sie nicht behalten würde! Mein Opfer dabei — Alfred, sei nicht grausam! Ich habe Opfer gebracht! Jetzt trag ich sie in allen Nerven!!"

Die letzten Worte schrie Ernst. Er ballte seine Fäuste und schlug sie gegen die Stirn. Nie hatte Alfred ihn so gesehen. Aber er wollte die Oberhand behalten. „Was glaubst du denn?! Was stellst du dir denn eigentlich vor?! Ich wollte sie heiraten! Trotz Papa und Mama! Bei dir hätte es gestanden, ihr den Glauben daran zu geben! Das hatte ich von meinem Bruder erwartet! Glaubst du, daß sie jetzt noch meine Frau werden kann?!"

Ernst richtete sich steil vor ihm auf. „Ich wehre mich dagegen! Hörst du, Alfred? Ich wehre mich gegen dich! Du machst dir dein moralisches Gesetz nur vor! Ich bekenne mich offen! Isabel ist eine Geliebte — sonst nichts! Sie ist frei und darum war sie frei!" —

Ernst stürzte davon. Ziellos lief er durch die Straßen. Halb unbewußt kam er in die Pension Pekelmann. Isabel wollte sich vor ihm verleugnen lassen. Aber er beharrte darauf, sie zu sprechen. Da führte das erschrockene Zimmermädchen ihn zu ihr. Sie hatte ein loses, helles Gewand an

Digitized by Google

und spielte Gitarre, als er eintrat. Mit dem ersten Blick erkannte sie, daß er sie nicht mehr entbehren konnte. „Ich habe leider nicht viel Zeit für dich, mein Lieber," sagte sie, immer wieder denselben leisen, dunklen Akkord greifend. „Prosper Tiedgen ist wieder gesund — wir wollen nachher ein paar Duos probieren." — „Ich habe wohl ein Vorrecht ... Prosper Tiedgen hat immer Rücksicht auf mich genommen ... Außerdem geht der Mensch zugrunde — man hört ihn ja bis hier herüber husten!" — „Mittags bin ich mit Glüschein und Somaroff zusammen. Später werden wir wohl ins Theater gehen." — „Ich begreife nicht, daß du dich mit diesen Menschen noch öffentlich zeigst! Ich bestehe darauf, daß du heute mit mir zusammen bist!" — „Willst du mir vielleicht eine Szene machen?"

Isabel spürte die Gefahr. Ernstens Leidenschaft konnte ihr verderblich werden. Zornig stand sie auf und ließ Prosper Tiedgen durch das Zimmermädchen absagen. Von der Verabredung mit Glüschein und Somaroff kam sie rasch am Telephon los. „Du siehst, alles geschieht nach dem Willen meines Herrn und Gebieters," sagte sie dann spöttisch. „Mit anderen Worten — ich habe keine Lust, mich von dir über den Haufen schießen zu lassen. Du kriegst alles fertig." — Ernst biß sich auf die Lippe und schwieg.

Als sie später in der Newskibar saßen, brachte ihn der Wein aus seiner finsteren Schweigsamkeit. Es wurde ihm immer mehr bewußt, wie schön Isabel heute war. Ihre lasterhafte Anmut war einzig. Alle ihre Gegensätze kamen zur Harmonie — Teufel und Kind, Künstlerin und Verderberin. Das frech herausgelachte Wagnis versöhnte durch den makellosen Mund. Sie trieb mit zwei Herren am Nebentisch ein Dirnenspiel der Koketterie und dankte dem buckligen Zeitungsverkäufer für ein Zigarrettenfeuer mit Madonnengüte.

Ernst seufzte plötzlich. Dann schüttelte er, sich tief ver-

Digitized by Google

ratend, den Kopf. Da schmiegte sie sich fragend an ihn. Allmählich lockte sie den wahren Grund seiner Erregung aus ihm heraus. Er wußte, daß er jetzt das Falscheste tat, aber er schüttete ihr sein Herz aus. Endlich hatte er ihr den Zusammenstoß mit Alfred geschildert. Isabel lauschte aufmerksam. Er konnte ihr nicht anmerken, daß sie nur von sich aus zuhörte und erwog. Sie wußte ihm zu sagen, was er brauchte. Sie fand mit zauberhaftem Geschick ihren Platz zwischen den Brüdern zurück. Tröstendes Hoffnungslicht umgab plötzlich Ernst, als sie die Bar verließen. Er drückte Isabel fest an sich, als wollte er ihr seine ganze Unterwerfung zeigen. Draußen schrie ihn ein Bursche an, als er hinter der Dame ins Automobil stieg: „Neuestes Extrablatt! Rußland macht gegen Österreich mobil! Auch an der deutschen Grenze werden zehn Armeekorps konzentriert!“ Ernst hörte es — dann schmiegte er im Wagen seinen Kopf an Isabels Brust. — „Die dummen Schreier,“ flüsterte sie. „Fahren wir zu dir?“ — „Ja, Kind.“ — Sie fanden noch das seligste Wunder von Abend und Nacht.

XIII.

Am nächsten Nachmittag kam Ernst umsonst in die Pension Pekelmann. „Fräulein Bimm ist ausgegangen,“ berichtete das Zimmermädchen. Ernst kehrte bedrückt auf die Straße zurück. Er hatte mit einem schrecklichen Zwiespalt zu kämpfen. Sein Körper war matt und energielos, während der Kopf mit wacher Klarheit jede fremde Kraft erkannte. Es war eine wunderliche Pein, jetzt durch München zu gehen. Alles schien einen neuen Inhalt zu haben — nur Ernst nicht. Jedes Kind rüstete sich für eine große Pflicht und hastete vorüber, als ob der bleiche Herr das unmöglich verstehen könne. Wie wünschte sich Ernst die Stimmung zurück, in der er Isabel vorgestern verlassen

Digitized by Google

hatte! Die letzte Nacht hatte ihm Unwiederbringliches genommen.

Er durfte sich der glühenden Hitze nicht länger aussetzen — sein Kopf brannte fieberisch. Rasch winkte er einem Automobil und fuhr zu Alfred. Während er zu ihm hinaufstieg, erinnerte er sich nur mühsam, was zwischen ihnen vorgefallen war. Auf dem zweiten Treppenabsatz stockte Ernst. Oben wurde die Tür geöffnet — Alfred begleitete eine Dame hinaus. Bald kam Isabel an Ernst vorbei. Sie erschrak heftig. Dann fragte sie mit zuckendem Munde: „Willst du zu Alfred?" Er antwortete nicht. Da sprach sie schnell weiter: „Du hast mich hoffentlich nicht verfehlt? Ich habe an dich telephoniert, aber du hast wohl geschlafen, und die Augenmüller wird getratscht haben. Kein Mensch hat geantwortet." Ernst schwieg noch immer. „Jetzt mußt du mich aber entschuldigen. Ich habe noch Besorgungen zu machen. Ich wollte nur mal nach Alfred sehen. Was du mir gestern erzähltest, hat mir Sorge gemacht. Ich finde ihn auch recht elend. Also, auf Wiedersehen. Am besten treffen wir uns wohl heute abend im Café? Servus!"

Bald fiel unten die Haustür zu. Ernst griff nach einem Halt, denn seine Füße zitterten derartig, daß er zu fallen fürchtete. Er lehnte sich an das Flurfenster. Mit geschlossenen Augen hämmerte er den Gedanken in sich fest: Gestern nacht! Wie ist das alles möglich in einem Menschen? . . .

Oben ging abermals die Tür. Ernst konnte nicht mehr fort — sein Bruder kam an ihm vorbei. Er schien frischer und belebter. „Ernst! Was machst du hier? Ist dir nicht wohl?" fragte er erschrocken. — Ernst zwang sich zu einer Antwort: „Laß mich einen Augenblick ausruhen." — „Aber komm doch! Du bist ja halb ohnmächtig!" Alfred führte ihn in seine Wohnung. Mit reuigem Eifer bereitete er dem Erschöpften ein Lager. Doch der Diwan, auf dem Ernst nun lag, war, wie das ganze Zimmer, mit einem bestimmten

Digitized by Google

Duft behaftet. Alfred merkte, daß Ernst ihn schmerzlich lächelnd einsog. Halb gegen seinen Willen sagte er: „Beinahe hättest du Isabel hier getroffen. Denke dir — sie ist ohne Redensart wieder zu mir gekommen. So ist sie eben. Ich glaube jetzt einen guten Schritt weiter zu sein. Man darf sie wirklich nicht zu schwer nehmen."

Ernst schloß seine Augen. „Habt ihr eure Heirat verabredet?" fragte er. — Alfred zuckte zusammen. „Was heißt das? Ich kann mir doch nicht vorstellen, daß du jetzt Ulk treibst? Bist du in solcher Stimmung? Aber das eine laß dir gesagt sein: Das Gegenteil ist der Fall. Du hast gestern recht gehabt: Sie ist nur zur Geliebten geschaffen. Ich will sogar noch weiter gehen: Sie kann überhaupt nicht treu sein. Sie ist amoralisch wie Carmen. Das ist vielleicht das Geheimnis ihrer Schönheit. Aber ich schwatze da, und du siehst aus, als ob es mit dir zu Ende ginge. Nimm dich jetzt zusammen, Ernst. Es hilft doch nichts. Das Leben ist eine Rutschbahn, sagt Wedekind. Sie wird vielleicht auch noch mal zu dir kommen. Warum soll man das nicht roh und klar aussprechen? Sie ist eben zur Geliebten geschaffen! Ich sehe dem Wort ins Gesicht!"

Jetzt starrte Ernst ihn an: „Sie ist gestern nacht schon bei mir gewesen." — „Was?!" schrie Alfred. Er taumelte zurück — dann blickte er nochmals auf den Bruder und brach in ein wildes Gelächter aus. Plötzlich setzte er sich und warf den Kopf auf die Schreibtischplatte. Ernst betrachtete ihn mit dumpfem Staunen: „Hat dich das noch so überrascht? Sagtest du denn nicht eben —?" — „Ja!! Aber Hoffnung hatte ich! Das gibt sie einem mit vollen Händen — und dann erwürgt sie — —!! . . ."

Eine seltsame Stunde verrann. Alfred blieb am Schreibtisch sitzen. Ernst lag schmerzlich lächelnd auf dem Diwan. ‚Wir kommen nicht los, wir Armen.' So zog es über sie hin. ‚Immer und immer wieder werden wir uns suchen

Digitized by Google

und finden aus dem ewigen Gehalt unseres Guten. Immer wieder wird sie uns aufspüren, erst dich, dann mich, aus ihrem ewig Bösen. Wohin sollen wir uns wenden? Wir können uns nicht beschützen, denn unsere Brüderhände ringen miteinander. Wir können uns nicht verderben, denn ein Blick in unsere Augen treibt uns zusammen.' —

Es war schon fast dunkel, als Frau Stolz das Arbeitszimmer ihres Herrn betrat. Entsetzt fuhr sie zurück. Den Kopf von Kriegsfurcht erfüllt, hatte sie eine schreckliche Vision. Sie glaubte, daß die Brüder sich gemeinsam das Leben genommen hätten. „Jesus, Maria und Joseph!" schrie sie, zur Tür zurückweichend. Da regte sich Ernst. Alfred aber stand unmutig auf. „Was wollen Sie denn, Frau Stolz? Kommen Sie doch bitte nur, wenn ich geklingelt habe."

Bald darauf gingen die Brüder fort. Sie wußten nicht, wohin sie sich wandten. Sie fühlten nur, daß sie aneinander gefesselt waren und sich nicht allein lassen durften. Es war ein schwüler, drohender Abend. Gewitterwolken hingen am Himmel. Als die Brüder durch die Ludwigstraße gingen, kam aus der Schellingstraße Peter Heilmann. Sie hatten den Dichter lange nicht gesehen. Er war wieder so gebräunt, als hätte er eine sportliche Gewaltleistung hinter sich, doch seine anmutige Heiterkeit war fort. Der ganze Mensch atmete flammende Unruhe. „Endlich mal wieder!" rief er. „Aber Sie waren verreist, nicht wahr? Ich hört es von Maria Pekelmann! Treibt es Sie auch in die Stadt? Ach, ich kann keine Stunde mehr zu Hause sitzen! Das Einzige, was ich in der Pension abwarte, ist die Abendzeitung! Na, die heutige haben Sie wohl schon gelesen? Man muß sich auf eine fabelhafte Schweinerei gefaßt machen! Ich glaube, dieser Zar treibt ein hundsgemeines Spiel! Entweder er oder Iswolski ist der Halunke! Auch aus Mister Grey werde ich nicht mehr klug! Ich kenne den englischen Knödel!

Digitized by Google

Damit machen sie jedes Wort unklar! Frankreich ist ein armer Schreier — das läuft, wie der Wind weht!"

„Könnten wir nicht etwas weniger laufen?" fragte Alfred. „Entschuldigen Sie, Herr Heilmann — aber mein Bruder fühlt sich nicht wohl." — „Werde sehen, was sich machen läßt! Ich habe nämlich solche fabelhafte Unruhe in mir! Na, die Hauptsache ist, daß wir Deutschen einen Kurs haben! Wie? Einen ehrlichen, unbeirrbaren Kurs!" — Ernst und Alfred wußten nicht zu antworten. Sie nickten nur verlegen. — „Ich habe mich früher herzlich wenig um unsern Kaiser gekümmert! Jetzt hab ich plötzlich das größte Vertrauen zu ihm! Ich weiß nicht, wie das zugeht! Überhaupt, jetzt passieren Sachen, meine Herren! Sachen! Was sagen Sie zu der plötzlichen Einigkeit in Österreich? Ja, wissen Sie das noch nicht?! Menschenskinder, wo lebt ihr denn? Seit den russischen Drohungen sind alle nationalen Unterschiede in Österreich weg! Tschechen und Deutsche, Ungarn und Polen liegen sich nicht mehr in den Haaren! Alles ein großer, mannhafter Wille! Wissen Sie, so was kann mich aus dem Häuschen bringen! Volkserhebung ist doch das Größte! Dafür gebe ich sämtliche Kunstereignisse hin! Ich glaube, man wird zur rechten Zeit vor unserm muffigen Individualismus gerettet! Jetzt mucken Sie wohl auf? Individualismus in Ehren, aber er ist ein Dreck, wenn er kein Volk zusammenschweißt!"

Die Brüder waren nun auch ins Laufen geraten. „Es kommt darauf an, wie lange solche Bewegung dauert," sagte Alfred atemlos. — „Die dauert! Verlassen Sie sich drauf! Sonst wäre sie nicht möglich gewesen! Nationaler Existenzkampf, Kinder! Was glaubt ihr denn? Ach, wir sind seltsame Käuze allesamt, wir Künstler! Es rumort schon in uns, aber wir scheuen uns vor der Aussprache!" — „Wovon denn? Was meinen Sie eigentlich?" — „Die einfachsten Dinge: Gott, König und Vaterland! Kaiser und

Digitized by Google

Reich! Die Erinnerung daran kommt bei den primitiven Menschen viel schneller! Angst und Wut und Hoffnung! Da kann man was lernen! Statt im Café zu hocken, steh ich jetzt stundenlang in einem Obstkeller, bei meiner kolossalen Freundin Pepi Angermaier! Da laß ich's über mich ergehen, den ganzen Wust von Tratsch und Wahrheit! Da äußern sich Arbeiter und alte Weiber und Dienstmädel! Es ist aussichtslos, ihnen einen Begriff von den wirklichen Zusammenhängen zu geben, aber im Grunde ist alles, was sie sagen, echt und deutsch! Die Kriegsfurcht hat sie gepackt, zugleich aber gärt schon der bajuvarische Zorn! Sie sichern sich die unvernünftigsten Vorräte, aber wenn ihr Junge Soldat wird, trifft er auf stolze, nicht auf ängstliche Augen!"

Vorübergehende sahen Peter Heilmann an. Er sprach so laut, als wollte er eine Volksrede halten. Ernst und Alfred bemerkten aber, daß man über den Begeisterten nicht staunte. Es schien jetzt selbstverständlich zu sein, daß jemand ganz aus sich heraus trat. Als die drei sich dem Odeonsplatz näherten, stießen sie auf eine große Menschenansammlung. Meist junge Leute standen in Gruppen und bereiteten irgendetwas vor. Als Peter sich eben erkundigen wollte, stürmte der ganze Schwarm vor die Feldherrnhalle. Ein Wortführer eilte die Stufen zwischen den steinernen Löwen hinauf. Man hörte ihn sprechen, aber nur die Nächststehenden verstanden ihn. Ein Befehl wurde gegeben. Plötzlich flatterten zwei Fahnen hoch — schwarzweißrot und schwarzgelb. Dann ordnete sich ein Zug. Die Fahnen voraus, verließ er den Odeonsplatz und zog durch das Hofgartentor. „Aha!" rief Peter. „Eine Kundgebung! Sie gehen zur österreichischen Gesandtschaft! Doctores! Gehen wir mit?" — Einen Augenblick zögerten Ernst und Alfred — dann aber gerieten sie mit Peter in die drängende Schar.

Am Eingang zum englischen Garten lag die österreichische Gesandtschaft. Niemals hatte man das feine, gelbe Palais

Digitized by Google

beachtet. Nun war es zum Leben erwacht. Eine leidenschaftliche Menge umringte es — die Münchener Schutzleute hinderten den Auflauf nicht. Plötzlich wurde der Wortführer von zwei Studenten auf die Schultern gehoben. Er brachte ein Hoch auf Kaiser Franz Joseph aus. Dann sangen alle in feierlicher Erregung die österreichische Hymne. Man brauchte nicht lange zu warten. Auf den Balkon trat der Gesandte hinaus. Ruhe wurde geboten, und er sprach. Seine fein energischen Dankesworte klangen in das Dunkel. Mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm schloß er. Dann wurde Minuten lang gejubelt. Mit großen Augen starrten Ernst und Alfred auf das nie gesehene Bild. Sie vergaßen den Standpunkt, der sich sonst sofort bei ihnen gemeldet hätte. Hier sprach keine ‚kompakte Majorität', hier regte sich nichts von Pöbelwahn. Was sie sonst wie Staub von sich abgebürstet — jetzt ließen sie es sich breit auftragen. Erst als die Menge verlaufen war, schritten auch die Brüder wieder der Stadt zu. Peter Heilmann war verschwunden.

Sie faßten einen Entschluß, der etwas Besänftigendes hatte. Einander dafür dankbar, steuerten sie auf die Newskibar zu. Lange hatten sie in ihrem Lieblingslokal nicht gesessen. Es kam ihnen unendlich lange vor. Sie dachten beide an denselben alten Burgunder. Alfred sah sogar schon ein bestimmtes Vorgericht, während Ernst vom Himmel erbat, daß Glüschein und Somaroff nicht in der Bar sein möchten.

Als sie sich ihrer Friedensstätte näherten, sah es dort seltsam verändert aus. — „Schon wieder ein Auflauf!" rief Alfred ärgerlich. — „Da muß etwas passiert sein!" meinte Ernst. „Gerade vor der Newskibar! Wie dumm! Wir haben wirklich Pech!"

Sie traten näher. Jetzt merkten sie, daß es sich um keinen Straßenunfall handeln konnte. Die Erregung der Menge galt ihrem Stammlokal. Einige Rufe wurden ver-

Digitized by Google

ständlich: „Der Wirt is a Russ'!" — „A Serb' is er!" — „Naus mit dem Serben! Die Fenster gehör'n ihm eing'schlag'n!" — „Na, na! Macht's doch ka Dummheiten! Er soll nur das blöde Schild da nunternehmen! ‚Newskibar!' Das is ja russisch!" — „Das is serbisch!" — „Dummheiten!? Wer sagt da Dummheiten?!"

„Eine Demonstration gegen die Rheintalers! Unglaublich!" flüsterte Ernst. — „Man müßte doch den Leuten sagen —" begann Alfred. Aber ein großes Geschrei ließ ihn nicht weiterkommen. In der Tür zeigten sich die russisch gekleideten Kellner. Sie taten das Falscheste — sie gaben ihre Entrüstung kund. Besonders ein Dicker und Großer, der die Brüder Germanshäuser immer bediente, riskierte etwas: „Was wollt ihr denn eigentlich? Geht's heim! Geht's, wo ihr hing'hört! Zum Donisl oder ins Metzgerbräu! Hier is nix für euch!" — Jetzt brach ein fürchterliches Gejohle los. Der Dicke konnte nur mit Mühe von seinen Kollegen zurückgezogen werden. Alles stürmte vor. Plötzlich klirrte es laut — ein Spazierstock hatte eine Scheibe eingeschlagen. Erst Schweigen, dann folgte lautes Hurra der kühnen Tat.

„Um Gottes willen!" rief Alfred. „Sie demolieren doch nicht die Newskibar?" — „Blöde Gesellschaft! Man müßte —!" Doch auch Ernst kam nicht weiter. Zwischen den Kellnern erschienen die Wirte, die beiden Rheintalers, Vater und Sohn. Der Sohn hatte sich immer als ein Kommandeur gezeigt — er nahm auch jetzt das Wort und deckte den liebenswürdig ängstlichen Vater. „Ich warne die Herrschaften!" rief er. „Ich habe bis jetzt Geduld gehabt, aber wenn Sie hier Schaden anrichten, laß ich sofort die Polizei kommen!" — „Die Polizei? Geduld hat er g'habt? Der Russ'? Der Serb', der Schlowak'?" — „Was wollen Sie denn, zum Donnerwetter! Wissen Sie denn nicht mehr, wo Sie sich befinden?!!" — Ein baumlanger Kerl

Digitized by Google

trat vor: „Sö! Dös wiss' ma scho! Mir san allsamt Minkna Birga, und gute Deutsche san maa!" — „Deutsche!" rief der Chor. — „Ja! Dös san ma! Un was Sö san —!" — „Glauben Sie etwa, keine guten Deutschen? Machen Sie sich doch nicht lächerlich!" — „Russen seid's ihr!" — „Na, na! Serben! Bagasch verdammte!" — „Ich bin in München geboren und mein Vater in Würzburg! Meine Frau ist allerdings Russin — daraus mach ich kein Hehl!" — „Aha! Da hört's! A Russin is! Sei Frau is a Russin!" — „Was geht denn Sie das an? Was wollen Sie überhaupt hier? Unser Lokal ist eines der ersten von München! Die gute Gesellschaft kennt es! Sie wissen wahrscheinlich nichts davon!" — „So a Frechheit! Schlagt's'n nieder, den Rammi, den G'scherten!" — „Bei dem da fressen sich all die reichen Russen voll!" — „Und die Serben!" — „Ja! Die serb'schen Studenten! Freilich! Die verkehr'n da! Dös waß ja a jed's!"

Jetzt gab es kein Halten mehr — alles stürmte gegen die Bar. Vater Rheintaler umklammerte seinen Sohn. „Meine Herrschaften!" bat er. „Ich flehe Sie an! Nehmen Sie doch Vernunft an! Man kennt uns doch — nicht wahr? Mein Sohn und ich — wir heißen Rheintaler! Ist das nicht ein deutscher Name? Denken Sie an die Wacht am Rhein!" — „Hör auf, Vater! Ich laß mir das nicht gefallen! Wer auf Hausfriedensbruch ausgeht —!" — „Viktor! Sei still! Ich bitte dich! Ich will den Herrschaften nur erklären — serbische Studenten haben nie bei uns verkehrt! Vornehme Ausländer — das ist selbstverständlich! Aber unsere ganze Sympathie ist bei Österreich! Wir sind gute Deutsche! Was wünschen Sie denn von uns?" — „Das Schild soll herunter! Und die Latern draußen!" — „Soll geschehen! Mein Gott! Was liegt daran? Nur sofort ist es unmöglich!" — „Sofort!" — „Unser Schild bleibt oben!!" brüllte Viktor Rheintaler. „Das geht niemand etwas an!!" — Jetzt zeigte sich zum Unglück

Digitized by Google

noch die junge Frau, um ihrem Gatten zu helfen. Da war es vorbei. „Die Russin! Schaut's! Die Serbin! Da is!" — Während die Kellner mit den ersten Angreifern ins Handgemenge kamen, gelang es den Wirten, die Rollläden herunterzulassen. Ihre verängstigten Gäste konnten durch eine Hintertür entschlüpfen. Doch was noch zu zerstören war, zerstörte der Fanatismus. Alle Scheiben klirrten. Das ominöse Schild fiel polternd herab, die Laterne hing zerbogen nach unten. — „Ekelhaft!" schrie Alfred plötzlich. — „Um Gottes willen, willst du still sein? Jetzt braucht das Volk seine Prügeljungen! Den Gefallen wollen wir ihnen doch nicht tun! Komm! Schnell weg!"

Als die Brüder sich eben abwandten, trabte eine Abteilung berittener Schutzleute herbei. Die Newskibar wurde befreit. Aber ohne Verhaftungen ging es nicht ab. Ernst und Alfred eilten zur Maximilianstraße: dort wußten sie ein anderes „stilles" Lokal. Mißtrauisch näherten sie sich — doch hier war es wirklich so', wie sie gehofft hatten. — „Die armen Rheintalers," sagte Ernst, als sie sich erschöpft gegenübersaßen. „Ein dummer russischer Name kann soviel Unheil anrichten." — „So wird es hier noch manchem ergehen," meinte Alfred, seine Erregung durch Rauchen niederzwingend. „Vielleicht läuft die Horde jetzt zum Café François und in den Englischen Garten! Da können sie die Bäume ausreißen!" — „Na, gegen Frankreich haben sie ja noch nichts, und England ist vielleicht unser Freund." — „Lies mal. Das klingt nicht so." Alfred schob Ernst die Abendzeitung hin. Sie enthielt eine Rede von Sir Edward Grey. Hinter wohlgesetzter Ungreifbarkeit lauerte verbissene Drohung. Ernst schüttelte den Kopf. „Diese Engländer! Immer warten sie ab und tun dann —" — „Was ihnen nützt," ergänzte Alfred. — „England ist doch das wahre Antlitz der Welt. Das eine wenigstens." — „Man kann begierig auf das andere sein."

Digitized by Google

Der Kellner brachte Wein. Indem er die Flasche entkorkte, sagte er lächelnd: „Vor der Newskibar soll ja eine mächtige Kriegsgaudi gewesen sein? Wissen die Herren schon?“ — Ernst und Alfred antworteten nicht. Das Wort „Kriegsgaudi“ hatte sie verblüfft. Der Kellner mißverstand ihr Schweigen. „Nicht etwa, daß die Herren meinen, wir haben hier unsere Freude dran. Nein, nein. Wir gönnen der Konkurrenz schon was.“ — „Es ist gut, Anton.“ — Der Kellner entfernte sich achselzuckend.

„Kriegsgaudi,“ flüsterte Ernst. „Ein furchtbares Wort! Vor der österreichischen Gesandtschaft hielt ich es nicht für möglich!“ — „Da hat Peter Heilmann uns mitgerissen.“ — „Ja ... Aber auch wenn ich jetzt an die Leute vor der Newskibar denke ... Die Roheit war gewiß abscheulich — aber es war auch Gewalt. Es war Fanatismus. Daß so etwas noch möglich ist ...“ — „Du meinst die Kraft an sich? Wehe, wenn sie losgelassen ...! Übrigens ein sehr gemütliches Lokal hier. Wir bleiben doch? Oder hast du noch etwas vor?“ — „Nein, gar nichts! Ich bin froh, daß wir endlich geborgen sind!“ — Beide hatten die Verabredung vergessen, die sie mit Isabel Bimm für den Abend getroffen. — —

An einem der nächsten Vormittage brachte Frau Augenmüller das Frühstück erst um elf Uhr an Ernst Germanshäusers Bett. Ihr Herr entschloß sich immer schwerer zum ‚Leben‘. Ebenso erging es Alfred, und noch später erschien Frau Stolz bei ihm. Die Brüder hatten ihren Bund nur scheinbar erneuert. Was sie zusammenhielt, war dumpfe Selbstflucht. Sie betäubten sich durch Bummelnächte schlechtester Art — jedes Erwachen bedeutete Rückkehr zu Isabel — das wußten sie. Hier aber traten sie sich drohend in den Weg. Hier konnte jeder nur für sich verdammt sein. Immer unerträglicher wurde ihre Haltlosigkeit in der Welt, die sie umgab. Alles war aktiv — jeder Passive wurde verdächtig.

Digitized by Google

Es geschah den Brüdern Germanshäuser, daß ein Kriminalbeamter sie auf der Straße anhielt. Ihre fremdartige Schwermut war aufgefallen — man hielt sie für Russen, und sie mußten sich legitimieren. Halb nur kam ihnen die Erkenntnis dieses grotesken Vorgangs. Er trieb sie noch tiefer in sich selbst hinein. Sie glaubten schon vor der Mauer zu stehen, die keinen Ausgang mehr hatte.

Frau Augenmüller stellte das Frühstück auf den Nachttisch. Dann stand sie mit trübem Kopfschütteln vor ihrem Herrn. Als sie sich vernehmlich räusperte, fuhr Ernst auf. „Was ist denn wieder?" — „'s Frühstück, gnä' Herr. Viertel nach elf Uhr." — „Ach, Ihre Uhr geht immer falsch. Ist die Zeitung schon da?" — „Aber g'wiß, gnä' Herr! Schon seit halber Achten. Steht nix G'scheites drin! O Jegerl . . ." — „Wollen Sie mir's vielleicht erzählen, bevor ich es lese —?!" — „Na, na! Aber i waß scho was ganz Neu's! Die Welt wird immer schlechter! In Paris, da machen's Ravoluzion, und einen haben's schon d'erschoss'n!" — „In Paris?" Ernst sah das kleine Hotel in den Champs Elysées — dort hatte er zuletzt mit Alfred gewohnt. „Ist ein Telegramm angeschlagen?" — „Die Hausmeisterin hat mir's erzählt — die hat's von der Metzgerin —" — „Und die vom Schuster! Wer soll denn erschossen worden sein?" — „Der Bohnkareh glaub ich!" — „Poincaré!? Der Präsident der Republik?!" — „Ja, so genau kann ich's dem Herrn Doktor net sag'n!" — „Na, gehen Sie nur! Ich mache mich fertig!"

Als Ernst bald darauf durch die Leopoldstraße lief, traf er seinen Bruder. „Was für ein Attentat war in Paris?" — „Jaurès ist erschossen worden!" — „Der Sozialistenführer?" — „Er war gegen den Krieg! Jetzt kennt man die Stimmung!"

Die Brüder bestiegen die elektrische Bahn und fuhren zur Stadt. Still saßen die Leute im Wagen — jeder las

Digitized by Google

eine Zeitung. Ein Offizier, der mit entrückter Miene zwischen den Zivilisten saß, erhielt von Zeit zu Zeit ehrfürchtige Seitenblicke. — „Bestätigt sich die russische Mobilmachung?“ fragte Ernst so leise, daß niemand seine Unkenntnis hören konnte. — „Hast du daran noch gezweifelt?“ — „Nein. Aber wir hörten es gestern erst so spät.“ — „Der Zar müßte ins Zuchthaus kommen. An unserm Kaiser ist der unerhörteste Betrug begangen worden.“ — „Ich glaube, die Großfürsten sind noch viel schlimmer. Ich hätte nicht gedacht, daß Rußland wirklich den Krieg will.“ — „Du schüttelst dich ja? Ist dir nicht wohl, Ernst?“ — „Doch. Ich habe nur das Frühstück zu schnell heruntergeschlungen.“

„Japan und Österreich! Dös wär scho was! Net wahr?“ Diese Frage richtete plötzlich ein dicker Herr an Alfred, dessen Nachbar er war. Er schielte ihn diplomatisch lächelnd durch die Brille an. — „Was meinen Sie . . .?“ — „Na, haben's denn dös net g'lesen? Der japanische Botschafter in Wien —“ — „Ja, ja! Solch ein Bündnis hätte freilich große Bedeutung! Ich habe nur noch keine Vorstellung davon! Japan und Österreich?“ — Der Dicke zuckte die Achseln und sah befremdet zu den andern Münchenern hinüber. Er hatte natürlich eine Vorstellung. „Italien bündnistreu,“ las er dann wie zur Bekräftigung aus der Zeitung vor. Jetzt lächelten alle zustimmend; man ließ die Berliner allein. — „Hoffentlich,“ flüsterte Ernst. — „Ich kann mir alles vorstellen, nur nicht Japan als Bundesgenossen. Wenn ich an Anaji Kusangara denke! Der ist doch täglich mit den Leuten in der Pension zusammen, und niemand hat eine Ahnung von ihm!“

Nach diesen Worten erhob sich Alfred und verließ den Wagen. Mißbilligende Blicke folgten ihm. Ernst atmete auf. „Entsetzlich, diese Trambahnpolitiker! Sie sollten lieber weniger in den Wagen spucken!“ — Alfred lachte — dann wurde sein Gesicht wieder starr. „Wohin gehen wir?“ —

Digitized by Google

„Vielleicht finden wir noch ein neues Telegramm?" — „Man hat ja für nichts anderes mehr Sinn. Wer jetzt Musik hört, kann gleich ins Irrenhaus kommen." — „Ich denke viel an Berlin. Eigentlich müßte man doch mal an Papa und Mama telephonieren." — „Meinst du?" — „Ich glaube, sie ängstigen sich schon schrecklich. Sie wissen doch, daß wir beide eventuell —" — „Was, Ernst?" — „Na, daß wir einrücken müssen!"

Die Brüder blieben am Stachus stehen. „Sage mal — kannst du dir das wirklich vorstellen?" fragte Alfred nach einer Weile. — „Daß wir wieder Soldaten werden?" — „Das mein ich natürlich nicht! Was wir gegebenenfalls zu tun haben, ist selbstverständlich! Aber ob die ganze Geschichte überhaupt denkbar ist! Ernst, bemüh dich doch mal, in der Wirklichkeit zu stehen! Laß von jeder Phantasterei!" — „Das tu ich ganz gewiß!" — „Aber weißt du denn, was der Krieg ist? Jetzt? Mit unsern Waffen? Ein allgemeiner, katastrophaler Weltkrieg?" — „Weißt du es vielleicht? Weiß es ein einziger von denen, die um uns herumlaufen? Ich glaube, was vor uns steht, weiß niemand. Wir rennen ins Unsagbare. Aber möcht es nur erst so weit sein! Der jetzige Zustand, dieses Wollen ohne Dürfen, ist der unerträglichste! Man lebt in einem luftleeren Raum! Möchte das erst von uns genommen sein!"

Alfred sah seinen Bruder überrascht an. Ein neuer Ton kam aus Ernst. Mochte er auch das Feuer der Verzweiflung bedeuten — er riß Alfred mit. Blaß und grübelnd stand er neben Ernst. „Ich bemühe mich," flüsterte er. „Ich möchte mir so gern ein Bild machen! Was soll das alles? Was wollen die da oben? Und nicht nur die! Man merkt es jedem Philister an — es ist eine ungeheure, nie dagewesene Suggestion. Der dickste Säufer bekommt etwas Jünglingshaftes. Sieh mal den Stammgast vom Hofbräuhaus — er stützt sich nicht auf seinen Krückstock,

Digitized by Google

sondern hebt ihn wie einen Säbel! Furchtbar lustig ist das! Wollen die Hubers und Maiers mal zur Abwechslung aus sich selbst G'selchtes machen? Ist man so weit, daß nur die Vernichtung Hoffnung gibt? Ich dachte, so weit wären die noch nicht!"

Ernst wandte sich mit harter Miene ab. Er fühlte, daß Alfred noch weit vom Wege der Erkenntnis war. Auch ihm fehlte das letzte Schlüsselwort. Aber sein Chaos war ihm lieber als Alfreds spitze Vernunft. „Ich glaube, es gibt nur eine Instanz, die jetzt entscheidet. Nicht der Kaiser, nicht die wildgemachten Philister. Sprechen muß die deutsche Sozialdemokratie." — „Jaurès ist ermordet worden. Das kann auch für uns viel bedeuten." — „Gar nichts! Hier ist Deutschland, Alfred! Hier ist alles anders!" — „Schrei doch nicht so . . ."

Sie gingen weiter. In der Bayerstraße wurden neue Extrablätter verkauft. — „Nichts Wesentliches," sagte Alfred lesend. — „Aber hier! Aus Berlin! ‚An der Haltung der deutschen Sozialdemokratie bei eventuellem Kriegsausbruch ist nicht mehr zu zweifeln! Die gesamte Partei wird für das Wohl des Vaterlandes eintreten!'" — Ernst nickte. Das war das Schlüsselwort. — „Der Kaiser ist wieder in Berlin. Es heißt, der Reichstag wird einberufen," las Alfred weiter. „Ach Gott, man sollte wirklich auch in Berlin sein!" — „Man sollte dort sein, wo man hingehört." — „Hast du in München nicht mehr das Gefühl?" — „Doch, Alfred. Aber ich denke an Papa und Mama. Sie haben jetzt nur Onkel Max. Das ist schrecklich." — „Else ist ja bei ihnen." — „Else ist eine nervöse Frau und hat drei kleine Kinder." — „Wollen wir uns einfach aufmachen und nach Berlin fahren?" — Ernst überlegte eine Weile, dann schüttelte er den Kopf: „Nein. Wir müssen hier die Entscheidung abwarten." — „Die Entscheidung? . . ." — „Bis zur Einberufung wollen wir bleiben und alles ordnen, wie

Digitized by Google

es sich gehört." — „Wenn das möglich wäre, Ernst! Ich bin jetzt gerade auf dem besten Wege, ein Schuft zu werden! Ja! Ich habe Isabel vier Tage nicht gesehen! Vier Tage weiß ich überhaupt nichts mehr von ihr! Auf keinen Menschen kann diese Zeit so verheerend wirken wie auf sie! Man soll sich nicht mit großen Phrasen herumschlagen und die nächste Pflicht versäumen! Telephoniere du nach Berlin — ich gehe zu Isabel!" — Ernst legte erschrocken die Hand auf Alfreds Arm. „Das habe ich nicht gemeint!" — „Unbewußt doch! Wir wollen nicht mehr davon reden!" —

Gegen Abend wurde München von der Nachricht erfüllt, daß Deutschland an Rußland und Frankreich ein Ultimatum gerichtet habe. Das Reich sei in Kriegszustand erklärt. Überall stockte nun der Verkehr. Gruppen standen beisammen und diskutierten. Bald wurden große Plakate angeschlagen, die den Übergang der vollziehenden Gewalt von der Zivilbehörde auf den Militärbefehlshaber verkündigten. Soldatentrupps durchzogen die Stadt. Wenn der Trommler seinen Wirbel geschlagen hatte, verlas der Führer die Verordnung. Das war etwas nie Erlebtes. Blaß und in seltsamer Aufgelebtheit lauschten die Bürger. Nun nahte mit Riesenschritten die Entscheidung.

Ernst hatte mit der Mutter am Telephon gesprochen. Seine Beruhigungsworte hatten ihn selbst beruhigt. Erfrischt verließ er seine Wohnung. Jetzt quälte ihn nur noch der Vorwurf, Alfred wieder zu Isabel gelassen zu haben. In ihm selbst war der Wunsch, sie wiederzusehen, erstorben. Doch er verstand die Ehrenhaftigkeit Alfreds. Die Frau, deren Dasein er geschaffen hatte, mußte er sichern, wenn es vielleicht zu ewigem Abschied kam. Alles war nur noch Verantwortung. Verantwortung stand feurig über jedem Deutschen.

Die Brüder hatten sich in einem Restaurant am Lenbachplatz verabredet. An warmen Sommerabenden bot es einen

Digitized by Google

angenehmen Aufenthalt. Die Veranda war heute dicht gefüllt; das Militär überwog. Das ganze Lokal hatte etwas von der ruheloſen Warteſtimmung eines Bahnhofsreſtaurants. Wunderlich wirkten dazu die Weiſen der Muſikkapelle. Der Dirigent vermied zwar banale Operettenſchlager, und der Wirt ließ auch heute ſpielen, da er an die beruhigende Wirkung der Muſik glaubte. Ernſt hörte kaum etwas davon. Er ſaß zwiſchen fremden Menſchen und hatte einen Platz für ſeinen Bruder belegt. So wartete er auf Alfred, indem er ein neues Extrablatt las. Die Anſprache des Kaiſers vom Balkon des Berliner Schloſſes war darin abgedruckt. Ernſt ſog die Worte mit einer Inbrunſt ein, die er früher nur für Dante oder allenfalls für Stefan George gehabt hatte. Er glaubte zwiſchen den ſtürmiſch bewegten Berlinern zu ſtehen und fühlte ſich als weit Verſchlagener.

Nun wurde er geſtört. Seine Nachbarn bekamen Streit mit dem Kellner. Sie wollten einen Hundertmarkſchein wechſeln; der Kellner verriet, daß er noch Wechſelgeld beſaß, aber das große Papier nicht nehmen wollte. Zu ſeiner Beſiegung wurde das ganze Rüſtzeug des Patriotismus aufgeboten. Man wußte bald nicht mehr, wo die Kleinlichkeit ſteckte — bei den empörten Gäſten oder bei dem ſchlau zurückweichenden Kellner.

Ernſt wandte ſich zur andern Seite. Dort war der Nebentiſch mit Fahnenjunkern beſetzt. „Die meiſten ſind ſchon weg — die fahren morgen früh," hörte Ernſt erzählen. Es wurde ihm wohler, als er auf die jungen Ariſtokraten ſehen konnte. Noch tat er es mit kühler Objektivität — eine innere Verbindung fühlte er nicht. Aber ſie gefielen ihm, die ſchmucken, jungen, unverbrauchten Kräfte. Über die heroiſche Bereitſchaft einiger konnte er lächeln — doch das Lächeln hatte nichts mit Sarkasmus gemein. Es handelte ſich nicht mehr um verſpottete ‚Typen'. Alle ſtanden unter der Bedeutung eines großen Rufes — das

Digitized by Google

war ihr Typ. Söhne waren sie, nicht mehr Junker. Ernst hob, ohne daß seine Nachbarn es bemerkten, sein Glas, als tränke er ihnen zu.

Wo Alfred blieb? . . . Allmählich steigerte sich seine Besorgnis. Eine Stunde schon war seit der verabredeten Zeit verstrichen. Daß Alfred überhaupt nicht kam, hielt Ernst für ausgeschlossen. Nervös blickte er auf den Lenbachplatz hinaus, dessen Asphalt im Schein der Bogenlampen leuchtete. Automobile surrten mit dumpfen Hupentönen vorüber. Windstill und heiß, wie der Tag, war die Nacht.

Endlich kam Alfred. Er schien in den letzten Stunden um Jahre gealtert zu sein. Scheu blickte er umher und bat Ernst, für ihn zu bestellen — ihm sei alles gleich. Ernst kam zu einer mitleidigen Überlegenheit. Wie liebte er wieder den Bruder! Wie dankbar war er ihm, daß er gekommen war!

„Entschuldige," begann Alfred, nachdem sie gegessen hatten. „Ich habe mich wohl verspätet? Aber es war eine Folter. Ich konnte Isabel erst ganz zuletzt sprechen." — „War sie nicht in der Pension?" — „Doch. Aber wir saßen alle um den Teetisch herum. Alle redeten von Politik. Es war schauderhaft. Die Gesellschaft bei den Pekelmanns ist miserabel geworden. Denk dir, Anatol und Aline Wicht verkehren jetzt dort und Wutow und Kressenblatt." — „Das sind doch harmlose Schwätzer." — „Nein, sie fallen einem jetzt auf die Nerven. Sie sprechen noch immer zu einem ‚Publikum'." — „Waren die verschiedenen Nationalitäten versammelt? Das muß doch ganz interessant gewesen sein?" — „Es kam nichts dabei heraus. Ich war auch sehr zerstreut. Peter Heilmann zankte sich mit den andern. Isabel war nicht fortzubringen. Sie merkte, daß ich etwas Besonderes wollte. Schließlich ging ich, und da lief sie mir nach."

Alfred schwieg. Die Kapelle spielte eben ein Stück, das die Brüder besonders liebten. Es war der erste Satz aus

Digitized by Google

Schuberts unvollendeter Symphonie. Die Töne wurden in dieser Nacht zu einer wundersamen Lockung. Man wurde durch sie aus Sturm und Ungewißheit der Wirklichkeit ins teure, romantische Land zurückversetzt. Vielleicht sah man es zum letztenmal. Vielleicht schlug eben die Todesstunde der Romantik.

„Sie ist doch ein wahres Menschenwunder," flüsterte Alfred. — „Ein wahres?" — „Ja, Ernst! Weil sie nur aus sich selbst wirkt! Das sage ich auch jetzt noch! Das werde ich immer sagen! Sie weiß das Furchtbarste zu wandeln, nur durch ihren Ton! ‚Wir leben ja im Kriegszustand!' rief sie. ‚Jetzt zeigt mal, was ihr könnt!' Ich sage dir, das hat mich gewaltig gestachelt! Sie könnte Tausende anfeuern, Millionen!"

Ernst stützte den Kopf in die Hand. „Was hat sie denn gesagt, als du mit ihr allein warst?"

„Ich will mich besinnen . . . Ja, damit fing sie an: ‚So fortlassen will ich dich doch nicht, lieber Junge. Ich glaube ja, wir reden aneinander vorbei, wir verstehen uns überhaupt nicht mehr — aber daß du gekommen bist, ist sehr anständig von dir. Mußt du denn wirklich raus, wenn Krieg kommt?' — Ich nickte, und da schlug sie die Augen nieder. Hast du das mal gesehen? Ein bißchen blieb das dreiste Lächeln auf ihrem Gesicht, aber sie litt wirklich. Plötzlich fiel sie mir um den Hals." — „Ob das aus einer echten Empfindung kam?" — „Zweifle mir's nicht an, Ernst! Man wird selber seicht, wenn man das Besondere immer für seicht hält! Was wir an Isabel nicht ertragen, ist nur die Maske ihrer inneren Zerrissenheit!" — „Das mag ja sein. Es ist überhaupt — es ist schade um sie." — „Wer darf das sagen? Vielleicht hält sie gerade das Leben in der Hand!" — „Wie es jetzt wird? Nein, Alfred." — „Um sie herum ist kein Werden, nur Sein! Ob uns allen nicht wohler dabei wäre?" — „Ich glaube,

Digitized by Google

wir werden bald wissen, was unser Wohl ist." — „Du hast keine Ahnung! Du bist nicht bei Isabel gewesen!"

Die Musik war längst auf einem andern Feld. Einen flotten Marsch hatte sie gespielt, und als die Gäste lebhaft Beifall klatschten, kam die ‚Wacht am Rhein'. Nun wurde der Streit der Brüder wunderbar unterbrochen. Alle Gäste standen auf — zuerst mit einem Ruck die Fahnenjunker. Kinderklänge tönten für Ernst und Alfred. Sie lauschten erstaunt, mit welcher Hingabe jeder sang. Dann, als die Fahnenjunker ihre Sektgläser aneinander stießen, brachen die Brüder auf.

„Morgen wird man mehr wissen", sagte Ernst, an einer eleganten Dirne vorüberstarrend. — „Morgen kommt die russische Antwort." — „Hat übrigens Isabel gar nicht von mir gesprochen?" — „Nein, Ernst ... Wirklich nicht ... Ich wüßte es ... Mit keinem Wort! ..." — „Nun ja, ich fragte ja nur ... Hast du alles mit ihr vereinbart? Für den Fall, mein ich, daß du —" — „Daß ich fort muß? Kind, das ist ja unmöglich. Ich habe nie über praktische Fragen mit ihr reden können. Alles, was Geld heißt, verabscheut sie." — „Glaubst du? Sie hat mich schon manchmal durch ihr Rechentalent überrascht." — „Sie kann natürlich rechnen! Sie kann alles! Ich habe ohne ihr Wissen vorgesorgt. Es genügt, wenn sie später die Mitteilung von der Bank bekommt. Das Monatliche muß ihr geschickt werden. Wer weiß, ob sie es holen würde." — —

Der erste August stand unter dem Druck des Möglichen. Es war, als ob aus dem Gehirn der Welt ein Teil herausgenommen worden wäre, der Sitz menschlichen Glücks: Hang zur persönlichen Freude. Auch die Liebe war in eine dunkle Ecke gestellt. Der rauhe Eisenton klang überall. Gott hatte jedem das Gleiche aufgeladen. Irgendwo kauerte noch die sterbende Friedenshoffnung.

Bis zum Nachmittag hielten die Brüder es in der Stadt

Digitized by Google

aus. — „Es ist schrecklich, eine große Erwartung mit jedem Unbekannten teilen zu müssen," sagte Ernst. — „Bis sechs Uhr soll die russische Antwort kommen. Aber man weiß sie vorher." — „Wir hätten nach Berlin fahren sollen, Alfred. Berlin ist das Herz. Man muß jetzt möglichst nahe am Herzen sein." — „In München halt ich es jedenfalls nicht länger aus. Aber wohin?" — „Ich weiß nur eine Stelle." — Alfred starrte Ernst mißtrauisch an; er wollte ihm nicht mit dem Falschesten ins Wort fallen. — „Komm mit zu den Erbs," fuhr Ernst dringlich fort. „Da ist jetzt die Zuflucht. Da finden wir etwas vom Herzen. Wir haben die Erbs vernachlässigt. Wenn wir heute zu ihnen kommen, ist alles wieder gut." — „Bin ich denn den Leuten nicht ganz fremd?" — „Du bist doch mein Bruder!" —

Der schönste Sommernachmittag, der schon die erste Herbstklarheit zeigte, empfing sie auf dem Erbhügel. Als sie angemeldet waren, kam ihnen Jonathan entgegen. Er hatte sich verändert, aber nie war er Ernst so männlich schön erschienen. Das strotzend Sorglose war fort — er hatte etwas Gedrücktes und Gealtertes. Doch sein baumstarkes Deutschtum trat um so mehr hervor. Seine Freude über den Besuch beglückte auch Alfred. Die erste Geborgenheit empfanden beide.

„Das ist gescheit!" rief Jonathan. „Meine Frau wird sich freuen! Kommen Sie — jetzt muß man zusammenhalten! Den Banditen draußen versalzen wir's schon! Aber eh wir in die Halle gehn — es geniert Sie doch nicht — es sind noch zwei andere da! Ebenso überraschend! Das ist ja das Nette! Peter Heilmann —" — „Aber das freut uns doch, Herr Professor," sagte Alfred. — „Wer ist denn der zweite?" fragte Ernst beklommen. — Da schlang Jonathan den Arm um ihn: „Na, seien Sie lieb, Doktor! Das arme Menschenkind hat nur noch uns! Jetzt hält sie's nicht mehr aus in ihrem Blockhaus droben!"

Digitized by Google

Ernst folgte ihm schweigend. Mußte dieses Mädchen immer wieder auf seiner Schwelle stehen? Er hatte Änne Neubrück fast vergessen — jetzt überfiel ihn ein geheimer Zusammenhang; er traf sie vor jeder Lebensentscheidung. Gewaltsam suchte er diesen Fatalismus abzuschütteln. Die Stimmung der Stunde mußte gerettet werden. Nichts Persönliches durfte sie stören.

Auf der Veranda saßen Justine, Peter und Änne. Das junge Mädchen sah nicht auf. Krampfhaft hielt sie die Kinder fest, die zu ihren Füßen hockten. Als Ernst sie begrüßte, mußte sie ihn ansehen. Sein Blick hatte nichts Feindseliges — das tat ihr wohl.

„Setzen Sie sich. Trinken Sie auch eine Tasse friedlichen Tee — das tut gut jetzt!" — Justine bediente die Brüder. Dann fragte Peter Heilmann: „Nun? Was dünket Euch?" In seiner hageren Miene war ein seltsames Leben. Er legte die nervöse, linke Hand auf die lahm gebliebene rechte. — „Ich warte," erwiderte Ernst. — „Ich warte eigentlich nicht mehr! Ich glaube, wir sind schon fertig mit dem Warten!"

„Hoffentlich muß man sich über die russische Antwort nicht zu sehr ärgern," sagte Justine mit dem schönen, starken Phlegma, das sie oft in großen Erregungen hatte. „Über die Form mein ich. Der Inhalt ist ja gewiß." — „Was sagen Sie dazu?" fragt Jonathan. „Da sitzt eine Frau, die nicht mehr auf Frieden hofft!" — „Wie könnte ich auch, da ich die Tatsachen kenne? Unnützes Hoffen ist schlimmer als unnützes Klagen." — „Du behältst eben deinen guten Verstand. Ich glaube, damit schaut's jetzt bös aus in deinem Geschlecht."

Man brach auf, um zur Sonnenuntergangsstunde noch einen Spaziergang zu machen. Am Fuße des Erbhügels zog ein Fluß ins Moorland hinaus. Das schöne Ufer verlor sich einerseits in bärtiges Schilf, anderseits stieg es zu kleinen Höhen an, die mit jungen Eichen und Birken be-

Digitized by Google

ſtanden waren. Der Goldſchimmer der Stunde lag über allem. Herbſtahnung glühte in den ſtarken Farben.

Änne war nicht mit Abſicht neben Ernſt geraten. Plötzlich hatte der ſchmale Weg dieſe Verteilung der Wanderer gebracht. — „Wie friedlich es hier iſt!“ rief Änne. „Hier ahnt man wirklich nicht, was ſich draußen entſcheidet!“ — „Die Natur wird ſich auch weiter nicht darum kümmern. Der Menſch bringt den Krieg in die Natur.“ — „Glauben Sie? Ob nicht überall, wo Weſen leben, Krieg iſt?“ — „Das iſt etwas anderes.“

Er ſchwieg, da ſie ſeine Belehrung nicht annahm. Nach einer Weile fragte er einlenkend: „Ich dachte, Sie wären in Berlin?“ — „Was ſoll ich denn da?“ erwiderte ſie. — Er lachte kurz. „Das kann ich Ihnen nicht ſagen.“ — „Meine Mutter will wieder heiraten. Ich muß jetzt über mich ſelbſt beſtimmen.“ — „Das iſt ganz gut. Das liegt in unſerer Zeit.“ — „Aber nicht in der Einſamkeit — mitten zwiſchen den Menſchen, Herr Doktor. Das hab ich jetzt erkannt. Ich glaube, es formt ſich etwas, was die Menſchen endlich gemeinſam haben. Nicht die blöde ‚Liebe‘, die ſo böſe iſt hinter ihren guten Masken. Nein. Es muß etwas Größeres werden, etwas Schöneres. Schade nur, daß man ein Weib iſt.“ — „Das weibliche Weib kommt jetzt ſicher wieder an ſeinen Platz.“ — Er glaubte ihr einen Hieb zu verſetzen, aber ſie ſah ihn mit naiver Begeiſterung an: „Das iſt wahr! Ohne ‚Bewegung‘! Die Zeit ‚bewegt‘ uns ganz von ſelbſt! Gott ſei Dank! Ich habe mir nie was aus den Theorien gemacht!“ — „Wohl Ihnen.“

Änne rang mit einer Frage, die hinter allem ſtand. Endlich brach ſie hervor: „Verzeihen Sie! Müſſen Sie eigentlich — darf ich das fragen, Herr Doktor — ſind Sie Soldat?“ — „Ich bin königlich preußiſcher Unteroffizier.“ — „Wann müßten Sie fort?“ — „Das weiß ich noch nicht. Jedenfalls bald.“ — „Denken Sie . . . Jonathan Erb müßte gleich

Digitized by Google

fort!" — „Er ist ja Reserveoffizier." — „Hauptmann sogar! Justine hat mir heute was gesagt, was ich mir gar nicht vorstellen kann! Unter Umständen müßte Jonathan schon morgen früh fort!" — „Warum können Sie sich das nicht vorstellen?" — „Aber denken Sie doch! Von heute auf morgen! Fort von allem!" — „Das ist ganz gleichgültig. Vom Schönsten muß ein Soldat Abschied nehmen. Sicher wird es für Jonathan Erb nicht von heute auf morgen sein."

Ernstens Stimme zitterte bei den letzten Worten. Änne starrte ihn an. Dann sagte sie: „Kommt es Ihnen nicht auch so vor, als ob wir Menschen jetzt erst wieder den Wert von allem begriffen? Wir hatten ja alle nicht mehr, was wir besaßen. Aber ich glaube nicht, daß wir bestimmten Personen den Aufschwung danken. Was uns alle hinaufreißt, ist die Unmöglichkeit, auf andere Weise weiter zu kommen. Die großen, alten Begriffe sind uns zu schnell zerstört worden. Wie bald war man mit dem lieben Gott fertig, und wenn ein Kind ihn nannte, packte es einen doch!" — Änne brach ab. Ernst aber sagte: „Sprechen Sie doch weiter." — „Ich bin schon fertig. Ich wollte nur sagen — das Große ist uns durch Überlieferung verkleinert worden. Wenn ich jetzt vor meinen Büchern stehe, wird mir angst und bange. Sie schreien mich an: ‚Ich bin Nietzsche! Ich bin Kant! Ich bin Schiller!' Jetzt erst darfst du meine Bekanntschaft machen!"

Sie atmete nach den letzten Worten hastig und sah mit großen, lachenden Augen vor sich hin. Während Ernst betroffen ihrem Bekenntnis nachsann, kam Peter Heilmann näher. „Das ist ein Abend! Man soll noch mal ganz empfinden, was man hat! Ich habe vor Jahren mal über einen Aktschluß von Wildenbruch gelacht! Da breitet der Held seine Arme aus und ruft: ‚Deutschland! Deutschland! Deutschland!' Heute lach ich nicht mehr! Wenigstens nicht

Digitized by Google

menschlich! Sie verstehen!" — Schweigend ging man weiter. Dann sagte Peter: „Ich ziehe von den Pekelmanns weg. Die Atmosphäre ist mir zu weich. Teetisch-Duldsamkeit. Internationaler Götzendienst. Um die Maria tut mir's leid. Aber ich muß ihr kündigen." — Änne dachte, was sie schon oft gedacht: ‚Maria wäre die rechte Frau für dich'. Doch sie schwieg. Es dunkelte. Man mußte auf den Erbhügel zurück. Daheim telephonierte Jonathan sofort an das Postamt im Markt. Noch war nichts bekannt. Nur das eine wußte man: Rußland hatte die gegebene Frist verstreichen lassen. Rußland gab keine Antwort. — „Da bleibt keine Wahl," sagte Jonathan. Ein düsterer Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Dann aber lächelte er plötzlich und rief seine Kinder zu sich. Denen war es immer ein Fest, wenn der Vater sich mit ihnen beschäftigte. Es kam bei dem rastlosen Arbeiter gar zu selten vor. Ruprecht setzte sich auf seinen Schoß, und Monika legte die Ärmchen um seinen Hals.

Justine saß am Fenster. Als sie auf die Gruppe hinüberblickte, veränderten sich ihre schönen Augen. Was war das Dunkle, das in sie hineinkam? Änne hatte Justine niemals weinen gesehen. Jetzt rang wohl ein namenloser Schmerz in ihr. Düster starrte sie auf ein Bild, das alles Glück der Welt enthielt.

Schweigend ging man zu Tisch. Eine stumme und wunderbar beredte Stunde verstrich — dann reckte Peter Heilmann plötzlich den Kopf. Seine Bewegung erinnerte an ein edles Pferd, das einem fernen Signal lauscht. Er schwieg aber. Hatte er sich getäuscht? Nach wenigen Minuten wiederholte sich der Vorgang. Nun hatten auch Justine, Änne und die Brüder Germanshäuser das ‚Signal' vernommen. Jonathan, der etwas schwerhörig war, fragte erstaunt: „Was ist denn? Was habt's ihr denn alle?" — „Im Dorf wird geklingelt," flüsterte Justine. — „Jetzt

Digitized by Google

wieder!" rief Peter. „Hören Sie's nicht? Da!" — „Das ist der Gemeindediener," sagte Änne. — „Das ist die Mobilmachung!" rief Jonathan und stand auf.

In der nächsten Minute lag das Speisezimmer verlassen da. Alle waren Jonathan hinausgefolgt. In fieberhafter Eile kam man in das nächtige Dorf. Vor dem Wirtshaus traf man Sedlbauer, den Gemeindediener. Der alte, lange Mensch war noch hohlwangiger als sonst. Aber seine Augen leuchteten, und er las mit hoher, zitternder Stimme nochmals die kaiserliche Verordnung. „Also jetza! Krieg is! Krieg hama! Jetza!" riefen vorbeilaufende Männer. Frauen sammelten sich an und rangen ihre Hände. Doch keine Klage wurde laut.

„Gott sei Dank!" flüsterte Peter. Er wußte nicht, daß er neben Justine ging. Sie nickte leise. „Es muß wohl so sein," sagte sie. — „Kommt!" rief Jonathan kurz. „Wir wollen in den Markt hinunter! Ernst und Alfred müssen ohnehin nach München!" — Unter einem funkelnden Sternenhimmel schritt man den alten Feldweg. Grillen zirpten ihr eintöniges Lied, als ob diese Nacht wie jede andere wäre. — „Das Getreide steht gut," sagte Jonathan. „Wir können eine schöne Ernte haben." Nach einem Schweigen wandte er sich zu den Brüdern: „Wissen Sie schon, wann Sie fortmüssen?" — „Wir haben Befehl abzuwarten, Herr Professor," erwiderte Alfred. Es klang, als ob er zu einem Vorgesetzten spräche. — „Na, ich muß heut nacht noch packen. Bin übrigens schon fertig." — „Es liegt alles bereit," sagte Justine. Sie sah ihn nicht an. Er aber legte den Arm um sie, bis sie in der Stadt waren.

Änne starrte auf Ernst. Er hatte nichts gesagt, seitdem man das Klingeln vernommen. Noch immer haftete der dünne Schicksalston in ihm. Bangen konnte es aber nicht sein. Er schritt aufrecht und leicht. Er schien mit aller Kraft nach innerer „Ordnung" zu suchen.

Digitized by Google

„Was werden Sie tun?“ hörte Änne plötzlich eine rauhe, atemlose Stimme neben sich. Erschrocken erkannte sie Peter Heilmann. Sein Gesicht war verzerrt — man konnte nicht wissen, ob es Freude oder Qual war. — „Was ich tun werde? Wie meinen Sie das, Herr Heilmann?“ — „Na, ich kann mir doch nicht vorstellen, daß Sie die Hände in den Schoß legen! Jetzt schlägt auch Ihre Stunde! Gehen Sie nicht zum Roten Kreuz?“ — Änne starrte ihn an. „Ja! Natürlich!... Ich melde mich morgen!... Das ist ja für mich das Einzige!“ — „Ich glaube auch! Aber ich! Ach Gott, Fräulein Änne!... Ich bin übel dran!“ — Sie hielt die Hand auf das überquellende Herz. „Warum?“ — „Ich kann doch nur eins! Was alles verschlingt und löst! Ich Brackenburg des Lebens! Eine Schreiberseele, die's nicht wahr haben will!“ — „Wie können Sie das sagen! Sie sind ein Dichter!“ — „Still!! Das Wort ist jetzt verboten! Das Leben dichtet! Nein! Ich müßte Soldat werden! Ach Gott, mit ganzer Seele, Fräulein Änne! Aber ich fürchte — ich habe mich verspielt!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Arm? Glauben Sie, daß Sie der untauglich macht?“ — „Mein Dichterarm! Aber das Dichten konnte auch ohne ihn geschehen! Ich habe einem schönen Mädel diktiert, ich Schlauberger! Hat der Poesie nichts geschadet! Aber die Prosa! Da gibt's kein Diktat! Entweder hält man seinen Schießprügel, oder man hält ihn nicht!“ — „Sie müssen doch die Entscheidung abwarten! Es kann doch — es muß doch irgendeinen andern Posten für Sie geben!“ — „Kompagnieschreiber vielleicht? Schöner Kreislauf! Nein, die Karriere mag ich nicht!“ — „Sie wollen mich nicht verstehen! Ich spreche vom Nutzbarmachen Ihres Talents, Ihres Mutes!“ — „Schießprügel, Fräulein Änne! Schießprügel!“ — —

Im Städtchen herrschte unheimliches Leben. Nie hatte man solche Nacht gesehen. Die schläfrigsten Bürger waren auf den Beinen. Zum Bahnhof strebte alles — dort kam

Digitized by Google

man in Verbindung mit der großen, wilden Welt. Das Plakat der Mobilmachung war schon angeschlagen. Jonathan Erb sprach mit den Leuten. Die meisten mußten fort — jeder an einem andern Mobilmachungstage. Große Sorge herrschte um die Ernte, die so hoffnungsträchtig auf den Feldern stand. Männer und Burschen sprachen mehr davon als vom Kriege. Den hatten die Frauen im Sinn. Jonathan fand beruhigende Worte. Man sah ihn dankbar an. Der Erbhügel war immer ein Halt des Landes gewesen. Nun wurde er es auch in schwerster Zeit. Not kam an keine Soldatenfamilie heran, so lange Frau Justine oben herrschte.

Plötzlich stimmte jemand die „Wacht am Rhein" an. Eigentlich dachte man jetzt mehr an die Isar. Aber der Chor bildete sich bald. Ein Lied brauchten die Seelen. Der Vorsänger war leider gänzlich unmusikalisch. Er schrie, durch Begeisterung das Lied zu zwingen suchend, jeden Ton falsch. Bei der höchsten Stelle schnappte er so fürchterlich über, daß die anderen halb lachten, halb von Schauder gepackt wurden. „Macht nix! Macht nix!" brüllte der Patriot. „Wenn's auch a bissel falsch is!"

Ernst und Alfred starrten in diesen gräßlich schönen Volksgesang. Ihre musikalischen Nerven wären sonst gefoltert gewesen — jetzt nickten sie lächelnd und lauschten gespannt.

In der Menge entstand eine Bewegung. Mit einem Münchener Zuge war ein Bote vom Kriegsministerium gekommen — er brachte die Mobilmachungsbefehle für das offene Land. Nach wenigen Minuten schon jagten sämtliche Fuhrwerke des Städtchens, die vor dem Bahnhof gehalten hatten, in die Nacht hinaus. Wie schimmerten die festen Pferdeleiber in den Lichtgarben der Wagenlaternen! Heute griffen sie stärker aus als je! Auch sie fühlten den Dienst des Vaterlandes! Bald verschwand der wilde Zug im Dunkel. Man hörte nur noch die schweren, rasenden

Digitized by Google

Hufe, das Peitschenknallen. Die Gedanken folgten ihnen nach: Verschlafene Dörfer in Feldeinsamkeit. Heilige Stille. Dann Hundegebell! Aufschrecken! Vors Haus laufen! „Krieg!!" Die Botschaft war gekommen! Allüberall, wo Deutsche lebten! Der deutsche Bauer machte sich auf, in großer Gelassenheit, als sollte er morgen früh nur wieder vor Roggenähren treten. — —

Jetzt mußten die Brüder Germanshäuser Abschied nehmen. Auch Peter Heilmann und Änne Neubrück blieben nicht bei den Erbs. Man wollte nach München zurück, in die gärend aufgewühlte Großstadt dieser Stunden. Jonathan und Justine standen noch am Zuge. — „Auf Wiedersehen!" rief der Professor, Justines Hand haltend. — „Das geht auf Sie," flüsterte Peter, indem er sich zu den Brüdern wandte. — „Im Westen oder im Osten, Herr Professor?" fragte Ernst. — „Das ist ganz gleich! Aufgang oder Untergang! Die Sonne soll uns nicht mehr ‚sinken'! Weg mit dem sentimentalen Plunder! Wir wissen, daß sie da ist, so lange wir da sind!"

Der Zug fuhr ab. Ein langes Winken und Grüßen. Mit feuchten Augen starrten die vier jungen Menschen auf die beiden älteren, bis diese im Dunkel verschwanden. Jonathan und Justine Erb kehrten in ihr Haus zurück, das heute noch auf sie wartete.

XIV.

„Verzeihen Sie — wo ist das Bezirkskommando?" Mit dieser Frage trat am nächsten Vormittag Ernst Germanshäuser an einen Schutzmann heran, der im Automobilgewirr des Bahnhofsplatzes stand. Alfred blieb hinter Ernst, beide fühlten die Schicksalsfrage. Der Schutzmann schien nicht so gestimmt. Er hatte die Frage heute schon tausendmal beantwortet und gab höflich Auskunft. Nur in seinen Augen zeigte sich neue Nervosität.

Digitized by Google

Bald fuhren die Brüder in der Trambahn zur Heßstraße hinaus. Sie vergaßen, sich ein Automobil zu nehmen. Immer wieder trieb es sie, unter Menschen zu sein. Eifrig machten sie in dem überfüllten Wagen zwei einfachen Frauen Platz. Ernst beobachtete ein junges Mädchen, das mit wunderbar tiefen Augen vor sich hinsah. Plötzlich langte es nach einem vierjährigen Kinde, das eingepfercht vor seinem mit Paketen beladenen Vater stand. „Geh her, Kleiner! So!" Sie nahm den Buben auf ihren Schoß und beachtete nicht, daß seine schmutzigen Schuhe mit ihrem Sonntagskleide in Berührung kamen. Ernst sah, wie sie das fremde Kind leise an sich drückte. Über dem mütterlichen Mädchen war der Zauber deutscher Frauenschönheit. „Auch das soll uns nicht angetastet werden," dachte Ernst.

Draußen auf der Straße war alles soldatenbunt. Aber auch Feldgrau war schon da und breitete sich, wie aus unbekannter Tiefe gekommen, über das farbige Mannsvolk. Den Weg zum Bezirkskommando strömte ein ununterbrochener Zug. Als Ernst und Alfred das Gebäude betraten, kamen sie in ein wildes Gewühl. Aber es hatte nichts von kleinem Ärger, sondern alles nur von großer Freudigkeit. Männer und Jünglinge kamen nicht bang fragend, sondern innig bereit oder bittend gespannt. Langsam drängten sich Ernst und Alfred in die Vorhalle. Dort standen zwei junge Leutnants, gaben Auskunft und fertigten das Ungestüm ab. Aber die Menschlichkeit der Offiziere offenbarte sich, reif und gütig, über allem Junkertum. Hier spürte man schon, was die Stunde regierte. Jeder wurde als Kamerad willkommen geheißen, niemand als Teil der Masse abgefertigt. Wer fortgeschickt wurde, kam auf gutem Humorwege fort. „Landsturm?" wurden die Blassen und Roten, die Mageren und Dicken gefragt, die, oft grauhaarig schon, ihren treubewahrten Schein vorzeigten. „Land-

Digitized by Google

sturm rrraus!" Lachend stolperten die Erledigten wieder die Treppe hinunter.

Ernst und Alfred wurden etwas feierlicher aufgenommen. „Haben Befehl abzuwarten," belehrte sie der junge Leutnant. „Stellung wahrscheinlich erst am fünften Mobilmachungstage. Aber dann müssen Sie schon an Ort und Stelle sein." — „Das haben wir ja eigentlich gewußt," sagte Alfred, als sie das Bezirkskommando verließen. — „Es war doch gut, daß wir hingegangen sind," meinte Ernst. „Man hat mal wieder den Geist gespürt. War das nicht wunderbar? Wie am Schnürchen und doch keine Tyrannei!"

In ihrem Stammcafé erholten sie sich etwas. Zenzi, das kleine „Wassermädel", brachte Zeitungen. Heute vergaß sie ebenso wie ihre Gäste das Spiel der Koketterie. Sie sah verweint aus und wandte sich schnell ab. „Was hast denn, Zenzi?" fragte Ernst. — Sie gab ihm die Hand, aber sprechen konnte sie nicht. — „Muß der Pepi bald fort?" Pepi war ein Zeitungsträger und ihr Bräutigam. — Zenzi preßte die Schürze an den Mund. — „Na, na! Das müssen jetzt viele! Wir beide auch! Man wird schon wiederkommen!" — Zenzi lief davon. Theres, die etwas säuerliche Kassiererin, sprach mit mütterlicher Überlegenheit hinterdrein: „Sie hat ihr ganzes Herz an den Menschen g'hängt. Nun hat sie's schwer, natürlicherweis'."

Die Brüder wandten sich den Zeitungen zu. Es summte in ihren Köpfen. Die kleine Zenzi . . . Beneidenswert war doch die bittere Seligkeit der engsten Welt. Sie konnte ihr Teuerstes entsenden, ihr Teuerstes daheim lassen. Ernst sah Alfred an. Ob der Bruder wußte, wie es um ihn stand? — Alfred unterbrach diese Gedanken. Er las aus der Zeitung vor: „Ansprache des Kaisers in Berlin! Das mußt du lesen! Er hat gesagt: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!' Stell dir das vor! Ach, scheußlich, daß wir noch in München bleiben müssen!" — „Wir müssen

Digitized by Google

ja nicht." — „Aber man hat doch noch einiges zu ordnen! Übermorgen reisen wir ja sowieso!" — „Wir wollen unbedingt noch ein paar Stunden bei den Eltern bleiben." — „Selbstverständlich!" —

Als sie das Café verließen, trafen sie Isabel Bimm und Prosper Tiedgen. Man kam nicht aneinander vorbei. Ernst beherrschte sich mühsam. Jetzt Isabel und ihr Lebenskreis! Er glaubte es nicht ertragen zu können. Sie gab ihm kühl die Hand, doch Alfreds Hand hatte sie gedrückt — trotz seiner Wut bemerkte Ernst es eifersüchtig. — „Also ich schenke jedem von euch eine Sèvretasse, der nicht vom Kriege spricht!" rief Isabel. — Die Brüder fühlten die Herausforderung. Sie schwiegen. — „Vorläufig ist noch kein Krieg", sagte Prosper Tiedgen hüstelnd. „Mobilmachung ist noch nicht Krieg." — „Seien Sie unbesorgt", meinte Ernst. „Eine Formalität ist nicht stärker als der Wille von sechzig Millionen Menschen." — „Rechnest du auch die kleinen Kinder mit?" fragte Isabel. — „Das kann man jetzt, ohne verrückt zu sein."

Es waren die ersten Worte, die sie seit der Reise wechselten. Isabel spürte die große Ferne zwischen sich und Ernst. Sie faßte trotzig Alfred unter. Plötzlich stieß man auf Bekannte. Vor der Feldherrenhalle wandelten, antiken Philosophen ähnlich, Tobias Limoneit und Viktor Kressenblatt. — „Nun?" fragte Isabel. „Was ist also die neueste Weltanschauung? Edle, gestrenge Herren?" — Schon wollte der Dichter mit seiner dröhnenden Stimme loslegen — da hielt Kressenblatt ihn zurück: „Gedanken müssen noch Gedanken bleiben! Vorsicht, lieber Freund! Verschleudern wir uns nicht!" — „Schon faul," meinte Ernst mit bitterem Humor. „Gedanken sollen Taten werden — und bleiben!" — „O, er schwimmt schon mit!" erwiderte Tobias Limoneit. „In dem großen Heringszuge! Nein, lieber Doktor! Pangermanismus ist sicher nicht das Heil der Welt!" — „Ebensowenig wie Panslawismus!" sprudelte Kressenblatt. — „Halten Sie uns darum nicht für

Digitized by Google

unpatriotisch!" — Auch Kressenblatt bat darum. — „Wir glauben es nur unserer Kultur schuldig zu sein!" — „Ach, hören Sie auf mit der verdammten ‚Kultur'!" unterbrach Ernst ihn so heftig, daß die Vorübergehenden mißtrauisch auf die Gruppe blickten. „Da kommt man sofort wieder ins Quatschen!" — „Quatschen?! O weh!" — Isabel lachte hell auf. — Kressenblatt hatte dermaßen viel zu erwidern, daß er ins Stottern kam: „Warum nicht Ku—kultur?! Was haben wir denn sonst, als Ku—kultur?!" — „Wir haben sie freilich, damit wir sie verteidigen können!" — „Und wem verdanken wir sie?! Gehören Sie auch zu denen, die jetzt ihren A—anatol France und ihren Do—dostojewsky nehmen und als Lo—lo—lokuspapier benutzen?!" — „Sie haben mich nicht verstanden, Herr Kressenblatt. Für diesen Zweck ziehe ich unbedrucktes vor."

Das Gelächter, das entstand, verstärkte das unliebsame Aufsehen. „Schaut's die Kunstmaler!" sagte ein vorübergehender Arbeiter. „Denen geht's noch gut! Die lachen!" — „Dös san auch mehrstens Ausländer san dös!" meinte sein Begleiter. — „Da schaugst her?!" — Ein drohendes Gemurmel entstand. Die Leute blieben stehen. „Kommt doch weiter," bat Alfred, der eine Gefahr in Isabels auffallender Erscheinung spürte. — Ein Bursche trat ihm in den Weg: „In Schleißheim ham's dreißig Serben standrechtlich derschoss'n! Haben's des net g'hört?!" — Alfred maß den Herausfordernden. „Was wollen Sie von mir? Ich habe Sie nicht gefragt! Außerdem wird das wieder ein unsinniges Gerücht sein! Die gibt's jetzt genug in München!" — „Was hat er g'sagt? Unsinniges Gerücht hat er g'sagt?" — „Dös is a Preuß!" — „Laßt'n gehn, ihr Lakl! Die Preuß'n san gut! Die san jetzt gut, die Preuß'n!"

Unter Murren ging man weiter. „Man muß sich auf der Straße in acht nehmen," sagte Alfred blaß und zornig. „Jetzt ist es vorbei mit der Schwabinger Kulturbörse, wo

Digitized by Google

jeder coram publico gequatscht hat!" Er warf einen Blick auf Limoneit und Kressenblatt. — „Unglaubliche Sachen passieren!" rief Isabel. „Hast du schon gehört, daß hinter Aline Wicht gestern eine ganze Horde hergelaufen ist? Sie hat sich in ihrer Todesangst zu einem Schutzmann retten müssen. Der hat ihr auch nicht geglaubt, daß sie keine Russin sei. Die arme Aline war zwei Stunden auf der Polizeiwache — dann kam Anatol und legitimierte sie. Das sind Zustände! Und warum? Aline hatte ihren Hosenrock an und trug ein Monokel! Pöbelzensur! Das kann nett werden!" — Alfred wollte auch Isabel eben eine einfachere Kleidung vorschlagen, als Tobias Limoneit sich zwischen die Brüder drängte: „Hieran anknüpfend — an das Wort Pöbelzensur —!" — „Schreien Sie doch nicht so!" rief Ernst wütend. — „Ich kann nicht anders! Ich habe ein gutes Organ! Ich spreche immer etwas deutlich! Also hieran anknüpfend — an das Wort Pöbelzensur — wir fühlen uns als Kosmopoliten, Viktor Kressenblatt und ich! Wir wollen gegen den drohenden Rassenfanatismus ein Bollwerk errichten!" Das Wort Bollwerk rief Tobias Limoneit besonders laut. „Das graue Mittelalter soll uns nicht wieder herein! Wohl verstanden! Kosmopoliten auf deutscher Basis! Es wäre am besten, wenn wir einen Bund gründeten —" — „Jawohl!" rief Ernst. „Gute Verrichtung! Bis der in Aktion kommt, sind wir hoffentlich schon Deutsche auf kosmopolitischer Basis!"

Plötzlich stand Bernhard Wutow vor Ernst. Man merkte es dem bekannten Anarchisten an, daß er auf den Krieg wie auf eine unangenehme Berufsstörung reagierte. Viktor Kressenblatt half seiner etwas verblaßten Wildheit: „Was sagen Sie zu dem Ma—manifest der Berliner Sozialdemokratie?! Jetzt hat sich die Mü—münchener Partei angeschlossen!" — „Ich sage überhaupt nichts," erwiderte Wutow düster. Man sah ihn zweifelnd an, denn er hatte nur vom vielen Reden

Digitized by Google

seine heisere Stimme. „Ich habe mit den Sozialdemokraten nichts zu schaffen — das wissen Sie ja. Unaufhaltsam habe ich mich zur individualistischen Freiheit durchgerungen. Mein Anarchismus ist Freiheit. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich mir selber bin." — „Wollen Sie vielleicht eine Adresse an sich richten?" fragte Alfred. — „Nein, jüngerer Germanshäuser! Bei mir kommt alles an die richtige Adresse. Ich bewahre mich in diesem Tohuwabohu. Ich gedenke die Zeit des Wahnsinns im Café Schindlmaier zu überdauern und als mein eigener Generalstab Schach zu spielen." — „Der Plan ist gut," meinte Ernst. „Die einzige Ähnlichkeit der Zeiten besteht ja darin, daß sie überdauert werden können." — Isabel sah ihn spöttisch an. „Jede?" — „Ich kannte in Messina eine Frau, deren Mann und fünf Kinder bei dem Erdbeben verschüttet wurden. Als ich einen Monat später mit ihr sprach, lachte sie wieder." — „Eine Frau?" — „Ja, eine Frau."

Ernst wandte sich zu Alfred. „Ich muß noch etwas besorgen. Kommst du mit?" — Alfred erschrak — die Frage traf ihn unvorbereitet. „Dazu brauchst du mich ja nicht," erwiderte er errötend. „Wir können uns um Eins in der Newskibar treffen." — „In der ‚Neuen Münchener Bar'! So heißt sie jetzt!" rief Prosper Tiedgen. — Ernst sah Alfred an. „Also gut. Um Eins. Bestimmt."

Ernst machte kehrt und lief ohne Gruß davon. Alfred sollte merken, daß er von ihm enttäuscht war. Er selbst fühlte einen harten Stolz, Isabel widerstanden zu haben. Als er auf den Odeonsplatz zurückkam, war dort ein großer Tumult. Da Ernst fragend umherblickte, rief ihm ein Mann zu: „Jetzt hama die Russen im Land! Über Nürnberg san's g'flog'n und ham Bomben auf die Bahn g'worf'n!" — „San ja franzö'sche g'wen!" — „Russische!" — „Man müßt in der ganzen Stadt die Russen zammhol'n und erschlag'n, all mitanand!" — „Ja, hol'n ma die Russen!" — „In

Digitized by Google

Schwabing, da hocken's in an Kaffeehaus!" — „Wo? In Schwabing?!" — „Dös san Spioner!" — „Gehma nach Schwabing!"

Wild schwoll der Aufruhr an. Vergebens versuchten Offiziere und Schutzmänner die Menge zu beruhigen. ‚Sie wollen ihr Opfer haben', dachte Ernst mit kaltem Grauen. ‚Sie werden noch plündern und morden. Herr Gott, die armen Pekelmanns! Da wohnen ja lauter Ausländer! Wenn sie nur nicht über die Pekelmanns herfallen!' Er wollte sich schon nach der Schellingstraße wenden, um die Frauen zu warnen — dann aber traute er den Münchenern doch nicht solche Aktivität zu. Es blieb gewiß bei einem großen Geschimpfe. An der Hauptpost las Ernst das neue Telegramm. Wirklich: feindliche Flieger waren im Land. Nun, Deutschland, wehr dich! Auf Radaumacher wird nicht mehr gesehen! Die dort im grauen Ehrenkleid, den Helm mit Blumen geschmückt, hastig gefaßt, das Herz erschüttert! Wie schritten sie über Ichsucht und Verweichlichung fort! Wie klar, der letzten Weisheit voll, war ihr neuer Weg! Ein rechter, dürrer Büchermensch stolperte in ungewohnten, gelben Schaftstiefeln, die Brille unter der viel zu kleinen Kommißmütze, über den Damm. Ernst kannte ihn — es war ein außerordentlicher Professor der Universität. Zuletzt hatte Ernst ihn im Frack bei einem Vortrag gesehen. Die grotesken Bewegungen dieses Kriegsfreiwilligen schienen abzuschütteln, was einst seines Daseins Schmuck und Sinn gewesen. Soldat wurde er mit allem, was er gelernt hatte. Nur noch Soldat! Ernst grüßte ihn ehrerbietig — da dankte ihm der Herr Professor-Rekrut mit einem Überschwang, der alles sagte. Freilich wollte er beinahe die Mütze vom Kopf reißen — dann besann er sich schnell, daß er nur noch militärisch grüßen durfte.

Ernst ließ sich zum Bahnhof treiben. Hier traf er einen Trupp ausziehender Soldaten. Sie sangen alle und lachten.

Digitized by Google

Leuchtend vereinigte sich ihr Ausdruck mit der Sommersonne. Ein Lebensfest war diese Todesbereitschaft. Niemals hatte die Jugend der Gegenwart dergleichen gesehen. Ernst ließ sich in der heißerregten Menge mitschieben. Noch war der Bahnhof nicht gesperrt. Bis unter die Fenster des Zuges gelangte Ernst, denn man hielt auch ihn für einen Angehörigen der Krieger. — „Lebt wohl, Kinder! Bleibt's g'sund! Na, Miezl! Net weinen! Lachen mußt, Miezl! Da schau her!" Der Vater lehnte sich weit aus dem Fenster und zeigte der Kleinen die untere Wagenwand: „Schau amal, was da g'schrieb'n steht! Lies 'amal! Kannst schon lesen?" — Die Kleine buchstabierte mit tränenden Augen die Kreideaufschrift. Ein Reservist hatte auf den Wagen geschrieben: ‚Jeder Schuß ein Ruß! Jeder Stoß ein Franzos!' — „Alsdann stoß ma die Franzos'n!" rief der Vater. — „Da nebenan steht noch was!" rief sein Sohn, ein Fünfzehnjähriger, mit blitzenden Augen. — „Na, was denn, Seppl?" — „Russen und Serben — die sollen alle sterben! Und Deutschland muß alles erben! Fürs Vaterland zu sterben ist unsere große Ehr!" — „Bravo! So is! Na, Mutter! Ich fahr ja net zu die Russ'n! Und die Franzos'n! Na! Da woll'n ma halt sehn, wer daß am Sterben oder Erben is!" — Es half dem Zuversichtlichen nichts — seine Frau hatte die Fassung verloren. Auch die Kinder vergaßen allen Humor und fanden keinen anderen Trost, als sich um die Mutter zu drängen. Ernst suchte der armen Frau durch Blicke Zuversicht zu geben. Er wirkte auf sie, aber anders, als er gedacht: Sie schämte sich vor ihm, sie fühlte sich strafbar, so schwach in der großen Abschiedsstunde zu sein. Als der Zug sich, von Hurra umbraust, in Bewegung setzte, als sie ihrem Lebensgefährten noch einmal die Hand reichte, weinte sie nicht mehr. Nie vergaß Ernst diesen Willen zur Fassung. Die einfache Frau stand mit verzerrtem Gesicht und glaubte zu lächeln. Ihre rechte Hand winkte mit dem

Digitized by Google

Sacktuch, bis der Zug hinausgefahren war, und die linke tastete nach den Kindern.

Ernst ging langsam fort. Ein Bauer, der in schweren Stiefeln neben ihm schritt, sprach ihn an: „Ja, ja — dös is scho hart! Jetz hab i mei' zwa Brüder fortbracht, und morgen in der Früh, da muß i selber weg! Von all's, was ma hat, von Weib und Kind und Hof! Ja, ja — dös is scho hart!" — Ernst nickte. Ihm war es, als kannte er den Mann seit Jahren. Warum sprachen sie erst heute miteinander? — „Aber dös is halt," fing der Bauer wieder an — „so is', und so muß halt sein! Da gibt's fei nix!" — Ernst nickte wieder. Wie Glockenschläge dröhnten die Worte des deutschen Bauern. Er deutelte nicht, er wagte. Nicht einmal das ungewohnte ‚Schriftwort' Vaterland sprach er aus. Auf dem Bahnhofsplatz drückte Ernst ihm die Hand. „Ich muß auch bald fort," sagte er, als wäre er zu dieser Mitteilung verpflichtet. — „So? Was san's nacha?" — „Unteroffizier bei den preußischen Ulanen." — „Ah, dös is g'scheit!" Der Bauer grüßte ihn wie einen Vorgesetzten — dann wandte er sich ab und ging mit Würde durch die städtische Menge. —

Ernst trieb es zu seinem Bruder. Heftige Angst befiel ihn plötzlich. Alfred mußte bewahrt werden, ein für allemal. Warum hatte er ihn wieder bei Isabel gelassen? — In der Newskibar wartete Ernst. Alfred kam nicht. So unmöglich es schien — er kam wirklich nicht. Schließlich wurde Ernst ans Telephon gerufen. — „Du mußt mich entschuldigen," bat Alfred. „Du mußt heute doch noch mal allein essen." — „Aber warum denn, zum Teufel?! Wir hatten uns doch fest verabredet?! Was heißt denn das?!" — „Sei doch nicht so komisch! Ich bin doch schließlich kein dummer Schuljunge, der mit dem Herrn Lehrer spricht!" — „Nein, so sprechen wir auch nicht miteinander, Alfred!" — „Ich hoffe, daß du mich kennst!" — „Ich hoffe, daß du

Digitized by Google

mich kennst!" — „Du scheinst in einer netten Laune zu sein! Also jedenfalls — es geht nicht anders! Ich muß heute noch mit ihr zusammen bleiben! Den letzten Tag! Ich erzähl dir nachher alles Nähere!" — „Das ist gar nicht nötig! ... Ich kann mir schon denken! ..." — „Na, das klingt ja schon sanfter! Auf Wiedersehen also bestimmt im Café! Aber es kann spät werden! Ich sage dir das vorher, damit du ..."

Ernst hängte den Hörer ein. Seine Erbitterung war zu groß. Nachdem er nur wenige Bissen zu sich genommen, lief er nach Hause. Dort lag er zwei Stunden auf dem Diwan. So wurde er etwas ruhiger. Als er wieder fortging, urteilte er anders. Alfred verdiente doch wohl kein Mißtrauen — im Innersten nicht. Wenn das nicht schließlich so sprach, wie es sprechen mußte, hatte er keinen Bruder mehr. —

Über den Rest des Tages glaubte Ernst am besten im Freien fortzukommen. Bald hatte er die Stadt hinter sich. Er fuhr ins Isartal hinaus. Hier, auf stillen Waldwegen, über dem stadtwärts strömenden Fluß, fühlte er das Weltgeschehen noch stärker als unter den Menschen. Hier konnte er denken, ordnen, einen Standpunkt finden. Von einer Höhe aus sah er im klaren Abendhimmel die Alpenkette blauen. Stumm lagen die Schätze der Heimat und doch mit einer Stimme begabt, die in jedes Mannes Herz drang. „Was gilt es in diesem Kriege?" Kleists Frage tönte, durch ein Jahrhundert reichend, in Ernst, dem zarten Spätling. Sie stählte sein Rechtsbewußtsein. Als er von dem Hügel durch tiefen Morast zum Uferweg niedersteigen mußte, glaubte er durch russische Lügen und französischen Dünkel zu stampfen. Was galt es? Er wußte es nun. —

Ernst näherte sich einer Eisenbahnbrücke. Oben stand ein Posten ... Zum erstenmal sah Ernst einen Mann von der neuen Bürgerwehr. Wie drollig stand er in seiner un-

Digitized by Google

militärischen Massigkeit, vom feurigen Himmel abgehoben! Wie drohend ragte der Gewehrlauf über dem milden Vollmondsgesicht! Oder war der Posten nur zu Ernst so freundlich? Jetzt grüßte er gar! Ernst starrte hinauf: „Aber das ist ja —! Das ist ja Vater Gosch! Guten Abend, Vater Gosch! Sie haben hier Wachtdienst?"

Der Wirt vom Kabarett zum „blauen Eichhörnchen" grüßte noch einmal. „Freilich, Herr Doktor, freilich! Ich wohn ja ganz in der Näh! Ich hab ja hier mei Villa! Ja, so sehn wir uns wieder, Herr Doktor! Wer hätt das gedacht! Für vierundzwanzig Stunden Wachtdienst hab ich mich verpflichtet! Vierundzwanzig Stunden! Ein Mann von sechsundfünfzig! Aber fürs Vaterland! Natürlich hat man auch seine Raßtzeit!" — „An das Gewehr sind Sie wohl von der Jagd her gewöhnt?" — „Jawohl, Herr Doktor! Aber das ist ein richtiges Soldatengewehr! Wenn da ein Flieger kommt oder ein russischer Schuft, der sich am Bahndamm zu schaffen macht — bumm! Da mach ich ihn mausetot, Herr Doktor!" — „Hier fahren ja viele Militärzüge . . . Aber können Sie denn Ihr Lokal so allein lassen? Oder haben Sie es geschlossen?" — „Aber durchaus nicht, Herr Doktor! Aber kei Red davon, Herr Doktor! Mein Lokal geht weiter und geht sehr gut! Wir haben jetzt patriotische Abende! Ich tret sogar selber auf, wenn ich keinen Bahndienst hab — hier, so wie ich bin! Mit's Gewehr! Da sollten Herr Doktor mal hinkommen! Das ist direkt erhebend!" — „Wird leider nicht mehr möglich sein, Vater Gosch! Ich gehe morgen weg — mein Bruder auch!" — „Ins Feld?! Nun, Gottes Segen! Gottes reichen Segen! Aber was macht denn da das arme Fräulein Bimm? Wissen's was, Herr Doktor? Die sollt als Marketenderin mitgehn! Das möcht eine Begeisterung geben unter die Soldaten!" — „Meinen Sie?" — „Vielleicht bitt ich das Fräulein Bimm, daß sie vorher noch bei mir auftritt als

Digitized by Google

Marketenderin! Und was halten Herr Doktor davon, wenn der Bernhard Wutow was deklamieren tät? Über den Patriotismus der Sozi?" — „Ausgezeichnet, Vater Gosch! Sie kommen da oben auf Ideen! Na, gute Verrichtung! Auf Wiedersehen!"

Ernst ging, von Lachen geschüttelt, weiter. Als er sich aber nach einer Weile umblickte und den Wirt vom „blauen Eichhörnchen" noch einmal auf der hohen Isarbrücke stehen sah, lachte er nicht mehr. Jeder handelte doch nach seinem Begreifen. „Fürs Vaterland" war wirklich alles. Das Verzerrteste kam in die große Harmonie zurück. —

Es dunkelte. Ernst fuhr in die Stadt. In einem rauchigen Bräu aß er zu Abend, gleichgültig, wo er sich befand. An seinem Tisch saß eine Gesellschaft junger Unteroffiziere. Sie gefielen ihm, aber er konnte nicht mit ihnen anknüpfen. Er hatte das Gefühl, als ob sie daran zweifeln würden, daß er ihres Standes sei. Kleider machten Leute. Die hübsche Kellnerin achtete nicht auf den Zivilisten, sondern nur auf ihre soldatischen Stammgäste. „Die Speisenkarte, Zenta!" rief einer, der eben eintrat. „Zwölf Stunden Dienst gehabt! Der Hirsch schreit nach Wasser!" Ernst dankte Zenta für ihre mitleidig liebevolle Dienstfertigkeit, die sie den anderen erwies — er gab ihr ein hohes Trinkgeld. Als er fort war, fiel es dem Mädchen erst ein, daß sie dem Zivilisten trotz dreimaligen Verlangens keinen Senf gebracht hatte. —

Ernst wanderte noch durch die nächtigen Straßen. Alfred kam gewiß sehr spät ins Café — er wollte nicht wieder die stundenlange Pein des Wartens dulden. Durch Seitenstraßen der Altstadt kam er in eine Gegend, die er nie betreten hatte. Bald stand er auf einem Platz, der für das innere München überraschend hübsche Anlagen trug. Als Ernst dort die Schattengestalt eines alten Bürgers auf einer Bank sitzen sah, beneidete er den Mann. In trauter Enge

Digitized by Google

„Luft ſchöpfen", aus dieſem armſeligen Winkel den Weltereigniſſen zuſchauen — das war gut. Bald fand auch Ernſt eine Bank, auf die er ſich niederlaſſen konnte. Wie ſehnſüchtig weich und warm war die Nacht. Ernſt tat die harte Holzbank wohler als ſein Klubſeſſel daheim. Hier konnte er wirklich ausruhen. Er fühlte ſich wie ein Handwerksburſche zwiſchen Heimat und Not.

Plötzlich hörte er hinter ſich flüſtern. Er wandte vorſichtig den Kopf und ſah, daß auf einer Bank, die von der ſeinigen durch Sträucher getrennt war, ein Paar ſaß. Aber er merkte bald, daß es keine harmloſen Mondſcheingenießer waren. Sie hatten ſich eben erſt getroffen — die Dirne und der Soldat. Das Weib hatte ihn angeſprochen und in die ſchattige Stille gezogen. Er aber wehrte ſich. Ernſt vernahm ſeinen rauhen, ringenden Ton: „Laß mi aus! I bin a Soldat! I bin ka Zivilperſon mehr! Dös ſiehſt doch eh, du Frauzimmer, du ausg'ſchamtes!" — „Aber Schatzl! Darum mag ich dich ja! Ich mag keinen Zivililten mehr! Jetzt gefall'n mir nur noch Soldaten!" — „Hoho! Aber's Geld nimmſt aa von Zivil — net wahr? Euch kennt ma!" — „Vielleicht kennſt du mich doch nicht! Uns geht's ſehr ſchlecht — das glaube mir nur! Uns ſchadet der Krieg am allermeiſten!" — „Dös glaabſt! Euer G'ſchäft, euer ſaubres! So ſchlampert ſam ma halt net mehr! Gott ſei Dank! Und darum — b'hüt di Gott, Madl!" — Er ſtand auf, aber ſie hielt ihn feſt. Echte Leidenſchaft hörte Ernſt aus ihrer Stimme: „Du grantiger Bauer du! Alſo ganz umſonſt! Umſonſt ſollſt es haben! Verſtehſt du mich?!" — „So an Weibsbild! Wart du! Wann di der Schutzmann derwiſcht!" — „Aber ohne das — und wenn du zehnmal Soldat biſt — ohne das kannſt du doch nicht fertig werden!" — „Dös woll ma amal ſehn! Verflixte Bagaſch! I bin a Soldat! I bin ka Zivilperſon mehr! I rück morgen aus! Morgen um ſechs in der Früh! I muß mei Kräft

Digitized by Google

beisamm ham! I brauch's! I brauch's!" Damit riß er sich los und rannte davon. Sie starrte ihm nach — dann schrie sie: „Saubauer elendiger! Ja! Ich weiß schon! Ein Fraunzimmer hast! Das willst du noch mal! Daß daheim bleibt! Mit 'n Kind!"

Ein würgender Jammerlaut folgte diesen Worten. Dann warf sich das Weib auf die Bank zurück. Ernst stand auf und eilte in eine dunkle Gasse. Es hämmerte ihm im Kopf. Am tiefsten prägte es sich ihm ein, daß die Dirne aus Norddeutschland war, eine „Gebildete" sogar. Ihr Dialekt war nur angenommen. Im Kehricht noch, heiliger Heinrich Heine! Arme Königin des Spottes! Sie gab umsonst, was sie besaß! Aber der Vaterlandsverteidiger nahm es nicht...

Im Café fand Ernst zu seiner Überraschung Alfred mit Isabel. Was wollte sie? Ernst verstand ihre Absicht nicht. Auf ihn konnte sie nicht mehr hoffen. Aber sie sah ihn an, als ob sie keine Absicht verbärge. Sie war überhaupt verändert — zum erstenmal hatte sie etwas Ungepflegtes und Gealtertes. Ein müder Ernst lag auf ihren welken Zügen. Alfred aber war um so jünger und elastischer. Wie ein Bräutigam saß er neben ihr. Immer wieder griff er nach ihrer Hand. „Hast du den Tag gut verbracht, Ernst? Ich wünschte dir, nur halb so gut wie ich." — Ernst wollte sich nicht zu Fragen verlocken lassen. „Ich bin nur ein bißchen gewandert und habe nachgedacht." — „Nachgedacht haben wir auch," sagte Isabel. „Es ist sehr schwer — ich hab's mir gar nicht so schwer vorgestellt. Jetzt weiß ich erst, was los ist." — „Hörst du?" fragte Alfred, der rote Fieberflecken auf den Wangen hatte. — „Früher war es mir ja nicht möglich. Ihr habt's ja nie für der Mühe wert gehalten, mich zu orientieren. Ganz aus sich heraus weiß keine Frau, was ihr jetzt erlebt."

Diese Worte trafen Ernst. Nach einer Weile fragte er, ohne Isabel anzusehen: „Was hast du vor? Was willst du

Digitized by Google

tun, wenn Alfred fort ist?" — Isabel lächelte. „Wie meinst du das? Tanzen werde ich gewiß nicht. Ich werde auch nicht von Alfred leben. Wenigstens nur so lange, bis ich selbständig bin." — „Das halte ich für eine ganz verrückte Marotte," warf Alfred ein, „so schön es ist. Denk dir, sie will arbeiten. Sie will sich einen ‚Modesalon' einrichten." — „Drück dich doch nicht so französisch aus! 'n deutsche Putzmacherin will ich werden, einfach 'ne Putzmacherin! Wie meine selige Mutter — daraus hab ich nie ein Geheimnis gemacht. Jedenfalls wär es verlogen von mir, wenn ich auch zum ‚Roten Kreuz' liefe und mich für blutige Verbände begeistern würde. Die Komödie spiel ich nicht mit." — „Nun, versuch es erst mal. Gesorgt ist für dich — das weißt du."

Nach dieser Antwort Alfreds verstummte Isabel. Ernst fühlte, daß etwas in ihr vorging, was sich ihm und seinem Bruder entzog. Zusammengeduckt, in gewaltsamer Beherrschung, saß sie da. Ihre Augen röteten sich und standen voll Tränen. Plötzlich biß sie sich so in die Lippe, daß ein Blutstropfen niederrann. Schicksalsschwere verbreitete sich um sie. Sie war wieder die Künstlerin, die unvergeßliche, das rätselvolle Weib. Aber sie nützte ihre Wirkung nicht aus. Zum erstenmal versäumte sie, was die Skepsis von ihr erwartete, und setzte die kühle Beobachtung ins Unrecht. Nach langem Schweigen stand sie auf. „Ihr Guten," flüsterte sie mit gebrochener Stimme. „Wir Armen." Dann gab sie Alfred und Ernst die Hand. „Ich gehe ... Laßt mich ... Ich gehe jetzt ... Es ist mir unmöglich, unter eurem Zug zu stehen — und die ‚Wacht am Rhein' zu grölen — und mit dem Taschentuch zu winken ... Stellt euch Isabel vor ... Eure verrückte Isabel ... Ihr müßt es mitmachen ... Ihr sollt ... Ich ‚bete' für euch — aber anderswo. Ich habe ja meinen Altar zu Hause — den kleinen Barockaltar mit der blassen Vergoldung — wo die Maria ein so dämliches Gesicht macht und doch so schön

Digitized by Google

ist, so wunderbar schön ... Schreib mir, Alfred — und glaube mir, daß ich lebe, so lange du lebst ..."

Bei den letzten Worten versagte ihre Stimme. Bevor die Brüder sie zurückhalten konnten, war sie davongerannt. Schattenhaft glitt ihre schmale Gestalt durch den Mittelgang des Cafés. —

Ernst und Alfred saßen noch lange in tiefer Betäubung. — „Da endet ein Lebensbuch," sagte Ernst schließlich. Plötzlich erschrak er, denn er sah, daß sein Bruder weinte. Stummes Schluchzen schüttelte Alfred. Fassungslos suchte er zu verhüten, daß die Umsitzenden es merkten. — „Alfred, nimm dich doch zusammen." — „Ja, ja ... Laß nur ... Du weißt es ja nicht ... Du bist grausam — aber du weißt es nicht ..." — „Grausam? Ich?" — „Wie kannst du denn sagen, daß es endet? ... Für mich endet es nie! ... Ich habe heute die schönste Stunde meines Lebens gehabt! ... Mögt ihr nur das Vaterland entdecken — was ist das gegen die Entdeckung eines Menschen? ... Ich weiß jetzt erst, was Isabel ist ... Ahnst du, wie sie mich liebt? Verstehst du, wie sie mir treu bleiben wird? ... Das nehm ich jetzt mit — den Menschen, den ich entdeckt habe, und meine Reue ..." — „Reue, Alfred?" — „Ja! Laß mir das! Das ist mein Bestes! Das brauch ich, das will ich, um mich zu schlagen, wie ich muß!"

Ernst senkte den Kopf. Er konnte alles denken, nur nicht, daß ein Mann in den Krieg zog, von Isabel Bimm entsandt. Aber er ehrte das Gefühl seines Bruders. Er sah ihn stark in seinem neuen Wahn — das war doch mehr als alles Vergangene. —

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Berlin. In ihrer märkischen Garnison erfuhren sie, daß sie noch drei Tage Zeit hatten. So konnten sie diese Frist ihren Eltern schenken. Die brauchten die Söhne jetzt wie rettende Arzenei. Deutschlands größte Gefahr senkte sich eben mit Geierflügeln auf

Digitized by Google

die lange Friedensarbeit: England erklärte den Krieg. Vater Germanshäuser ging ratlos umher. Er selbst hätte Fassung gefunden, aber der Quälgeist, der seine Kraft untergrub, litt es nicht. Max Gelber, sein Schwiegersohn, war immer sein Liebling gewesen. Er hatte ihn gegen den hochfahrenden Protest seiner Söhne verteidigt. Nun aber mußte er einsehen, was ein wahrhaft „Unkultivierter" war. Onkel Max wurde ein Börsenopfer. Nur der solide Reichtum seines Schwiegervaters konnte ihn über Wasser halten. Zum Dank ersparte er dem alten Mann keine Klage. Else, seine mutige Frau, suchte ihn von ihrem gequälten Vater loszumachen. Sie erreichte es nicht und konnte nur verhindern, daß ihre Kinder Zeugen des Zusammenbruches wurden.

Ernst und Alfred säuberten die elterliche Wohnung. Sie brachten den jammernden Onkel mit Gewalt hinaus. Das wahre Gut der Zeit, der kriegerische Geist, zog mit den Söhnen ein. Plötzlich ergrimmte Vater Germanshäuser gegen den „Waschlappen". Er besann sich darauf, was es galt, und überraschte die Seinen durch Fassung. Ein schmerzlicher Stolz, den man nie auf seinem guten Gesicht gesehen hatte, folgte den beiden schmucken Ulanen. Die Mutter aber hielt sich im brausenden Zeitstrom noch einmal an dem Felsen fest, den sie immer gehabt. Sie konnte nicht viele Worte machen. Sie galt in der Familie deshalb als „kalt". Dafür sagte sie jetzt das Wesentliche: „Wer weiß, wofür es gut ist, Kinder. Alles darf man sein — nur nicht schwach. Wenn man nämlich schwach ist, hat die Satansbande gleich heraus, wo sie zupacken kann. Bei euch wie bei uns zu Hause. Eins muß alles sein, ein Wille, wenn's auch unmöglich scheint. Soll man noch mal von der Vergangenheit reden? Kinder, ihr wißt, ich war nicht immer einverstanden mit allem. Ich glaubte aber, daß ich euer Münchener Leben nicht beurteilen konnte. Manches sah ich — vieles ahnte ich. Vater ist argloser

Digitized by Google

als ich. Wohl ihm — jetzt kann er es brauchen. Aber auch ich schüttle die Vergangenheit ab, denn ich weiß, was man der Gegenwart schuldig ist. Ich glaube an euch, meine Jungen. Ihr seid anders, als ich gedacht habe. Bildung, Kunst und Geschmack — na ja — aber ihr seid auch Männer. Das ist die Hauptsache. Das klingt jetzt über unser Land hin. Hört ihr die Glocke? Geht hinaus, wohin sie ruft! Kämpft! Für mich werdet ihr wiederkommen!"

So sprach Frau Sophie Germanshäuser zu ihren Söhnen, als die beiden jungen Soldaten fremdartig schön von ihr Abschied nahmen. Sie lauschten mit tief überraschten Herzen. Sie trugen ihr Bestes nun erst hinaus: ihre Mutter. Die Glocke tönte. Winkend fuhren sie ins deutsche Land. In der hurradurchbrausten Bahnhofshalle sahen sie noch den guten Geist, der wachsend zu Gewachsenen gesprochen hatte. Sie wollten ihm treu sein.

XV.

Die Münchener gingen nicht mit Morgenstern und Hacke auf die Pension Pekelmann los. In der Schellingstraße blieb es so still wie zuvor. Doch oben, in Frau Paulas Wohnung, vollzog sich die Krisis der Zeit. Die gute Österreicherin war ahnungslos in die große Gefahr ihres Berufes getappt. Noch wußte Maria mehr als ihre Mutter. Aber sie blieb ruhig, weil sie sicher war, daß die Polizei der Pension nichts vorwerfen konnte. Ausweisungsbefehle kamen nicht. Leon Glüschein hatte kurz vor Ausbruch des Krieges noch einmal festgestellt, daß er deutscher Untertan sei. Konstantin Somaroff aber überraschte durch die Mitteilung, daß er aus Österreich stamme, als diesseitiger Galizier. Man war durch ihn selbst daran gewöhnt worden, ihn als Russen zu nehmen — nun konnte man nur schwer

Digitized by Google

über ihn umlernen, da er in der neuen Lebensstimmung noch fremdartiger wirkte als zuvor.

Miß Margaret Haw kündigte den Damen Pekelmann schon am 2. August. Sie war von auffallender Unruhe ergriffen, äußerte sich über die Notwendigkeit ihrer Abreise nach London ziemlich wirr und brachte es trotzdem nicht fertig, sofort zu reisen. Ihr Klavierlehrer schuldete ihr noch zwei Lektionen — die schenkte die genaue Engländerin nicht.

Als auch Miß Robson kündigte, sah Frau Pekelmann den nahen Zusammenbruch ihrer Existenz. Maria suchte die Mutter zu beruhigen: „Freilich werden wir es anders machen müssen, Mama. Die Zeit ist eben stärker als wir. Ich glaube, man wird in Deutschland bald ganz unter sich sein. Auch Glüschein und Somaroff behalten wir nicht. Anaji Kusangara aber ist ein Mensch, aus dem niemand klug wird. Wenn er an unsern Frühstückstisch kommt, ist es ebenso möglich, daß er uns etwas Schönes mitbringt, wie daß er uns kündigt." — „Ja, ja, Maria! Am unheimlichsten ist mir der Japaner! Wenn er nur nicht immer lächeln wollte!" — „Ich glaube, er kann nicht anders. Sein Gesicht ist so konstruiert." — „Du entschuldigst auch jeden!" — „Das muß man, Mama. Nun, wir haben ja Peter Heilmann." — „Da haben wir was Rechts! Nimm mir's nicht übel! Er schuldet uns noch zwei Monate! Sein Roman wird niemals fertig!" — „Mama —" — „Laß mich in Ruh, Maria! Vielleicht erzählst du mir auch noch, daß wir Isabel Bimm behalten! Die hat uns einen schlechten Ruf gemacht! Die führt jetzt ein Leben — da schau ich schon gar nicht mehr hin!"

Sie wurden durch Peter Heilmann unterbrochen. Er trat mit kurzem Gruß ein und ging im Speisezimmer auf und ab. Maria sah erschrocken, daß er in einer schlimmen Verfassung war. Spannung und Niedergeschlagenheit folterten

Digitized by Google

ihn — er achtete kaum auf ihr banges Beobachten. — „Laß mich mit ihm allein, Mama," flüsterte Maria. Frau Pekelmann entfernte sich, nicht ohne zornig die Tür hinter sich zuzuwerfen.

Maria ging zum Flügel. „Ich wollte Ihnen ja noch das Lied von Brahms vorsingen." — Peter blieb vor ihr stehen. „Ach, Maria! Jetzt Brahms? Lassen Sie ihn in seiner wohligen Tiefe! Der muß gut einschneien, damit man ihn im Frühling heil wieder herausholen kann! Ich habe eben den Pariser Einzugsmarsch gehört! Der kommt mir nicht aus dem Sinn!" — „Den kann ich Ihnen freilich nicht vorsingen." — „Gott! Jetzt sind Sie beleidigt! Und ich dachte —! Na, man ist ja doch bald, wo man hingehört!"

Er warf sich in einen Sessel. Maria näherte sich ihm. „Was dachten Sie?" fragte sie sanft. „Wollten Sie mir etwas mitteilen?" — Er drückte das Gesicht in die Hand. „Ja, mitteilen! Ohne das ist es doch zu schwer . . .!" — Maria horchte auf. „Aber Sie wissen ja — Sie finden mich jederzeit . . ." — Er nahm ihre Hand. „Ja, gute Seele. Beste von allen. Ich weiß. Helfen wirst du mir aber nicht können. Du mußt sogar einverstanden sein." — „Womit, Peter?" — „Ich muß fort. Ich muß in der nächsten Woche fort." — Marias Augen füllten sich mit Tränen. Dann faßte sie sich. „Wohin?" — „Irgendwo aufs freie Land! Nicht ins Gebirge! Ich hasse das Gebirge! Das erklär ich Ihnen später!" — „Denken Sie vielleicht daran, in der Nähe des Erbhügels zu wohnen?" — „O, wie sie das fragt! Mit falschen Madonnenaugen! Eifersüchtig ist sie! Sogar jetzt noch!" — „Nein, Peter. Ich überlasse es Ihnen, wie klein Sie von mir denken wollen. Ich fragte ohne Nebengedanken. Ich weiß, wie einsam Justine Erb jetzt ist. Ihr Mann ist im Feld . . ."

Peter stand auf. „Verzeihen Sie . . . Ich will Ihnen

Digitized by Google

beichten. Ich bin — ja, was bin ich eigentlich? Nun, jedenfalls das größte Schaf auf Gottes Erdboden. Lachen Sie nicht, Maria. Wenn man trotzdem auch der grünste oder vielmehr graueste Esel bleibt . . . Ich hab's ja vorausgewußt! Und doch bin ich hingelaufen! Mein Gott, die andern um mich her — die haben mich sicher für ihresgleichen gehalten —!" — „Ich verstehe kein Wort. Wo waren Sie?" — „Ich habe mich gestellt!" — „Peter . . ." — „Ich war im Wehramt! . . . Aber . . . Na — ich hörte einfach, was ich mir aus dem Bewußtsein prügeln wollte! . . . Krüppel! . . . Die werden nicht gerade gesucht fürs Feld . . ." — „Ach, Peter — warum sind Sie hingegangen? Sie wußten es doch —" — „Warum ich hingegangen bin?! Der Weg mußte gemacht werden! Wenn man kein Zuchthäusler ist! Und ich hatte noch Hoffnung — wegen meines Willens! Wenn ich auch nichts bin — ein Kriegsfreiwilliger bin ich! Nun muß ich mich verstecken, und die andern —! Wissen Sie noch, der ‚wilde Kaiser'? Vor zwei Jahren? Der fabelhafte Weihnachtsschnee?! Da lag mir die Welt offen! Und da ist es passiert!"

Maria stand machtlos vor diesem Schmerz. Er sah sie lange an — dann sagte er: „Ich danke Ihnen, daß Sie still sind. Ach, schonungsvoll waren die im Wehramt auch! Man nahm die Gesinnung ad notam." Er stand eine Weile regungslos und starrte vor sich hin. Dann ging er zum Flügel und blätterte in den Noten. „Brahms? . . . Ich will ohne das auskommen. Draußen bei deutschen Bauern. Ich will zu Leuten, die ihre Söhne hinausgeschickt haben. Die Ernte muß herein. Da kann ich, glaub ich, noch was helfen. Sagen Sie's Ihrer Mutter. Sie soll mir nicht böse sein." — —

Als Peter die Treppe hinuntergeeilt war, kam er an der Hausmeisterin vorüber. Sie sprach im Flur mit einem fremden Herrn. Peter merkte, daß die Frau den Fremden auf ihn

Digitized by Google

aufmerksam machte. Dieser faßte ihn scharf ins Auge. Peter kümmerte sich nicht darum. Er bog in die Ludwigstraße ein, wurde aber dort nach wenigen Minuten angerufen. Als er sich umwandte, sah er den Fremden vor sich. — „Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte dieser, höflich grüßend. „Sie wundern sich vielleicht, daß ich Sie so ohne Umstände aufhalte? Sie werden sich noch mehr wundern, daß ich mich Ihnen nicht vorstelle. Aber das muß später stattfinden. Ich möchte Sie vorerst nur bitten, mir eine Auskunft zu erteilen."

Peter betrachtete den Mann, der ihm seiner militärischen Haltung wegen nicht mißfiel. „Gern," erwiderte er zögernd. „Wenn ich kann." — „Ich hoffe. Sie wohnen doch in der Pension Pekelmann? Sie sind doch der Schriftsteller Peter Heilmann? Ich kenne Sie aus Ihren Büchern." — „Sehr schmeichelhaft. Aber ich habe leider wenig Zeit — darf ich nicht wissen —" — „Ich komme schon zur Sache. Ich bin über Ihre gute Gesinnung orientiert —" — „Verzeihung, was geht Sie meine gute Gesinnung an?" — Das werden Sie gleich erfahren. Ich glaube, wir dürfen Ihrer sicher sein. Sie sind der Mann in der Pension Pekelmann, den wir brauchen." — „Wer denn? Wir?" — „Kennen Sie die Mitbewohner der Pension?" — „Mein Herr, ich muß jetzt wirklich —" — „Ich hab Sie gleich darauf aufmerksam gemacht, daß ich Ihnen etwas wunderlich vorkommen werde. Stoßen Sie sich bitte nicht an Äußerlichkeiten." — Peter war durch das suggestive Wesen des Fremden verwirrt. Seine Stimmung wechselte zwischen Vertrauen und Ablehnung. „Also, ich kenne natürlich die Mitbewohner." — „Leon Glüschein auch?" — „Herrn Glüschein und Herrn Somaroff." — „Aha, das ist interessant. Sie nennen die beiden gleich zusammen." — „Weil Sie unzertrennlich sind." — „Ist Ihr Zimmer nicht neben Leon Glüscheins Zimmer?" — „Das hat Ihnen wohl die Haus-

Digitized by Google

meisterin gesagt?" — „Ganz recht. Und Konstantin Somaroff wohnt auf der andern Seite von Glüschein?" — „Auch das kann ich zugeben." — „Wie lange sind Sie schon Glüscheins Nachbar, Herr Heilmann?" — „Warten Sie mal ... Ja, anderthalb Jahre können es wohl sein ... Aber zum Teufel, warum brauche ich Ihnen denn das alles mitzuteilen?!"

Der Fremde, der mit Peter weitergegangen war, blieb stehen. „Es ist Zeit, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Rotfußer, königlich bayerischer Kriminalkommissar." Er zeigte seine Erkennungsmarke. Peters Bestürzung brachte ihn zu einem Lächeln, das nichts Verletzendes hatte. „Sind denn Glüschein und Somaroff verdächtig?" fragte Peter. — „Das sind sie." — „Sollen sie ausgewiesen werden?" — „Vielleicht ist es besser, sie zu behalten. Und nun frage ich Sie, Herr Heilmann — sind Sie als guter Patriot bereit, sich dem Interesse des Vaterlandes zur Verfügung zu stellen?" — „Selbstverständlich! Man wird mir doch nichts zumuten, was —" — „Was Sie mit Ihrem Gewissen in Konflikt bringt? Gewiß nicht. Also, wir dürfen auf Sie rechnen. Voraussetzung ist natürlich vollständige Diskretion — sonst machen Sie sich selber schuldig. Ist Ihnen das klar?" — „Das ist mir freilich klar, Herr Kriminalkommissar!"

„Kommen Sie bitte in das kleine Café dort. Da bin ich oft — da kennt man mich. Hier auf der Straße könnten wir auffallen." — Als sie sich in dem Café gegenübersaßen, fuhr der Fremde fort: „Sie können uns als Nachbar von Leo Glüschein einen großen Dienst leisten, Herr Heilmann. Ihr Zimmer ist der gegebene Beobachtungsort. Aber es muß geschehen, ohne daß jemand es ahnt. Auch die Damen Pekelmann dürfen nicht ins Vertrauen gezogen werden. Glüschein ist dringend verdächtig, in französischem Spionagedienst zu stehen. Seine Korrespondenz hat den Verdacht geweckt, aber da sie außerordentlich geschickt ist, nicht bewiesen. Ebenso steht es mit Somaroff, der wohl von Rußland

Digitized by Google

beschäftigt wird. Vielleicht ist er aber nur ein Opfer und Handlanger Glüscheins. Sie haben sich vielleicht schon manchmal gewundert, wovon die beiden Leute eigentlich leben, und recht gut, nicht wahr?" — „Ich mache mir sonst möglichst wenig Gedanken über diese Seite meiner Mitmenschen, aber —" — „Na, ein Schriftsteller muß doch über dergleichen auch Bescheid wissen, denk ich mir. Also, hier haben Sie die Erklärung. Spionage wird bekanntlich gut bezahlt. Leider wimmelt es in Deutschland noch von solchen Leuten. Die Polizei muß reinen Tisch machen — möglichst schnell und möglichst gründlich. Unsere Mobilmachung darf keinesfalls gestört werden. Sie sehen, es handelt sich um eine Lebensfrage des Vaterlandes."

Peters Haltung veränderte sich. „Ich möchte Ihnen jetzt danken, Herr Kommissar. Ich hoffe mich Ihres Vertrauens würdig zu zeigen." — „Gut." Der Beamte gab ihm die Hand. „Also, wir müssen es folgendermaßen machen und zwar gleich heute nacht: Glüschein und Somaroff reden wohl immer noch lange miteinander?" — „Ich komme oft spät nach Hause, und dann ist bei Glüschein regelmäßig Licht. Somaroff sitzt bei ihm und kocht in Glüscheins Zimmer Tee. Ich lege mich dann schlafen, aber wenn ich um 3 oder 4 Uhr wieder erwache, reden sie noch immer miteinander." — „Können Sie die Unterhaltung verstehen?" — „Kein Wort." — „Weil sie französisch ist?" — „Das nicht. Ich spreche selbst Französisch. Aber die Tür ist stark und schließt gut. Außerdem hat Glüschein einen Vorhang darüber anbringen lassen." — „So . . . Na, dann machen wir es folgendermaßen: Ich werde Ihnen nachher einen Kollegen vorstellen, der noch nie in der Pension Pekelmann gewesen ist. Den nehmen Sie heute abend mit, als alten Freund, den Sie lange nicht gesehen und plötzlich getroffen haben. Ich weiß, daß Glüschein und Somaroff heute im Theater sind. Sie werden spät heimkommen. Inzwischen wird mein Kollege ein Quadrat

Digitized by Google

aus der Tür herausſägen und es kunſtvoll wieder einſetzen. Um ein Uhr, wenn in der Penſion alles ſchläft, komme ich, den Hausſchlüſſel habe ich ſchon, und Sie werden mich oben einlaſſen. Dann können wir mit vereinten Kräften arbeiten. Morgen früh wird alles fixiert ſein." — „Um die armen Damen tut es mir leid. Wenn es nun zu einem Skandal kommt? Es ſind wirklich vornehme Frauen." — „Iſt mir bekannt. Seien Sie unbeſorgt, Herr Heilmann. Wir werden ſie nach Möglichkeit ſchonen. Die Damen können übrigens froh ſein, wenn ihre Penſion geſäubert wird." —

Abends führte Peter mit pochendem Herzen den zweiten Beamten in die Penſion hinauf. Er hatte ſich in ſeine Detektivrolle leidlich gefunden. Sein Gemüt war jetzt ganz von Spannung und Empörung erfüllt. Er glaubte an Glüſcheins und Somaroffs Schuld. Der Gedanke, daß ſie die Sphäre Marias beſchmutzt hatten, brachte ihn beſonders in Wut.

Aber er hatte es nicht leicht. Im Korridor mußte er ſeinen „alten Freund" Frau Pekelmann vorſtellen, die den geduldigen Beamten ſofort ins Geſpräch zog. Zum Unglück kehrte auch Miß Robſon eben heim, und Peter fühlte, daß die Augen der Amerikanerin für Geheimpoliziſten ſcharf waren. Er wurde ſehr verwirrt. Miß Robſon ſah ihm verwundert nach, als er mit dem „Freunde" ſein Zimmer betrat. Aber er baute darauf, daß ſie ſich als vornehme Tochter Philadelphias nicht einmiſchte, da ſie nur einen flüchtigen Eindruck haben konnte. —

Nach dem Abendeſſen arbeitete der Beamte. Das Quadrat wurde ſchnell und lautlos aus der Tür gehoben — man hatte den dunklen Vorhang vor ſich. Von dieſem wußte der Detektiv die äußere Schicht über der Quadratſtelle abzulöſen. So war alles vorbereitet. Um ein Uhr kam der Kriminalkommiſſar. Zehn Minuten nach ſeinem Eintreffen ſchloß Leon Glüſchein ſein Zimmer auf. Es war die ſtärkſte

Digitized by Google

Spannung, die Peter je erlebt hatte. Somaroff kam mit Glüschein. Sie lachten miteinander; sie waren völlig ahnungslos. Der Russe kochte Tee, während der Franzose seinen Schreibtisch aufschloß und eifrig darin kramte.

Die Beamten hörten jedes Wort. Peter überlief es, als das Gespräch der Nachbarn auch zu ihm drang. Bis es Tag wurde, wachte er mit den Beamten. Man hatte ein sorgfältiges Protokoll. Das Ergebnis befriedigte vollkommen. — —

Um neun Uhr kam Frau Pekelmann vom Viktualienmarkt zurück. Im Speisezimmer fand sie Maria, die mit Miß Robson und Miß Haw am Frühstückstisch saß. „Nein, ihr könnt euch keinen Begriff machen!" rief sie. „Diese Aufregung in der Stadt!" — „Glaubt man noch immer, daß die Wasserleitung von den Serben vergiftet worden sei?" — „Das auch, Miß Robson! Das lassen sich die Münchener nicht so leicht ausreden! Aber England, England! Und Italien!" — Frau Pekelmann rief es mit solchem Schmerz, daß man nicht lächeln konnte. Miß Haw wurde grünlich bleich. Bedachte denn die Pensionsmutter nicht, daß sie zugegen war?

„Was ist mit England und Italien, Mama?" fragte Maria. „Wir wissen noch gar nichts. Die Zeitung liegt in irgendeinem Zimmer." — „Kind, Kind!" stöhnte die Mutter. „Du fragst mich so ahnungslos! Jetzt hat auch England uns den Krieg erklärt!!" — Die Mädchen sprangen auf. — „Das ist infam!" flüsterte Maria. Ihr Blick fiel auf Miß Haw, aber sie erschrak nicht. Die Engländerin verließ ohne ein Wort das Zimmer.

„Du hättest dich zusammennehmen müssen," sagte Frau Pekelmann. „Miß Haw ist unser Gast." — „Das ist ganz gleichgültig! Jetzt stehen andere Dinge auf dem Spiel!" — Miß Robson suchte die Frauen zu beschwichtigen. „Man sah es ja kommen. Verzeihen Sie, daß ich lächle. Aber

Digitized by Google

wir treiben hier hohe Politik. Miß Haw verließ das Zimmer, als ob der englische Botschafter abreiste. Ich bin wohl das neutrale Amerika?" — „Nein, meine Beste!" rief Frau Pekelmann. „Wir können jetzt keinen Humor haben! Es ist entsetzlich! Alle fallen über uns her! Alle betrügen und hassen uns! Warum denn? Was haben wir denn der Welt getan?" — „Daß wir da sind, Mama! Jetzt hilft nur eins: Da zu bleiben!"

Plötzlich horchten die Frauen auf. Draußen, am entgegengesetzten Ende des Korridors, war ein Wortwechsel entstanden. Man hörte nur männliche Stimmen. Dann ertönte ein häßlicher, wutentbrannter Schrei. War es möglich? Konnte das Leon Glüschein sein? Die Frauen rannten hinaus. Sie wollten ihren Augen nicht trauen. Drei fremde Männer standen in ihrer Wohnung. Zwei hielten Glüschein und Somaroff fest. Der dritte legte eben dem Elsässer Handschellen an. Ein Revolver, der diesem entrissen worden war, lag am Boden. Während die Mutter vor Entsetzen sprachlos blieb, ging Maria auf Peter Heilmann zu. „Was ist denn hier — was geschieht denn?" — Der eine Fremde, der die Fesseln angelegt hatte, trat vor. „Ich heiße Rotfußer, Kriminalkommissar. Ich habe mit meinen Leuten leider eine Verhaftung vornehmen müssen. Ihre Pension hat zwei Spione beherbergt." — „Ist nicht wahr!!" kreischte Leon Glüschein. — „Herr Glüschein! Herr Somaroff!" jammerte Frau Pekelmann. — Der Beamte schob sie sanft zurück. „Bitte, gnädige Frau — ich darf keine Unterhaltung mit den Verhafteten dulden. Wir gehen zum Automobil hinunter — ohne jedes Aufsehen. Das ist auch Ihnen die Hauptsache, nicht wahr? Herr Heilmann wird hier bleiben und die nötige Aufklärung geben. Um zwölf Uhr erwarte ich Sie in der Polizeidirektion, Herr Heilmann. Jetzt los!" — Während Glüschein hinausgeführt wurde, warf er einen haßerfüllten Blick auf Peter: „Danke

Digitized by Google

für die gute Nachbarschaft! Merci beaucoup! Werde mir merken!" — Somaroff schlotterte an allen Gliedern. Er mußte sich auf den Beamten stützen. „Unerheert!" rief er Peter fast weinend zu. „Perfid! Gemein!!"

Die Tür zur Treppe schloß sich. Peter stand in starrem Gleichmut da. — „Das ertrag ich nicht!" rief Frau Pekelmann. „Maria!" Sie drohte umzufallen — Maria und Miß Robson führten sie in das Speisezimmer. Auch Peter ging mit. Ein Riechfläschchen half der armen Pensionsmutter. „Nur ruhig und gefaßt sein, Frau Doktor," bat Peter. „Dann merkt kein Mensch etwas. Für alle anderen sind Glüschein und Somaroff abgereist." — „Aber was ist denn — was bedeutet denn das alles?! Herr Heilmann!" — „Was haben Sie damit zu schaffen?" fragte Maria.

Er spürte einen Vorwurf. Bleich, aber mit ruhigem Lächeln sah er sie an. „Nur das Selbstverständliche. Die Polizei hatte Glüschein und Somaroff schon lange beobachtet. Sie wandte sich an mich. Es handelte sich um eine Gefahr des Vaterlandes. Es kam auf dasselbe hinaus, als ob ich Flieger oder Patrouillenreiter wäre. Mehr kann ich nicht sagen. Aber meine Beteiligung ist Ihnen jetzt hoffentlich verständlich?" — „Gewiß," erwiderte Maria. „Nur das Heimliche hat mich frappiert. Ich kann Sie mit der Polizei unmöglich in Zusammenhang bringen." — „Dann sprechen Sie eben als Frau und ich als Mann."

Ein schmerzlicher Zorn packte Peter bei diesen Worten. Sie sah ihn bittend an. Aber er wandte sich ab. — Miß Robson ließ sich nicht einschüchtern: „Was kann denn den beiden geschehen? Sie werden doch nicht etwa erschossen werden?" — „Gott im Himmel!" schrie Frau Pekelmann. — Peter zuckte die Achseln. „Ich habe keine Ahnung. Ich bin kein Kriminalbeamter. Wer weiß aber, ob wir je wieder etwas von ihnen zu hören bekommen werden. Darf ich jetzt um mein Frühstück bitten?"

Digitized by Google

Maria bediente ihn. Sie merkte, daß er eine schreckliche Nacht hinter sich hatte. Miß Robson aber ließ ihre grauen Augen nicht von Peter. Er hatte sie zum ersten Male zurechtgewiesen. Sie liebte ihn noch, aber an ihren Stolz ließ sie keinen Deutschen heran. Indem sie intensiv an einem Parfümfläschchen roch, sagte sie: „Es ist nicht mehr behaglich in Deutschland." — Peter stieß ein kurzes Lachen hervor: „Das kann wohl sein!"

Jetzt trat Miß Haw wieder in das Speisezimmer. Ihr folgte, nur halb so groß und ein trippelndes Knäblein hinter der hohen Jungfrau, Anaji Kusangara. Er hatte ihr den Vortritt gelassen und freute sich, wie über jede europäische Tat, auch hierüber. Peter stieg das Blut zu Kopf. Die beiden konnte er jetzt am wenigsten ertragen. Er wußte nicht, wer ihm mehr auf die Nerven fiel — die Engländerin oder der Japaner. Maria machte eine plötzliche Bewegung — dann aber fiel ihr ein, daß Peter von der englischen Kriegserklärung noch nichts wissen konnte.

Miß Haw grüßte weder noch setzte sie sich. „Mrs. Pekelmann," sagte sie trocken, „nachdem, was ist passiert, bleibe ich keine Stunde mehr in Ihre Pension." — „Aber liebste, beste Miß Haw! Was kann denn ich dafür? Ich hatte volles Vertrauen zu den Herren —" — „Sie verstehen mir falsch. Ich gehe nicht wegen das. Die Herren kümmern mir nicht. Ich gehe, weil ich bin beleidigt worden von Ihre Tochter!" — „Aber Maria hat das in der ersten Erregung gesagt! Das hat sich doch nicht auf Sie persönlich bezogen!" — „Bitte! Auf mir persönlich bezogt sich alles, was gesagt ist gegen England! Wenn England ist infam, bin ich infam! Nicht wahr?"

Peter hatte bei dieser Auseinandersetzung sein Frühstück vergessen. Gespannt lauschte er. Dann unterbrach er die Damen: „Aber Verzeihung — was haben Sie denn miteinander? England? Infam? Um was handelt es sich?" —

Digitized by Google

Anaji Kuſangara grinſte jetzt nicht nur, ſondern ſtieß ein glucksendes Lachen hervor. „Wiſſen Sie nicht? Wiſſen Sie wirklich nicht?“ — „Ich habe keine Ahnung!“ — Der Japaner zog, bevor Maria es verhindern konnte, eine Zeitung aus der Taſche. Er reichte ſie Peter. Dann beobachtete er ihn beim Leſen. Peter verfärbte ſich — ſchließlich ſtand er auf. „Das iſt infam!“ ſtieß er hervor, indem er die Zeitung zuſammenknüllte und zu Boden warf. — Ein Freudenſchein glitt über Marias blaſſes Geſicht. — „O, mein Gott!“ rief Frau Pekelmann. „Jetzt fängt der auch noch an!“

Miß Haw näherte ſich zitternd der Tür. „So! Alles, was England tut, iſt infam, und alles, was Deutſchland tut, iſt ſchön! Nun ja! Jetzt ſieht man es, Mr. Heilmann!“ — Doch Peter ließ ſie noch nicht fort. Plötzlich eilte er ihr nach. Durch ſeine ſchnelle Anmut vergaß er ſich nicht gegen die Dame, ſondern blieb in aller Heftigkeit ritterlich. „Verzeihung! Das muß doch noch aufgeklärt werden! Was meinten Sie eben, Miß Haw?“ — „Ich meine, Belgien iſt neutral, und Deutſchland muß reſpektieren Belgien, wenn England will!“ — „Sollte man die Entſcheidung hierüber nicht Deutſchland in ſeiner jetzigen Situation überlaſſen? Sogar wenn England will? Ob England ſich nicht auch ſchon für manches entſchieden hat gegen Deutſchlands Willen?“ — „Ich werde nicht machen mit Ihnen Politik! Ich bin eine Lady!“ — „Ja, bitte! Überlaſſen Sie die Politik Ihren edlen Lords! Sir Edward Grey und Konſorten!“ — „Sie ſind unhoflich, Miſter Heilmann!“

Jetzt richtete ſich der deutſche Dichter vor der Engländerin auf. Sein hagerer Körper bebte. Seine blauen Augen blitzten: „Und wenn auch, Miß Haw! Es muß mal ſein! Auf die Gefahr hin: unhoflich! Wir haben ſchon lange etwas zwiſchen uns, was nicht nur gegen die Höflichkeit, ſondern gegen jedes menſchliche Vertrauen verſtößt! Wir haben tauſend Mäntelchen darüber gedeckt — jetzt reißt ein

Digitized by Google

Sturm ſie weg und nennt die Wirklichkeit infam! Das ſagt nicht Fräulein Maria, das ſage nicht ich — das ſagt Deutſchland! England kann es nennen, wie ihm beliebt!" — „O, England! England ſagt nichts als: Das iſt deutſch!" rief Miß Haw. Ein Lächeln des Haſſes verzog ihr hübſches Geſicht. — „So? Wirklich? Da muß ich doch fragen — pflegten Sie, bevor Ihre edlen Lords uns den Krieg erklärten oder, beſſer geſagt, uns wie Hunde in die Waden biſſen — pflegten Sie da nicht noch manches andere deutſch zu nennen? In einem Ton, den ich mir nicht mehr vorſtellen kann? Weshalb kamen Sie doch zu uns? Welche Meinung gaben Sie *mir* zum Beiſpiel von Ihrem Trieb zur deutſchen Kunſt? Kannten Sie etwas Höheres als unſere Muſik?" — „Das war es, Miſter Heilmann! Was ſonſt? Was hat Muſik mit Politik zu tun? Habe ich deutſche Politik ſtudiert? O, Gott ſei Dank nicht!" — „Nein, Miß Haw! Das haben Sie nicht getan, denn Sie konnten ſich auf die engliſche verlaſſen! Aber Sie haben auch nicht deutſche Muſik ſtudiert! Das muß ich Ihnen jetzt ſagen!"

Miß Haw verließ die Tür und trat, zum äußerſten gereizt, in das Zimmer zurück. „Wie wollen Sie behaupten das? Habe ich nicht gearbeitet Tag und Nacht? Habe ich nicht Verſtändnis gehabt? Habe ich nicht in der Hochſchule Diplom von Meiſterklaſſe bekommen?!" — Peter lachte aus haßerfülltem Herzen, aber nicht brutal: „Gehen Sie mit Ihrem Diplom nach Old England zurück, wenn Sie das glücklich macht! Gehen Sie mit Ihrer Arbeit und mit Ihrem Verſtändnis! Aus dem Meer der deutſchen Kunſt wird keine Blaſe aufſteigen, weil Sie es verlaſſen!" — „Wieſo?! Wie meinen Sie das?!" — „Ich meine, daß Ihre Arbeit und Ihr Verſtändnis nur in den Fingern ſitzen, Miß Haw! Höchſtens ſind ſie bis in die Handgelenke vorgedrungen! Aber weit darüber, weit oben, wo Herz und

Digitized by Google

Hirn ſind, da beginnt die deutſche Muſik!“ — „Sie ſind lächerlich! Ich muß über Sie lachen! Wenn Sie wären Deutſchland, Mr. Heilmann! Verſtehen Sie mich? Wenn Sie und die Gegenwart und alles da draußen, wenn Sie wären Deutſchland! Aber das iſt es nicht, und dafür bin ich nicht hier geweſen! Deutſchland iſt vergangen! Deutſchland iſt Goethe und Mozart und Beethoven! Das können wir brauchen! Das haben wir ſtudiert! Alles andere kann tot ſein!“

„Ehrlich!! Endlich mal ehrlich, Miß Haw!!“ brüllte Peter. Vergebens ſuchte Maria ihn zu beſchwichtigen. „Jetzt zum erſten Mal! Dafür danke ich Ihnen, und ich ſchwöre Ihnen, Miß Haw — ich bin, und alle, alle da draußen ſind Deutſchland! Jetzt wie einſt! Unſere Gegenwart ſoll Ihnen die Vergangenheit klar machen, unſere Politik die Muſik! Wir hauen Sir Eduard Grey den Goethe über den Schädel — dann wird er ihn verſtehen! Uns ſitzt er nicht in den Handgelenken! Bis dahin aber — verbiete ich Ihnen, ſeinen heiligen Namen in den Mund zu nehmen! Hören Sie, Miß Haw? Ich verbiete es Ihnen! Und wenn Sie ſich unterſtehen, in Deutſchland noch einen Ton von Beethoven zu ſpielen, ſo zerſchlage ich Ihnen den Flügel!“

„Mr. Heilmann! O! Er iſt verruckt!“ Voll Grauen rannte Miß Haw hinaus. Peter ſah ſich mit blutunterlaufenen Augen um. Sein Blick fiel zuerſt auf Miß Robſon. Aber die Amerikanerin ſchritt furchtlos auf ihn zu: „Leben Sie wohl, Mr. Heilmann. In der Sache haben Sie natürlich recht. Aber Sie durften nicht ſo ſprechen zu einer Dame!“ — Er ſtarrte ihr nach, als auch ſie das Zimmer verlaſſen hatte: „Wirklich? ... Durfte ich nicht? ... Amerika, du haſt es beſſer! ... Warte ab, was in Deutſchland der Mann zu ſagen hat! ...“ — Jetzt trat Maria zu ihm und ergriff ſeine Hand. „Der Mann! Nur der Mann! Bereuen Sie Ihre Worte nicht! Miß Robſon kann Sie nicht verſtehen!“ —

Digitized by Google

Peter ſah ſie an. Seine Bruſt arbeitete heftig, doch weinen war ihm nicht gegeben. Plötzlich hörte er in einem Winkel des Zimmers ein eigentümliches, unterdrücktes Lachen. Das war ein tieriſcher Laut in dieſer Menſchenſtunde — er duldete ihn nicht. „Finden Sie das alles ſo luſtig, Herr Kuſangara?“ — „Ach, Herr Heilmann!“ bat Frau Pekelmann. „Laſſen Sie ihn doch! Die Japaner lachen ja immer!“ — „Dann muß er eben lernen, daß man in Deutſchland ernſt iſt!“

Anaji Kuſangara hatte Peter Heilmann beſſer verſtanden als man dachte. Er grinſte nicht mehr. Sein lederfarbenes Geſicht blieb gleichſam ſtehen. Dann trippelte er ohne Antwort aus dem Zimmer. Nach zehn Minuten klopfte Maria bei ihm an. Sie traf ihn eifrig beſchäftigt. Er war dabei, ſeine Zwergbäume mit den ſchützenden Wattehüllen zu umwickeln und ſie in Reihen aufzuſtellen, als wollte er ſie einpacken. Das alles geſchah in größter Eile, aber aufs ſorgfältigſte, wie mit kaltem Blut. Maria ſah ihm eine Weile zu, dann fragte ſie erſtaunt: „Was machen Sie denn da mit Ihrem ſchönen Garten, Herr Kuſangara?“ — „Ich packe ein!“ — „Jetzt mitten im Sommer? Iſt er krank geworden?“ — „Hihi! O, nein! Er iſt ganz geſund! Aber ich nehme ihn mit nach Japan!“ — „Heißt das etwa, daß auch Sie uns verlaſſen wollen?“ — „Das heißt, daß ich abreiſe!“ — „Hat Herr Heilmann Sie beleidigt? Sie dürfen es ihm nicht nachtragen! Er hat als Patriot geſprochen!“ — „So? Iſt das Patriot?“ Anaji Kuſangara ſchien ſein Notizbuch hervorziehen zu wollen, beſann ſich aber und arbeitete an ſeinen Zwergbäumen weiter. — „Herr Kuſangara,“ begann Maria noch einmal. „Sie ſind doch als Japaner auf Deutſchlands Seite?“ — „Ich weiß nicht! Hihi! Ich weiß gar nicht!“ — „Bedenken Sie doch, was für uns auf dem Spiel ſteht!“ — „Warum? Ich will nicht ſtören!“

Maria wandte ihm plötzlich den Rücken und ging hinaus.

Digitized by Google

„Nimm du deinen muffigen, verdammten Kram!“ tönte es in ihrer Seele. „Trag ihn dahin, wo du hergekommen bist! Wir werden um so bessere Luft haben!“ Dann stand sie wieder vor ihrer Mutter: „Sei jetzt ganz ruhig, liebe, alte Mama! Ich bringe uns beide schon durch, auch ohne Pension! Mit der Kunst oder mit der Nähmaschine — das ist ganz gleichgültig! Nur von den Schmarotzern wollen wir nicht mehr leben!“

XVI.

Peter war in das Dorf eingekehrt, das unter dem Erbhügel lag. Der Bauer, bei dem er wohnte, gab ihm Gelegenheit zur neuen Arbeit. Eben sollte das Korn geschnitten werden; einen der Knechte, die zum Militär eingezogen waren, ersetzte der Stadtherr. Peter hatte vorausgewußt, daß er zwei Gefahren begegnete. Die erste bestand darin, daß die Bauern ihn nicht ernst nahmen. Dieser Gleichmut konnte heimlich beobachten, teuflisch spotten. Die andere Gefahr aber war, daß man ihm mißtraute. Auch jetzt noch, in der großen Einigkeit der Kriegsnot, glaubte der Bauer von seinem Mitmenschen zunächst das Schlechte. Entweder wollte der Herr mit den feinen Händen ihm etwas abliſten, oder das Schlimmere war der Fall: er war ein „ſpinneter Narr“, er konnte bei der Erntearbeit Unglück anrichten. Zu dieſem Mißtrauen kam die Bitterkeit nach all den Opfern, die das Vaterland vom Bauern forderte. Er hatte ſie gebracht ohne Murren, ruhig groß, doch die Empörung, die ſich nicht auf Deutſchlands Feinde warf, haderte heimlich mit dem Himmel. Auch ſie konnte ſich gegen den Eindringling wenden. Einmal ſchon hatte Andreas Sulzmoſer es Peter merken laſſen. Er hatte, ſeine Pfeife paffend, geſagt: „Warum net gar! . . . Die Feldarbeit, die is ka Arbeit net für ſo an Herrn! . . . I zahl meine Leut auch lieber! Dös is ka Zeitvertreib! Nix für ungut!“

Digitized by Google

Peter antwortete durch keine ethische Auseinandersetzung, sondern durch die Konsequenz, mit der er bei seinem Wunsche beharrte. Am nächsten Morgen stand er schon um vier Uhr auf, nahm eine Sense von der Wand und folgte den anderen aufs Feld. Er machte seine Sache nicht schlecht. Aber er strengte sich dreimal mehr an als die Bauern. Die Sonne stand noch nicht am Himmel, und der Tau hing noch an den Ähren, als Peters Brust schon flog. Sein kranker Arm brannte wie höllisches Feuer. Andreas Sulzmoser aber kannte kein Mitleid. Wer hatte es dem Stadtherrn „g'schafft?" Er hielt es nicht für nötig, ihn zu belehren, wie er Kräfte sparen könne. Den Spott der anderen duldete er freilich nicht, weil sie der von der Arbeit ablenkte. Er wartete mit grausamer Objektivität, bis der „Spinnete" zusammenbrechen würde.

Die Bäuerin zeigte sich milder gesonnen. Es war ihr zu tief bewußt, daß der wunderliche Herr ein Freund vom Erbhügel war. Sie fühlte vor der Frau Professor eine Verantwortung. Auch hatte sie ihre beiden Söhne an die Soldaten hergeben müssen. Ihr verlassenes Muttergefühl übertrug sie auf Peter. So pflegte sie den Erschöpften und schlug mit dem Besen drein, wenn Knechte und Mägde mit dem Hänseln nicht aufhören wollten. Am Abend gewann Peter auch den Bauern. Er überraschte ihn durch ein seltenes Talent: er konnte Sensen dengeln. Sein überlegener Kopf begriff ohne lange Erklärung, worauf es bei dem feinen Gehämmer ankam. Keine Klinge zerschlug er — im Gegenteil, so haarscharfe Sensen kannte man sonst beim Sulzmoser nicht. Nun hatte Peter plötzlich seine Stellung. Kein Spott mehr wurde laut. Er lachte innerlich vor Lust, denn irgendwie schuf sein Entschluß sich doch die Tat.

Jeden Nachmittag stieg Peter zum Erbhügel hinauf. Nach dem Abendessen verließ er ihn wieder. Justine war oben allein — es durfte im Dorfe kein Gerede geben. Auch

Digitized by Google

der verehrte Professor war davor nicht sicher, während er fürs Vaterland kämpfte. Justine war die Einteilung des Tages, die Peter ihr brachte, lieb. Vormittags widmete sie sich den Kindern und ordnete Jonathans Geschäfte — nachmittags kam dann der Gedankenaustausch mit dem Freunde. Meist ging Justine dem „Erntearbeiter" entgegen. Die Kinder sprangen lustig voraus und erschwerten dem müden Manne noch seinen Aufstieg. Jedesmal sah Peter ein gutes, aber erstauntes Lächeln auf Justines Gesicht. Sie wunderte sich immer wieder über ihn, als ob sie seinen Beweggrund doch nicht ganz verstände. Sie sollte nichts Spielerisches in seiner Erntearbeit sehen. Nein, er wußte es bei strengster Selbstprüfung: Es war ihm ernst damit. Eines Tages polterte er seine Empfindung heraus. Sie hörte ihm ruhig zu, dann sagte sie: „Ihre Empfindlichkeit ist nicht berechtigt, Peter, seien Sie davon überzeugt. Ich verstehe und schätze, was in Ihnen vorgeht. Natürlich denke ich auch an Ihre Gesundheit, vor allem an Ihren Arm. Aber darauf hören Sie ja nicht, und die Ernte ist Gott sei Dank bald eingebracht bei dem schönen Wetter."

Er sah sie mißtrauisch an. Das liebe, in der Kriegszeit bleich gewordene Gesicht war sanft gerötet. War das nur der Widerschein des Sonnenuntergangs oder etwa ein Schalk in ihr? Aber die wundervollen Augen waren ernst. Groß und dunkel blickten sie; das Lachen schien Abschied von ihnen genommen zu haben. Müde stieg Jonathans Frau aufwärts. „Frau Justi," sagte er, um Verzeihung bittend. „Ich überschätze meine agrarische Leistung wirklich nicht. Es ist ein dummer Streich, mag sein. Ich werde die deutsche Ernte sicher nicht besser machen. Aber ich glaube, es kommt in jedem Fall nur darauf an, daß man etwas tut. Ist man draußen nichts wert, so muß man es drinnen sein. Ich würde sonst moralisch kaputt gehen. Jedenfalls —

Digitized by Google

wenn die Ernte drin ist, melde ich mich zum Bahn- und Brückendienst." — „Sie sagten es schon gestern."

Er schwieg eine Weile — dann trieb es ihn, etwas nicht Gefragtes zu beantworten: „Geistige Arbeit ist vollständig ausgeschlossen! Ich wüßte nicht, wo ich anfangen sollte! Sie müssen immerhin bedenken, daß ich ganz allein stehe! Sie haben Ihre geistige Arbeit!" — Justine nickte, indem sie mit Monikas seidigem Haar spielte. Dann erwiderte sie: „Ich dachte, die großen Dinge — die wahren Klassiker, die über allen Zeitwandlungen stehen — die sollte man jetzt lesen, die müßte man sich wieder auffrischen, um Symbole für die Größe unserer Zeit zu finden." — „Mag sein, mag sein ... Dante, Goethe, Shakespeare — aber ich kann's nicht. Mir sitzt der Sieg des Tatsächlichen in den Knochen ... Das spricht zu mir, das will ‚gelesen' sein in jeder Beziehung ... Die Berichte des Generalquartiermeisters von Stein! Herrgott, das ist der einzig giltige Stil! ... Vorwärtskommen, helfen, Gefahren besiegen ... Deutschland durchsetzen, und wenn alle Teufel ...! Ich kann ja nicht mittun! ... Wenn der Sulzmoser mich lobt — mein hoher Landesherr — dann bin ich zufrieden! Ich habe nur eins gefunden: die Arbeit da unten — das stundenlange Stehen in der Sonnenglut — das große, gleichmäßige Schneiden und Fallen der Ähren ... Ach, Frau Justi! Da lernt sich Rhythmus! Das ist der lebendige Tod! Musik! ..."

Justine schwieg. Als er sie wieder ansah, waren ihre Augen voll Tränen. Jetzt verstand sie ihn. —

An dem Tage, da sein Bauer ihn „abgelohnt" hatte — er schenkte ihm einen köstlichen Tabaksbeutel — kam Peter erst spät auf den Erbhügel. Er hoffte, daß Justine heute Nachricht von Jonathan erhalten hatte. Drei Wochen war der Freund schon fort — noch nichts hatte die Feldpost von ihm gebracht. Justine klagte nicht, so lange sie den Grund

Digitized by Google

des Schweigens wußte. Auf zwei Wochen Wartezeit war sie vorbereitet gewesen. Über die dritte kam sie nur durch angestrengte Tätigkeit fort. Sie ordnete den ganzen Tag in Jonathans Atelier. Durch seine Werke machte sie sich den Entrissenen gegenwärtig.

Peter traf sie in der Halle. Düster hoben sich die schweren Schränke von der wachsenden Dämmerung ab. Doch Justine bat ihn, kein Licht anzuzünden. Sie saßen sich in großen Lehnstühlen gegenüber. Peter wußte sofort, daß keine Nachricht gekommen war. Leere Trostworte wagten sich nicht vor diese Frau. Er fühlte, daß ihr ein beredtes Schweigen am wohlsten tat. Während sie zum Fenster in das letzte, fahle Licht blickte, betrachtete er sie mit jener Ungezwungenheit, die er immer vor Justine gehabt. Ihre Empfindung störte auch keine Betroffenheit; sie konnte ebenso tief den geliebten wie den befreundeten Mann besitzen.

Nie glaubte Peter sie so schön gesehen zu haben. Das war der ernste Lebensdurst, den diese Zeit dem Weibe gab. Nichts verirrte sich in ihrer Seele. Keine Regung sank zu stumpfer Gier herab. Was ihr die große Ruhe gab, war nicht Betäubung. Wach blieben ihre Sinne auf dem Wege ins Feindesland. Sie sah den Geliebten, sie gehörte ihm auch jetzt mit ihrer bebenden Schönheit. Leise bewegten sich die vollen, etwas welken Lippen, die an ungenützte Fruchtsüße des Herbstes erinnerten. Sie wußte es nicht. Sie hatte Peter vergessen. Ein Beobachter war er nicht für sie. Aber sie vergaß außer dem Menschen auch den Dichter. In seiner Seele stieg langsam eine große Flamme auf. Es war die Anbetung weiblicher Schönheit. Justines Sehnsucht betäubte ihn. Das Weib seines Freundes, greifbar nahe und doch meilenfern — es wurde ihm zum wonnevollen Schmerz. Plötzlich griffen seine bebenden Hände an die Kehle, und ein Stöhnen entrang sich ihm, das er nicht zurückhalten konnte.

Digitized by Google

Juſtine ſtand langſam auf. „Was iſt Ihnen, Peter?“ — „Nichts! Halbtraum! Verzeihen Sie!“ — „Ich glaube, wir wären beinahe eingeſchlafen. Es iſt faſt dunkel geworden. Jetzt mache ich Licht.“ — Bald ließ die alte Krone einen matten Goldſchein in den Raum fließen. Juſtine ſprach weiter, ohne Peter anzuſehen: „Wollen Sie hier bleiben? Dann ziehe ich die Vorhänge zu. Entſchuldigen Sie mich und leſen Sie ein bißchen — auf dem Tiſch liegt allerhand Neues. Ich will nur raſch nach den Kindern ſehen.“ Lautlos verließ ſie die Halle. Er ſah ihr nach, als dankte er ihr für dieſe heilige Stunde.

Als Juſtine zurückkehrte, fand ſie ihn leſend und in heiterer Faſſung. — „Ach, ich habe mir vorgenommen, ich ärgere mich über nichts mehr! Mögen die Franzoſen weiter ſchwindeln und Belgien als fette Unſchuldstaube hinſtellen! Mögen die Engländer an ihrer ſcheinheiligen ‚Kulturaufgabe‘ erſticken! Sogar Japan läßt mich kalt! Wenn man hier das Bild von unſerm Emmich ſieht!“ — „Emmich? Ach, das iſt der Eroberer von Lüttich!“ — „Deutſcher Soldat — weiter nichts! Wenn er echt iſt, iſt er alles! Ach, ich habe in den Blättern überhaupt noch ein paar feine Sachen gefunden!“ — „Das dachte ich mir!“ — „Hier zum Beiſpiel ſind zwei Ehepaare abgebildet! Darf ich vorſtellen? Frau Profeſſor Erb — Herr und Frau Junghans aus Röddenitz in Sachſen-Altenburg, abgebildet mit ihren zehn Söhnen, die ſämtlich im Felde ſtehen!“ — „Unglaublich!“ — „Das iſt 'ne Aufnahme, was? Dabei kann der Tripel- und Quadrupel-Allianz ſchlecht werden! Und hier! Herr und Frau Schröder aus Schierſtein — mit ſieben Söhnen — jeder in einem andern Regiment! Auch der Landwirt Heinrich Hünermund als vierundſechzigjähriger Kriegsfreiwilliger kann ſo bleiben! Herrgott, es iſt ja alles Unſinn! Das heißt — warten Sie mal —!“ Er brach ab und ſah ihr leuchtend ins Geſicht. — „Nun?“ fragte ſie

Digitized by Google

heiter überraſcht. — „Ihr Lächeln! Wie Sie eben die Unterlippe ein ganz klein bißchen vorſchoben, wie ein Kind, das gerührt iſt! Darin liegt es! Ganz ſicher!“ — Juſtine errötete lächelnd: „Was denn? Darin liegt gar nichts, Herr Dichter.“ — Auch Peter wurde rot. „Problematiſche Schönheiten gibt es freilich auch,“ fuhr er ablenkend fort. „Hier zum Beiſpiel die Verwundeten . . . perſönlich ſagen ſie einem nichts. Beſondere Geiſter ſind die Bauernjungen nach der Mobilmachung nicht geworden. Aber was ſteht drunter? ‚Helden von Lüttich!‘“ — „Das ſagt die Zeitung, Peter. Außerdem iſt es doch ſo. Sie werden ſchon nicht zu hochmütig werden, die Armen. Vielleicht bleiben ſie für ihr ganzes Leben Krüppel.“ — „Hm . . . Sie ſehen es natürlich wieder gerecht. Aber das Problem iſt geſtellt: Was gilt der Einzelne und was gilt das Ganze? Wie weit zieht das Volk die Perſon hinauf? Wiſſen Sie, ich muß dabei immer an die Brüder Germanshäuſer denken. Unſere Äſtheten im Felde.“ — „Aber auch unſere Menſchen, Peter. Wertvolle Menſchen. Ich kann mir vorſtellen, daß ſie jetzt erſt einen Standpunkt zum Leben finden.“ — „Hoffentlich.“

„Da ſind ſchon wieder Todesanzeigen,“ ſagte Juſtine nach einer Weile, indem ſie ihre Hand auf ein Zeitungsblatt legte. — Peter konnte es ihr nicht entziehen. „Wiſſen Sie, was mich zuerſt am ſtärkſten berührt hat? In der Zeit der engliſchen Kriegserklärung? Nicht die Todesanzeigen von gefallenen Soldaten, ſondern von einfachen Zivilperſonen. Es gab für mich nichts Furchtbareres als den Gedanken an Menſchen, die damals ſterben mußten. Im Krankenbett verlöſchen und wiſſen, jetzt iſt alles in Gefahr, alles, was ich geſchaffen habe — iſt das nicht entſetzlich? Gab es nicht in den Tagen, als das Leben am meiſten bedroht war, nur einen Wert auf der Welt: Leben!?“ — „Qui vivra, verra, ſagen unſere Feinde.“ —

Digitized by Google

„Ja, Frau Juſti! Das müſſen wir auch ſagen!“ — „Ach, wenn doch Jonathan erſt geſchrieben hätte!“

Jetzt brach es plötzlich aus ihr hervor, was ſeine Freundesſorge zurückgedämmt hatte. Erſchrocken hörte er die Leidenſchaft ihrer Klage. „Frau Juſti! Ich bin feſt überzeugt — es geht ihm gut — aber ſein Regiment iſt jeden Tag wo anders — man muß noch Geduld haben . . .“ Draußen ſchlugen die Hunde an. Ein Nervenſchauer packte Juſtine. „Ach, was iſt das! Lieber Gott! Ach, gehen Sie, ſehen Sie nach!“

Bald kam er zurück. „Gar nichts . . . Ein Igel iſt über den Weg gelaufen. Troll hatte ſich ſo verbiſſen, daß er blutete.“ — Juſtine ſaß wieder im Lehnſtuhl, den Kopf in die Hand geſtützt. — „Wie ſchreckhaft Sie ſind,“ ſagte er mitleidig. — „Ich kann nichts dagegen tun . . . Ach, Peter! Glauben Sie mir: Es gibt nichts Schlimmeres auf der Welt, als getrennt zu ſein!“ — Das zarte Wunder ihres Bekenntniſſes machte ihn ſtumm. — „Was uns verbindet — Jonathan und mich — das weiß ich jetzt erſt!“ fuhr Juſtine haſtig fort. „Die Gefahr, in der er iſt, macht es mir immer deutlicher! Daß ich alles für ihn bin und doch machtlos — daß ich mit meinen Wünſchen gar nichts erreiche, wenn das Schickſal anders will — — es iſt unfaßlich! Ich habe ihn gewiß ohne Widerſtand hinausgehen laſſen — aber völlig verſchwinden in dem großen Begriff Vaterland — das Perſönlichſte — ich verſtehe es nicht!“

Er blieb vor ihr ſtehen und blickte auf ihr dunkel ſchimmerndes Haupt. „Wohl Ihnen trotz alledem. Trotz alledem, Frau Juſtine. Nur der große Schmerz iſt der großen Freude fähig. Ich habe beides nicht mehr. Es geht jetzt um alles bei allen — ich ſtehe draußen, zerſtreut und geteilt.“ — Sie ſah zu ihm auf und ſchüttelte den Kopf. „Nein, Peter. Sprechen Sie von den Frauen?“ —

Digitized by Google

„Ich spreche von mir, wie ich die Frauen bisher gesehen habe." — „Eine muß doch da sein, um die Sie einen großen Schmerz fühlen könnten? Ich meine die Zerrissenheit, von der Sie eben sprachen, die zur großen Freude werden kann." — „Wer sollte das sein?" — „Ja, dann! ... Sie dürfen mich nicht fragen, Peter." — „Meinen Sie jemand?" — „Ich dachte oft an Maria Pekelmann. Gerade jetzt, in dieser Zeit, in der Not, die Sie beide erleben —" — „Nein, Frau Justi." — „Wirklich nicht? Warum?" — „Maria ist — Maria ist nur zur Freundin geschaffen. Darum hab ich sie sehr lieb, darum kann ich besser an sie denken, als an die meisten Frauen."

Justine stand langsam auf. „Man muß wohl das Unverständlichste des Menschen durch den Dichter verstehen. Kommen Sie, treuloser Peter, der wie kein anderer die Treue kennt. Das Abendessen wartet auf uns." —

Am nächsten Morgen brachte Peter die Siegesnachricht von Metz. Außer Atem erschien er auf dem Erbhügel. Während er das Telegramm immer wieder vorlas, schien er selbst unter den Kämpfern gewesen zu sein. Die Kinder schmiegten sich an Justine. Vergebens stießen sie ihre Mutter, den Begeisterten zu unterbrechen. Sie wußten, daß sie eine Nachricht hatte, die ihn unterbrechen durfte. Schon vor Peters Ankunft war eine andere Freude gekommen. Doch Justine ließ ihn seinen schönen Rausch zu Ende genießen. Schließlich, als er nichts mehr zu sagen hatte, fiel sein Blick auf die schweigende Frau. Er wollte schon auffahren, ob sie sich denn gar nicht freue, da sah er etwas in ihren Augen, was vielleicht noch schöner war als der Lothringer Sieg.

„Heute steht ein Feiertag im Kalender," sagte Justine, ihre ungeduldigen Kinder an sich drückend. „Ich habe auch etwas für Sie, Peter. Ein langer Brief ist gekommen! Es geht ihm gut!" — Mit einem Triumphschrei stürzte sich Peter auf Monika, die ihn gar zu schelmisch anlachte. Er

Digitized by Google

hob sie hoch empor, als ob sie ein Siegesfähnchen wäre. Dann lauschte er auf den Brief: ‚Das eine weiß ich jetzt: was wir erleben, was uns fortgerufen hat von allem, das ist größer und schwerer, als wir denken konnten. Auch schwerer, Justi! Ich will Dich gewiß nicht bange machen, denn ich bin's selber nicht, Gott sei Dank. Ich will nur, daß Du ganz bei mir bist, daß Du weißt, was Gesundheit und Mut hier draußen bedeuten. Eine fabelhafte Steigerung aller Kräfte, eine nie gekannte Robustheit des Gewissens (heißt's nicht so bei Ibsen?) — die bekommt man hier. Gestern zum Beispiel mußte ich mit meiner Kompagnie französische Franktireurs bestrafen. Ich schildere Dir keine Einzelheiten. Heute noch nicht. Justi, ich habe fünf unbekannte Menschen aburteilen müssen. Ich sehe sie noch vor mir, die trotzigen Bauern, aber sie verfolgen mich nicht. Ich weiß zu stark, was recht und unrecht ist. Kein laues Handeln, kein differenziertes Problem. So oder so. Man kommt auf den Urzustand. Das heißt Soldat sein. Wir erlebten auch das Schrecklichste, jeder Beschreibung Spottende — einen Bajonettangriff. Kriegsfreiwillige und Landwehrmänner von Granaten zerfetzt. Ich sah den Professor Keßler aus München tot auf einem dicken Metzger liegen! Genug — wir können es erleben, denn wir sind sehr stark. Das weiß man jetzt. Vielleicht sind die Franzosen es auch. Aber das ist ganz gleich. Wir hören nur unser Vorwärts! — — Fürchte Dich nicht, meine liebe Justi. Bleib Du so tapfer, wie ich Dich kenne. Wir leben beide noch. Wir haben eine große Lehre bekommen, vielleicht die größte, die es gibt. Wir haben nicht gewußt, was wir besaßen, fühlten, hörten, sogar was wir sahen! Das Bedrohte zeigt erst, was es wert ist! Ich denke jetzt nicht an Kunst und den kleinen Lebensgenuß — ich denke nur an unsern Hügel drüben in Bayern, mit den hohen Bäumen und dem weiten Blick ins fruchtbare Land. Du bist dort

Digitized by Google

und die Kinder! Ist es noch so, während ich das schreibe? Was wissen wir Menschen? Aber es ist ein Frevel, an seinem eigenen Glauben zu zweifeln, denn der Augenblick macht uns zu dem, was wir sind. Man hat gesehen, und darum sieht man! Nun los! Und an Heimkehr glauben!"

Peter und Justine sannen noch lange dem Briefe nach. Die Kinder liefen heute nicht zum Spielen. Eine neue Ehrung umschimmerte ihre Köpfe, rührend und stark. Sie verstanden, daß auch sie den Brief des Vaters hören durften. Erst als Onkel Peter aufsprang und verkündete, daß die Fahne auf dem Dach gehißt werden müsse, fuhren sie auf und folgten ihm, wie dem Gardehauptmann Jonathan Erb. —

Der August ging als wahrer Erntemonat zu Ende. In die leuchtende Stille dröhnten die Kunden von Krasnik, Gilgenburg, Tannenberg. Die Kinder stritten, bevor sie ihr Spiel begannen, ob sie heute Franzosen oder Russen schlagen sollten. Oft kam auch die ganze Schlacht nicht zustande, weil keiner Franzose oder Russe sein wollte. Dann griff Onkel Peter so ernsthaft ein, als ob es sich nicht um ein Spiel handelte. Er erzog seine junge Mannschaft zur strategischen Objektivität. Sie lernte von ihm, daß der Starke seinen Feind nicht gering schätze. Spürte Peter einmal, daß Justine ihm lächelnd zusah, so geriet er in eine Verwirrung, die ihr leid tat. Sobald sie sich abwandte, folgte ihr sein Blick und schwur: „Warte nur, nicht alles bleibt Spiel, du kluge Justine! Von Weibern und Kindern komme ich noch zu dem, was meine Kriegsbeute ist!" —

Der September enttäuschte. Man wurde es erst spät gewahr. Das Versprechen war zu groß gewesen. „Vor Paris!" träumten die Daheimgebliebenen. Doch Lemberg gehörte den Russen. Dann wurde es auch in Frankreich stiller. Stagnierend und drohend, zerreibend und ergänzend dehnten sich die Kämpfe an der Marne. Dort war Jonathan jetzt. Er lebte in niemals rastender Gefahr. Was konnten

Digitized by Google

die Tagesberichte der Heeresleitung vom Einzelschicksal sagen? Nur zwei kurze Briefe kamen von Jonathan, die sprachen keine Enttäuschung aus, aber steigende bajuvarische Wut. Jetzt trug er das Eiserne Kreuz. Aufleuchtend sprach er von den Heldentaten der Marine. „U 9" und „Emden" segnete er kernig — dann spürte Justine wieder die ungeheure Mauer, gegen die er sich, einer von Hunderttausenden, warf. Doch sie konnte ihm richtig antworten. Aus der Schönheit seines sichtbaren Besitzes schrieb sie ihm und hoffte, seinem inneren Auge für immer die Heimat geben zu können. —

Am letzten Septembertage war Peter in München gewesen. Er kam erst gegen Abend auf den Erbhügel. Zu seiner Überraschung traf er in der Halle weder die Kinder, die ihn sonst immer empfingen, noch Justine. Er setzte sich und wartete. Endlich kam Anna, das Hausmädchen. Sie hatte verweinte Augen. Peter sprang auf: „Was ist denn passiert? Nachricht vom Herrn Professor?!" Anna nickte. Sie konnte erst nach einer Weile antworten: „Was Schlimmes, Herr Heilmann. Der Herr Professor ist verwundet. Der Deutelmoser, wissen's, der beim Herrn Professor seiner Kompagnie dient, der hat's geschrieben. Der Herr Professor liegt im Lazarett." — „Aber wissen Sie denn — was hat er denn für eine Wunde?" — „Kopfschuß . . . Lebensgefahr soll net sein — aber man fürchtet halt, daß die Augen . . ." — Anna wandte sich weinend ab und stieg wieder die Treppe hinauf.

In dumpfer Pein blickte Peter umher. Wie unheimlich still war heute das schöne Haus. Er ging in den Garten, um draußen zu warten. Es war schon dunkel, und Regen fiel. Nach einer Weile wurde im ersten Stock ein Fenster geöffnet. Ruprecht sah heraus. „Onkel Peter!" rief er gedämpft. „Onkel Peter! Mutti läßt dich schön bitten, du möchtest doch zu ihr kommen! Ins Eckzimmer, weißt?"

Digitized by Google

Peter klopfte bei Juſtine an. Er hörte ihre matte Stimme — dann ſtand er vor ihr. Am Fenſter ſaß ſie. Deutelmoſers Brief hielt ſie noch immer in der Hand. Sie betrachtete Peter mit durchſichtiger Miene, als ob ſie ihn erſt langſam erkannte. Dann gab ſie ihm den Brief. — „Er wird gerettet," ſagte er, nachdem er geleſen hatte. „Ob die Augen wirklich geſchädigt bleiben, kann man doch nicht wiſſen." — „Ich hoffe, der Stabsarzt wird mir bald ſchreiben. Ich kenne ihn aus München. Er wird mir die Wahrheit nicht vorenthalten." — „Ich glaube, Frau Juſti — daß Jonathan bald wieder bei uns ſein wird." — „Sicherlich. Die Verletzung iſt ja ſo ſchwer. Er wird nicht wieder an die Front kommen. Mein armer, guter Bubi. Mein armer, lieber Jo."

Peter ſtand mit geſenktem Kopf, bis ihr Schmerz verebbte. Dann diente er Juſtine. Heute blieb er auch die Nacht auf dem Erbhügel. Wer fragte noch danach? Die nächſten Tage zwang er mit der Kraft ſeiner Güte nieder, bis der Brief des Stabsarztes kam. Peter ſah Juſtine bald, nachdem ſie ihn geleſen hatte. Er konnte auf ihrem Geſicht ſehen, wie die Entſcheidung war. Nach tiefem Nachdenken ſagte ſie: „Ich habe einen Wunſch an Sie, lieber Freund." — „Bitte, ſagen Sie mir alles." — „Hier wird es jetzt anders werden ... In ein paar Wochen wird Jonathan wieder hier ſein — trotzdem wird alles anders ... Wollen Sie die Kinder darauf vorbereiten? Das kann ich nämlich nicht. Ich kenne Ihre Gabe, das Schwerſte zu erleichtern, jeder Sache ihren Schrecken zu nehmen, wenn ſie nur groß iſt." — „Ich will es tun, Frau Juſti. Aber worauf ſoll ich denn die Kinder vorbereiten?" — „Ja, ſo ... ich will es Ihnen ſagen ... Die Kinder bekommen ihren Vater wieder — aber nicht krank, auch nicht verſtümmelt — ſondern blind." — Peter fuhr zuſammen. — „Ich habe es erſt auch nicht verſtanden ... aber jetzt verſteh ich's ... Ich will hier

Digitized by Google

alles für ihn vorbereiten — alles, wie er es gesehen hat — — damit es ebenso ist — bei seiner Heimkehr! . . ." — —

Im Oktober noch kam Jonathan Erb. Flammender Schönheit voll empfing ihn der Herbst seiner Heimat. Aufrecht, wie sonst, nur blasser und älter, ging er an Justines Arm. Seine Linke tastete von Zeit zu Zeit, als wollte er nichts verabsäumen, was das innere Auge kannte. Hier ein Strauch, dort ein Baum. Aber es häufte sich zu sehr und drohte seiner Ruhe — er litt an einer neuen, seltsamen Angst. Er glaubte, daß alles von seiner Stelle kommen könne, daß es im Dunkeln nicht so wurzele, wie im Licht. Nur wenn er um sich herum wußte, was ihm das Teuerste war, glaubte er noch an Leben. Deshalb mußten Justine und die Kinder immer bei ihm bleiben. Er tastete nach ihren Wangen, ob sie warm oder kalt wären. Er riet daraus ihre Fröhlichkeit oder Traurigkeit. Meist war er zufrieden, denn auch die Kinder waren geschickte Schauspieler ihrer ehrfürchtigen Liebe. Sie zerstreuten den Vater, indem sie ihn zum Erzählen brachten. Sie glaubten, was er glaubte. Sie hatten dieselbe unermüdliche, gewaltige Hoffnung.

Justine aber trieb es oft, den teuren Mann vor dem Anprall der Dinge zu schützen. An leuchtenden Abenden, die Jonathan im Freien genießen wollte, als ob er noch sähe, was nur sein inneres Auge sah, da nahm sie seinen Kopf in ihre weichen Hände und lehnte ihn zärtlich an ihre Brust. — „Was ist dir, Justi?" fragte er dann leise. „Meinst du etwa, daß ich nicht habe, was du hast? Glaub mir, ich habe alles. Wenn Gott uns Frieden schenkt, werde ich auch wieder arbeiten. Ihr denkt gewiß, daß ich nicht mehr arbeiten kann? Anders, Justi. Meine Pläne werden größer und freier werden. Ich will dir alles angeben. Das Gute ist mir ja immer von dir gekommen."

Peter hörte dieses Gespräch mit an — der Blinde wußte

Digitized by Google

es nicht. Justine hatte ihn gebeten, zu bleiben. Als Jonathan ins Haus geleitet wurde, wartete Peter auf Justine. Er sprach noch mit ihr in dem dunklen Garten, unter sausenden Bäumen. „Das Bild heute hat mir gezeigt, was ich muß." — „Welches Bild, Peter?" — „Sie und Jonathan in der Abendglut . . . Verzeihen Sie, daß ich es Bild nenne. Aber Sie haben mich immer verstanden — Sie haben genau gewußt, wohin ich über alle Umwege kommen werde." — „Sie wollen wieder schaffen, Peter?" — „Ja, Frau Justi! Jetzt erst! Jetzt mit allen Hoffnungen und Kräften! Als ob ich Soldat geworden wäre! Das innere Auge ist auch mir aufgegangen! Ich glaube, eine Dichtung wird in dieser Zeit zum Schwert!"

XVII.

Änne Neubrück war nach dem Kriegsausbruch wieder zu den Himmelbauers gezogen. An einem Augustmorgen traf der alte Schreinermeister das Fräulein, als er eben auf Arbeit gehen wollte. „Schon so früh unterwegs, Fräul'n Neubrück?" fragte er erstaunt, indem er sich auf seine Säge stützte. — „Ja, denken Sie das Glück, Herr Himmelbauer! Ich bin sofort fürs Rote Kreuz genommen worden! Die meisten Stellen waren schon besetzt, aber sie haben mir wohl angemerkt, daß ich zu brauchen bin! Jetzt werde ich ausgebildet! Eben geh ich zu meinem Kurs!"

Himmelbauer sah die junge Dame, die so morgenfrisch vor ihm stand, nachdenklich an. „Ich glaub schon, daß dös Fräul'n brauch'n könn. Aber schwere Arbeit wird's halt sein — darauf tun's sich doch gefaßt mach'n? Ich weiß noch recht gut von Anno 70 her — o, du mein Herrgott, die zerschoss'nen Leut! Dös war an wahrer Jammer!" — „Gute Nerven hab ich, Herr Himmelbauer. Ich glaube, jetzt kommt alles auf die Nerven an!"

Der alte Handwerker nickte. Während sie zur elektrischen

Digitized by Google

Bahn gingen, betrachtete er das Rote Kreuz auf Ännes weißer Armbinde. Himmelbauer fühlte, daß hier die verschiedensten Welten vom Zeitstrom zusammengeführt wurden. Klar war es ihm natürlich nicht. Er kannte wohl das Münchener Mädel, das von der Au, das von der Maximilianstraße — den Berliner Zuzug vom Kurfürstendamm kannte er nicht. Dunkel aber spürte er etwas Achtunggebietendes. Ein ehrliches Ringen sah er aus ungeahnten Quellen, und es drängte ihn, von dem, was sein Herz erfüllte, etwas auszusprechen: „Denken's Ihna, Fräul'n Neubrück — der Hubert — mei Hubert muß aa naus jetza!" — „Das war ja vorauszusehen, Herr Himmelbauer. Ihr Sohn hat ja eben gedient." — Auf dem zerfurchten Gesicht des Schreinermeisters lag schweres Sinnen. Er antwortete erst nach einer Weile: „Ja schaun's, Fräul'n Neubrück — Sie kenn den Hubert net a so. Jetzt kann ich's Ihna ja sag'n — Sie tratschen's ja net weiter. Also der Hubert — dös is nämlich gar net so natürlich, daß er jetza nauskimmt. Es hat a Zeit geb'n — da hab ich mir dös ganz anders denkt." — Änne sah ihn erschrocken an. „Ja, aber wie denn, Herr Himmelbauer?" — „'s is halt alles anders wor'n! Der Hubert war an Sozi, an ganz an blutig roter, sag ich Ihna. Wissen's net mehr, was für an Kreuz ich mit dem Bub'n g'habt hab? Der hat's ja dem eig'nen Vater ins G'sicht g'sagt: ‚Gibt's amal Krieg — mir tun net mit! Dös lassen's Ihna g'sagt san! So dumm san mir net!' Ja, was hat da an Alt's drauf erwidern könna? Auf solche Malefizred, solche sündhaft'ge? ‚Mir war'n halt so dumm,' hab i g'sagt! ‚Wart du ab, was dir dei Schlauheit eintragt!'" — Änne hörte in wachsender Spannung zu. „Ach, so! Und nun meinen Sie, daß der Hubert —" — „Da is an Wunder g'scheh'n, Fräul'n Neubrück! Der Bub, der is wie ausg'tauscht! Den halten's nimma! Der geht, wie a steht, morgen in aller Herrgottsfrüh und kimmt

Digitized by Google

net eher heim, als bis er seinen Mordskanonenzorn an die Saufranzos'n auslass'n hat!"

Änne lachte hell auf — dann wurde sie sogleich wieder ernst. Nun fuhren sie in der elektrischen Bahn. Ein lahmes Schulkind kam in den vollbesetzten Wagen — Änne stand auf und gab ihm seinen Platz. So mußte sie vor Himmelbauer stehen. Das Gespräch wurde etwas schwierig; sie setzten es aber leise fort. — „Ja, dös san Zeit'n," sagte der Schreinermeister, seine alten Hände auf die Säge stützend. „Ich frag mich immer bloß, warum die jungen Leut vorm Krieg so viel daherg'redt ham? 's gibt kan Herrgott mehr und kan König net — dös Vaterland, dös is uns Wurscht — an die Kirch'n geh ma vorüber, an die Wirtshäuser net — und was an Bayer ist, dös is an honetter Mensch, und was an Preuß is, dös is an Bazi! So ham's doch immer daherg'redt, Fräul'n Neubrück! Aber jetza! Da lassen's Ihnen amal erzähl'n von die jungen Leut! Jetzt is all's grad recht so, wie mir's g'macht ham! Da hätt's doch den groß'n Umweg gar net erst braucht? Da hätt'n's doch gleich so bleib'n könna, wie mir amal g'wesen san?"

Eine dicke Marktfrau saß neben Himmelbauer und hörte seine Rede. Sie nickte beifällig, und so wußte er, daß sein Freimut nicht anstieß. Änne aber beugte sich tiefer zu ihm nieder und sagte mit zartem Mut: „Der große Umweg mußte sein, Herr Himmelbauer. Glauben Sie mir, ich bin auch noch jung, ich verstehe das. Sonst wär's nicht so wunderschön, wie's jetzt ist." — Himmelbauer schüttelte grübelnd den Kopf. „Warum denn net? Da kann ich Ihna net versteh'n, Fräul'n Neubrück. Damals warn's die Franzos'n und jetza san's halt wieder die Franzos'n." — „Und die Russen und die Engländer und wer weiß, wer sonst noch! Vielleicht die ganze Welt! Jetzt heißt es, Deutschland gegen die ganze Welt verteidigen! Das ist freilich größer als die Sozialdemokratie! Aber die war auch groß! Wahrscheinlich

Digitized by Google

lag ſie auf dem Wege dahin! Glauben Sie nicht auch, Herr Himmelbauer, daß ein gerechter Widerſpruch ſein mußte? Auf dem Wege trafen die Sozialdemokraten den König und den lieben Gott und alles Alte, ſofern es echt war! Das iſt nun Deutſchland!"

Änne hatte ſich in Eifer geredet. Die ſchwerfälligen Münchener horchten auf. Auch die Frau vom Viktualienmarkt, doch jetzt ohne Beifallszeichen. Die Rede des Fräuleins war ihr zu ſchwierig. Auch Vater Himmelbauer ließ nicht erkennen, wie er ſich zu Ännes Anſicht ſtellte. Seine ſchwere Kopfbewegung konnte ein Nicken oder ein Schütteln bedeuten. Er war mit dieſer Frage noch nicht fertig. —

Am nächſten Morgen, ſchon vor fünf Uhr, hörte Änne Hubert Himmelbauer Abſchied nehmen. Raſch ſprang ſie aus dem Bett, machte ſich notdürftig fertig und trat auf den Korridor. Da ſtand nun der „Sozi", feldmäßig bepackt. Man ſah an dem grauen Soldaten nichts Rotes mehr. Rot aber, wie das helle Lebensblut, waren ſeine Wangen. Er tröſtete die weinende Mutter. Dem Vater ſchien er nur gelaſſen beweiſen zu wollen, was es mit ſeinem Proteſt für eine Bewandtnis gehabt. Daß Änne ihm noch Lebewohl ſagen wollte, nahm er hoch auf. Plötzlich zog er ſie beiſeite. — „Etwas möcht ich Ihna noch ſchön bitt'n, Fräul'n Neubrück! Was nämlich mei Schweſter anb'langt, die Babett! Dös arme Weibsbild is nämlich ſchlimm dran! Nu hat's doch ihren Bub'n durchg'bracht, auch ohne den ſaubern Herrn Vater! Daß die Eltern 's behalt'n ham, dös is aller Ehr'n wert, aber weiter wird's net geh'n, Fräul'n Neubrück! Jetzt hat ſich die Babett, wie's nun amal g'ſchaff'n is, an Neuchen ang'hängt, an ganz an honetten Mann — ich kenn'n, der Bader is in der Blütenſtraß! Aber nu kimmt dös Kreuz vielleicht noch amal über dös arme Weibsbild! Der Bader

Digitized by Google

muß halt aa bald naus — mit'n Landſturm! Da drum weint's a ſo, die Babett! Net wegen meiner! Alsdann, Fräul'n Neubrück, was ich ſag'n wollt — Sie verſteh'n mich halt, net wahr?" — Änne gab Hubert die Hand. „Ich verſtehe Sie, Herr Himmelbauer. Gehen Sie ruhig und kommen Sie geſund wieder. Ich werde für Babett ſorgen — auf die Eltern allein ſoll ſie nicht angewieſen ſein." — Hubert drückteÄnnes Hand ſo ſtark, daß ſie ſie kaum noch ſpürte. Dann küßte er Vater, Mutter und Schweſter. Im nächſten Augenblick polterte der große Soldat, Gewehr über Schulter, die Treppe hinunter. —

Seine Bruderſorge erfüllte ſich nicht. Der Bader aus der Blütenſtraße mußte zwar bald einrücken, aber er ließ die Babett nicht als Mutter daheim. So behielten die Eltern ihre Tochter ohne neue Laſt. Änne konnte nun ganz ihren eigenen Weg gehen. Der Anſturm der neuen Zeit war ſo ſtark, daß ſie nur noch eine matte Erinnerung an die alte behielt. Es ſchmerzte ſie nicht einmal, daß auch die Mutter ihr allmählich verloren ging. Verſtanden hätte dieſe Frau ſie doch nicht. Sie hatte inzwiſchen ihr eigenes Leben umgewandelt, ohne Änne zu fragen. Ihr zweiter Gatte war ein dunkler Ehrenmann aus der Sportswelt und machte nur einen höflichen Verſuch, ſich um die „Tochter" zu bekümmern. Änne merkte, daß ſie ihm den größten Gefallen tat, wenn ſie nicht darauf einging. Sie wollte das neue Leben der Mutter nicht ſtören. Aber ſie zeigte ſofort ihren feſten Standpunkt. Kurz erklärte ſie, was ſie ſich für ihr ferneres Leben vorgenommen habe. Widerſpruch fürchtete und empfing ſie nicht.

Vielleicht wäre er doch gekommen, wenn Frau Leonie Neubrück den tiefſten Beweggrund ihrer Tochter gekannt hätte. Sie wußte nicht, daß Änne ſich dem Kriegsdienſt der Frau widmete, um einem Krieger nahe zu ſein. Änne folgte in einer ſicheren Hoffnung Ernſt Germanshäuſer.

Digitized by Google

Aus allem Sehnen ihrer verschmähten Liebeskraft war doch ein höherer Wunsch geworden, ein Drang zur reinsten Aufopferung. Sie begriff jetzt sein ganzes Leben, sie liebte seine menschliche Existenz noch mehr, als den Mann, den sie nicht vergessen konnte. Von Tag zu Tag dachte sie sich tiefer in ihn hinein. Wie mochte er das Ungeheure aufnehmen, das auf ihn eindrang? Sie sah auch die Stunde kommen, die fürchterliche Stunde, da ihn der Bote des unbekannten Schicksals erreichte. Nicht sterbend sah sie ihn, aber ein plumpes, böses Geschoß in seinem zarten Körper. Er verlangte nach Trost, nach Linderung, er schrie nach einer Seele auf der Welt, auf dieser weiten, haßerfüllten Welt. Kein Stachel war ihm je zu nahe gekommen — nun traf den verwöhnten Erben, was seinen Ahnen zum Mannesdasein gehört hatte. Noch hatte es ihn nicht getroffen. Änne wußte es. Jede Nachricht über Ernst Germanshäuser kam auch zu ihr. Die andere Möglichkeit, die Änne fast noch mehr fürchtete, Verwundung oder Tod seines Bruders, war auch nicht eingetreten. Dieser Not war Ernst nicht gewachsen. Bei Alfreds Tode konnte ihn das große Grauen packen, und der Sinn des ganzen Geschehens verdüsterte sich ihm. Alfred war immer sein Schützling gewesen, obwohl die Brüder mit der gleichen Überlegenheit durchs Leben geschritten waren.

Änne zwang sich gewaltsam, diesem Bilde nicht zu verfallen. Sorgen ohne wirklichen Gegenstand waren es nicht, was sie ins Feindesland mitnehmen durfte. Dort konnte sie nur den heiteren, nimmermüden Mut zeigen, der einzig Barmherzigkeit war. Dort war alles wirklich, was die Liebe beseelte. Ein erlösender Glaube rauschte durch die Zeit. Wohl dem, der ihm noch sein Herz öffnen konnte. Änne wußte nicht, wie sie den großen Schritt getan. Wußten es die andern? Sie waren sich wohl alle aus den eigenen Augen gekommen. Irgendwo im dunkel Ver-

Digitized by Google

ſunkenen lag die Bläſſe der Erben, der müde Hoch- und Gleichmut, die frevelhafte Verſchwendung fruchtbergender Gottesgüter. Man konnte ſein vergangenes Ich nicht mehr verſtehen. Zukunftsahnung zog erſchütternd über die Erde.

So ging eine kleine Pflegerin vom Roten Kreuz durch die heiße, ruheloſe Münchener Stadt. Ein kaum den Ernſt verlaſſendes Lächeln lag auf ihrem Geſicht. Es war die Botſchaft, die ſie dem Geliebten brachte. Er mußte ſchon wiſſen, wer zu ihm kam. Durch viele Meilen getrennt, gingen ſie doch denſelben Weg. — — —

Er wußte es, aber er ſah es nicht in der Treue eines Menſchen. Losgelöſt war Ernſt Germanshäuſer von der Heimat und allem, was ſein vergangenes Ich bedeutet hatte. Dennoch erfüllte ihn nichts, als eine neue Heimatſuche, und jeder Tag ließ ſeinen überwachen Geiſt einen Fund machen. Alfred jedoch blieb im Dämmerzuſtand. Er floh noch immer vor Erinnerungen in das große, wilde Abenteuer. Der Rittmeiſter der Ulanen-Eskadron war mit den beiden Unteroffizieren zufrieden. Die Germanshäuſers waren gute Soldaten von fanatiſcher Ausdauer. Ihr Mut hatte eine andere Farbe als der grobe, zuhauende Bauernmut. Es war ein prieſterlicher Zelotismus, der über allen körperlichen Widerſtänden das geiſtige Ziel ſah. Graf Ring, der Rittmeiſter, liebte die Brüder Germanshäuſer, denn ſie ſtanden ſeiner eigenen Vergangenheit ſeltſam nahe. Auch er war im Frieden ein Muſiker geweſen, wie Alfred. Auch er hatte, den Kaſinofreuden fern, der Kunſt gelebt, wie Ernſt. Er verſtand, was es hieß, das alles wie verſchollene Träume hinter ſich zu laſſen. Sogar das Beſonderſte der Brüder fand ſein Verſtändnis: Auch in ihm lebte eine namenloſe Reue.

Als Ernſt und Alfred im Auguſt nach Lothringen gekommen waren, hatten ſie noch nicht gewußt, daß der ſchwerere Kampf ihrer im Weſten harrte. Nicht aus Feuer-

Digitized by Google

ſchlünden — was galt da Weſt oder Oſt? — ſondern aus der Menſchenmaſſe, gegen die ſie geſandt worden. Lange quälte ſie der Zwieſpalt, ob ſie die Kameraden im Oſten beneiden ſollten oder einen Vorzug vor ihnen genöſſen. Unter Hindenburgs Scharen in das ſtarre Rieſenreich der Ruſſen zu dringen, war doch wohl der reinere Schild. Der ſtärkſte Hieb, ohne jede Gedankenbläſſe, konnte auf den Barbarenkoloß niederſauſen. Dort war der deutſche Soldat ganz frei in Glauben und Wollen. Die Maſſe ließ die Geſpenſter des Perſönlichen untergehen. Aber im Weſten? Dasſelbe Gefühl dorthin zu tragen, war Notwendigkeit und Pflicht. Man ſetzte ein ungeheures Muß über ſich, und das Unbegreifliche wurde möglich. Dennoch ballten ſich immer wieder aus Pulverdampf und Herbſtnebel die Geſpenſter, die in der Fabel des Vergangenen begraben werden ſollten.

Mit welcher Dankbarkeit hatten Ernſt und Alfred einſt franzöſiſche Kultur genoſſen. Ihrer Sehnſucht war ſie entgegengekommen und hatte ergänzt, was Deutſchland trotz all ſeinen Heiligtümern nicht geben konnte. Vielleicht hatte ſie auch von der beſten deutſchen Kraft fortgelockt — aber wer konnte mit ſeiner Entwicklung rechten? Jetzt als Feind zu kommen, blind für alles außerhalb des Waffenzieles, ſchonungsloſen Haſſes Vollſtrecker . . .!

Sie ſchreckten auf, wenn in der Biwakruhe ſolche Gedanken ſie beſchlichen. Sie glaubten, daß ſie laut werden könnten, lauter als die fernen Kanonenſchläge. Irgend etwas von Verrat fühlten ſie in ihren Seelen. Aber ſie ahnten auch, daß ſie vielleicht nie ſo deutſch geweſen waren, wie eben jetzt. Nach geängſtigter Kinderart rückten ſie zuſammen und hüllten ſich feſter in ihre Mäntel.

„Man darf nicht zu viel denken," flüſterte Ernſt. „Warum wir das nicht laſſen können? Wir haben eben nur ein neues Kleid angezogen. Haſt du die Gefangenen heute ge-

Digitized by Google

sehen? Ich weiß noch, wie ich als siebzehnjähriger Junge mal Tränen in die Augen bekam, als ich in Berlin in einem Restaurant neben einer französischen Gesellschaft saß. Jede Bewegung dieser Menschen, das ganze Verhältnis von Mann zu Weib war mir eine Offenbarung. Ich glaubte damals verkrüppelt zu sein. Kindernarrheit! Ich weiß. Das Süße und Weiche ist weg. Aber heute hat es mich noch mal gepackt, Alfred. Die Gefangenen waren wie die Franzosen von damals. Ihre Kultur verläßt sie nicht. Und wir? — Wir müssen daran glauben, daß wir unsere Kultur haben."

Alfred starrte ins Dunkel hinaus. „Wir müssen uns alles umformen, Ernst. Sonst könnten wir den Verstand verlieren. Die Franzosen sind uns Rußlands Bundesgenossen, weiter nichts. Verführte, Rächer vielleicht — aber Feinde. Wenn ich nichts weiter weiß, tue ich zwei Dinge, und ich rate dir's auch, es nützt. Ich stelle mir ganz hart vor Augen, daß ich weder auf Rodin noch auf Anatol France schieße, daß ich weder die Sainte Chapelle in Paris noch die Mona Lisa mit meiner Lanze einrenne. Lache nicht — es ist was, sag ich dir." — „Und das zweite?" — „Das zweite ist die Nähe meines Pferdes. Wenn ich das Kriegsfieber bekomme, lehne ich den Kopf an meinen Gaul. Den habe ich aus Potsdam mitgebracht. Der ist die Reinheit, ohne verdächtige Gedanken, das absolute, deutsche Opfer. Wenn ich ihn fühle, kümmern mich die gefangenen Franzosen nicht mehr. Ich weiß sogar, wie ich sie behandeln muß: Sie und ich unter einem Schicksal. Kräfte messen."

Ernst streckte sich. „Wenn nur die Sprache nicht wäre! Die Sprache, Alfred! . . . Jeder Laut des schäbigsten Infanteristen . . . Mit dem zeitlichen Franzosentum wird man fertig . . . Aber das ewige . . .? Vielleicht muß das gerade heraus."

Alfred rieb seine kältestarren Hände. „Da wir Deutsche

Digitized by Google

ſind, gewiß. Daß wir es ſind, merken wir am beſten an unſerm ewigen Grübeln. Das tun die armen Gefangenen drüben nicht. Können wir denn wiſſen, was mit uns geſchieht? Hat man je ſeine eigenen Wege erkannt? Millionen Dinge haben wir in uns hineingeſtopft und waren auf unſere ‚Bildung‘ ſtolz. Jetzt wiſſen wir wenigſtens, wie Sokrates, daß wir nichts wiſſen. Das Unnötigſte waren unſere ‚Empörungen‘. Wir haben das kommuniſtiſche Prinzip verachtet — jetzt beten wir das Volk an. Wir ſahen nur die Karikatur im monarchiſchen Prinzip. Jetzt gehören wir mit Leib und Seele dem Kaiſer. Aus unſerm ganzen ſatiriſchen Zorn iſt ein ſimpler Soldatenmut geworden! Ich ſeh es vielleicht nicht gerecht . . .“

„Nein, Alfred,“ erwiderte Ernſt. „Unſere Irrtümer waren Entwicklungsſtufen. Die Wahrheit hatte ebenſo wenig der Kaiſer oder das Volk wie wir. Wir ſind alleſamt Diener der Zukunft. Die wird kommen; die muß kommen. Denn das ganze Ringen iſt nicht umſonſt.“ — Zwiſchen ſchweren Wolkenballen zuckte ein Stern. Die Brüder ſahen ihn beide — er ſtand auf deutſcher Seite. —

Nach ihrem erſten Gefecht nahmen ſie in einem franzöſiſchen Marktflecken Quartier, der vom Feinde geräumt worden war. Dumpf ſannen die Brüder, als der Abend ſich ſenkte, dem wilden Tage nach. Krieg! . . . Jetzt erſt wußten ſie, was er war. Es hatte nur Kannegießerwert, den Weltaufruhr aus der Ferne betrachten zu wollen, eine Landkarte vor ſich, zum kleinſten Bruchteil des Generalſtabes zu werden. Nein, der Krieg mußte erlebt ſein. Heute hatten ſie ihn erlebt. Er war nicht das Schachſpiel auf dem Meilenbrett, von oben geſehen ſchneckenlangſam, mitten darin Sturmflut — Krieg war das erſte, kurze Gefecht, vom Neuling erlebt, vielleicht nur der erſte Lanzenſtoß in Feindeskörper. Todesſchrei und Unverletztſein — das war Krieg.

Digitized by Google

Sie hatten ihre erste Attacke geritten. Wo war die blasse Schönheit der Kulturgenießer von einst? Im Nichts, im Nichts, Soldat! Die Eisenfaust hatte ihnen ans Herz gegriffen. Mit ihren weißen Fingern hatten sie die Lanze gepackt, Ulanen, deutsche Ulanen, und waren in die Masse der französischen Artillerie gestürmt. Noch sahen sie gespenstisch, was vor wenigen Stunden wirklich gewesen. Fremde Gesichter, nie gesehene, pulvergeschwärzte, blutübersickerte. Junge, edle Körper zerrissen, klaffend, grauenvoll. Ernst war mit seiner Lanze in die Brust eines Kanoniers gerannt. Ernst Germanshäuser, derselbe noch, kein anderer, verzauberter, ausgetauschter. Jetzt erst wußte er es, als er fern von der Raserei des Tages in einem stillen, abendlichen Garten saß. Jetzt klapperten ihm die Zähne, weil sein Mut wie ein eisernes Stachelband von ihm genommen war. Er hörte den Schrei, den dunklen, wilden, fremdartigen Schrei. Er sah das Weiße von qualvoll entsetzten Augen. Er erinnerte sich, daß er seine Lanze in dem Augenblick, da sie in den Menschenkörper gedrungen war, festhalten wollte, zurückziehen, als ob die Vergangenheit seine Hände gepackt hätte. Aber er mußte so weh tun! Das war Krieg! Nicht er tat es, Ernst Germanshäuser, dem jungen, unbekannten Franzosen, sondern das Kommando, der Sturm, das „Ganze". Das war Krieg ...

Das Ganze! ... Wenn man doch darin hätte bleiben können. Ernst sah sich verstört um. Es war das wohlgepflegte Gärtchen eines französischen Pfarrhauses, in dem er sich befand. Üppige, rote Blumen leuchteten dicht vor ihm. Neben ihm lag Alfred wie ein Toter auf einer Bank. Seltsam wach blieb Ernst; wie ein Verbrecher lugte er und fand alles verdächtig. Aber ein Verbrecher war er hier nicht, sondern ein Sieger. Wie lastete die Ruhe der Überwundenen! Man hatte nach den Mühen der letzten Wochen ein gutes Quartier. Rittmeister Graf Ring und die beiden

Digitized by Google

Unteroffiziere Germanshäuser wohnten beim Pfarrer. Solange dieser wohlgesinnte Mann im Ort war, hatte man keine Franktireurs zu fürchten. Seine feinen Denkerzüge prägten sich Ernst ein. Er war ein Kernfranzose, aber er sah sich seine Leute an und fühlte wohl, daß er gute Gäste hatte. Ernst bemerkte, bald nachdem man Quartier genommen, daß der Alte seine Hausgenossen eifrig belehrte. Er flüsterte mit Madame Henriette, der Wirtschafterin, und mit ihrer Tochter Marie. Er wollte durchaus als Christ handeln. —

Am nächsten Abend saßen Ernst und Alfred, heiterer gestimmt, mit ihrem Rittmeister beisammen. Das Pfarrhaus war so still wie gestern. Den weißen Kopf des Geistlichen hatte man nur durch eine Glastür schimmern gesehen. Aber der Tisch in des Rittmeisters Zimmer war sorgfältig gedeckt. Plötzlich klopfte es — Madame Henriette erschien und brachte das Abendessen. Bald kam auch, ihrer Mutter helfend, Mademoiselle Marie. Graf Ring dankte der Wirtschafterin, worauf diese nur ein schroff verwirrtes Nicken hatte. Ernst und Alfred betrachteten die Tochter. Sie sahen jetzt erst, daß sie ein Mädchen von herber Schönheit war. So schnell wie möglich taten die Frauen ihre Pflicht und verließen die „Barbaren" wieder. Nach dem Essen deutete Graf Ring auf die Fensterwand des Zimmers: „Haben Sie das da schon gesehen?" — Er deutete auf ein Klavier. Da er sich nicht als Vorgesetzter, sondern als Kunstfreund fühlte, ließ er es bei dieser Andeutung.

Ernst fühlte den Wunsch des Grafen und nickte Alfred zu. Dieser stand auf und näherte sich dem Instrument. Er schlug ein paar Akkorde an. „Recht gut," sagte er mit etwas zitternder Stimme. — „Was liegen denn da für Noten?" — „Französische, Herr Rittmeister, aber auch einige deutsche. Gute deutsche." — „Beethoven?" — „Nein . . . doch — hier — eine Sonate." — „Welche?" — „Cis-Moll.

Digitized by Google

Die Mondscheinsonate." — „Merkwürdig. Mitten in Frankreich. Spielen Sie sie doch. Das heißt, wenn es Ihnen möglich ist, natürlich."

Alfred wurde rot, und Ernst war ebenso erregt wie sein Bruder. Er wußte nicht, ob Alfred spielen konnte. Dieses gerade, dieses. Warum wartete der deutscheste Schatz in Feindesland auf sie? Alfred warf Ernst noch einen Blick zu — dann setzte er sich und erfüllte den Wunsch des Grafen.

Die Mondnacht über deutschem Wiesengrund und dunkler Waldesmauer stieg empor. Die Klage des Einsamsten zog feierlich durch eine Nebelwelt. Aus der Ferne rief es und wollte das starre Herz in die Ferne holen. Doch zugleich bejahte die Größe des Meisters, was notwendig war. Sie wußte, daß ihr Friede und der Krieg der Jünger aus einer Quelle kamen.

Als der erste Satz verklungen war, pochte es leise. Der alte Pfarrer trat ein. Er bat, sein schwarzes Käppchen vom Kopf nehmend, zuhören zu dürfen. Bereitwillig machte ihm der Graf auf dem Sofa Platz. Dann drückte der Geistliche noch eine Bitte hervor: Ob es die Herren wohl nicht stören würde, wenn auch die Damen . . .? Fräulein Marie studiere Musik, und er höre es ja — dabei zeigte er auf Alfred: »Monsieur, vous êtes un artiste . . . O, nous admirons la musique allemande . . . La musique allemande est magnifique.« — Lächelnd öffnete der Rittmeister die Tür und ließ die Damen, die vorher draußen gelauscht hatten, ein. Ernst sorgte dafür, daß sie gute Plätze fanden. Er selbst blieb am Kamin stehen und betrachtete Fräulein Marie. Dann spielte Alfred den zweiten Satz. Menschenleben, zog es durch die Seelen der „feindlichen" Hörer. Menschenleben — unergründliches, einziges — wohin führt uns dein Sturm? Was suchen wir? Warum hassen wir uns? Jetzt schimmert Liebe und Verstehen über

Digitized by Google

unſeren erlöſten Seelen — morgen aber, morgen ſchon kommt wieder der taube, nichts begreifende Haß.

Als Alfred geendet hatte, ſah er, daß der Pfarrer in ſich zuſammengeſunken da ſaß und immer wieder leiſe nickte. Es war ein heiliger Schmerz in ihm. Ein Geſpräch begann der alte Franzoſe nicht mehr. Er ſchien das Unlösbare nicht berühren zu wollen. Seufzend ſtand er auf und ſagte: »Je vous remercie, messieurs. Je vous remercie bien. Bonne nuit.« Dann ging er. Madame Henriette folgte ihm mit einem betroffenen, dunklen Geſicht. Ihre Tochter aber wurde noch von Ernſt gefragt, ob auch ſie dieſe Sonate ſpiele. Sie hatte an ihrem Beobachter vorüberzukommen gehofft und ſchreckte zuſammen, als er ſie anſprach. Dann aber faßte ſie ſich. Seine geſpannten Augen berührten ihr Herz, und ſie erwiderte, daß ſie dieſe Sonate wohl ſpiele, ſie heute aber zum erſten Male gehört habe. — —

Rauh riß das erſte Morgengrauen die Beſänftigten aus ihren Träumen. Alarmſignale ſchmetterten, Kanonenſchläge donnerten. Der Feind hatte unerwartet Verſtärkung erhalten und ſich unweit der Ortſchaft wieder geſtellt. Ernſt und Alfred gehörten zu den Erſten, die unten bei den Pferden waren. Bald ſaßen ſie auf und trabten in ihr Glied. Graf Ring hielt vor ihnen. Er war bläſſer als ſonſt. Die Brüder hatten den Eindruck, als ob er ſeine Anſprache beſonders an ſie richtete: „Kameraden! Wir kommen ſchon zur zweiten Attacke! Der Feind will noch mal Bekanntſchaft mit euren Lanzen machen! Zeigt, was ſie wert ſind! Nehmt eure ganze Kraft zuſammen! Wir müſſen die Kerls jetzt das Laufen lehren!“

Stürmiſches Hurra antwortete dem Rittmeiſter. Dann kam der Befehl zum Aufbruch. Ernſt ritt an Fräulein Marie vorbei. Das junge Mädchen ſtand auf der Landſtraße und ſtarrte ihn an. Sie bewegte ihre Lippen. War es Fluch oder Segen? Ernſt wußte es nicht.

Digitized by Google

Vor dem Pfarrhause wartete Madame Henriette auf ihre Tochter. „Kommst du endlich?“ rief sie zornig. „Was hast du noch auf der Straße zu stehen und den verdammten Prussiens nachzuschauen? Schlimm genug, daß ich umsonst für sie Kaffee gekocht habe! Der Herr Pfarrer gibt mir Wirtschaftsgeld, aber er kümmert sich wenig darum, wie ich auskomme!“ —

Grau lag die Ebene bis zum Waldessaum. Nichts blitzte oder regte sich darin. Trotzdem hieß es, daß dicht am Walde französische Infanterie liege. Der Kanonendonner war nur fern zu hören. Aber es war möglich, daß im Gehölz gedeckte Geschütze standen. — „Wenn man nur sicher wüßte, ob die Kerls Maschinengewehre haben,“ sagte der Graf zu seinen Leutnants. „Die Kanonen könnte man stumm machen.“ — „Unser Flieger hat rekognosziert, daß die Maschinengewehre auf der Flußseite sind,“ rief der kleine Leutnant von Bomst, dem die Augen über den roten Bäckchen funkelten. — „Hm,“ nickte Graf Ring gelassen. „Wir sind jedenfalls bereit. Warten wir ab. Der Herr Oberst wird sich entschließen.“

Eine kurze Strecke ritt man noch — dann hielt die Eskadron. Kein Ton wurde laut. Die grauen Reiter äugten, und ihren erregten Sinnen wurde der Nebelboden lebendig. Sie glaubten bewegte Gestalten zwischen den Tannen zu sehen. Wie eine ungeheure, elektrische Kraft lag es in der Masse der Ulanen, entladungsreif. Plötzlich schrillte das Sturmsignal. Da wurden mit einem Ruck die Lanzen vorgeworfen. Starr, mit geblähten Nüstern, standen die Pferde. Des Rittmeisters Säbel zuckte aus der Scheide. „Ganze Eskadron — Marsch, Marsch! Zum Sturm!! Hurra!!!“

Ein rasendes Vorwärts, schreiend, knirschend, rasselnd, wie aus der Hölle gesandt. Ulanenattacke! Aber auf halbem Wege sah man, daß auch der Wald lebendig wurde.

Digitized by Google

Es knatterte darin, als würde die ganze schwarze Linie entlang eine Knarre gedreht. Pulverballen stiegen aus dem Gehölz. Das waren keine Kanonen. Es surrte erst von fern, dann prasselte es, die Luft verfinsternd. Hart eingehüllt wurden die deutschen Ulanen — der Tod war schon unter ihnen. „Maschinengewehre!" rief Graf Ring. „Was für ein Esel hat uns erzählt —?! Aber nun ist es egal! Hurra!!!"

Ernst und Alfred hatten zugleich auf den Grafen geblickt. Wo war der Traum von gestern abend? Das flog nur halb durch ihre Sinne. Sie preßten die Lanze in den Arm — sie stachelten sich, wie gestern. Bald, bald mußten sie wieder „dran" sein! Aber es war heute anders, fürchterlich anders. Sie spürten es trotz ihrer wilden Hast. Schon löste sich das Stachelband der Front. Zur Rechten und zur Linken wälzten sich Pferdeleiber. Erschossene Kameraden lagen auf dem Acker und schlugen mit qualvollen Händen um sich. Bald waren Ernst und Alfred ganz allein dem bleiernen Hagel preisgegeben. Aber sie stürmten vorwärts. Ihren Rittmeister sahen sie vor sich, der mit wildem Mut eine Front sammeln wollte. Plötzlich senkte sich sein säbelschwingender Arm. Mit einem hellen Aufschrei sank er rücklings. Sein Pferd stürmte weiter, mitten ins Feuer.

Ernst und Alfred rissen ihre Pferde fest. Sie hielten an der Stelle, wo der Graf lag. In demselben Augenblick wurde Ernstens Tier von einer Kugel durchbohrt — es stürzte. Alfred sprang ab und sah zuerst nach seinem Bruder. Ernst war zum Glück nicht unter das Pferd geraten. — „Kannst du stehen?" — Er stand, am ganzen Körper zitternd. — „Nun ist mein Gaul auch weg," sagte Alfred. „Aber das ist jetzt gleich! Wir müssen den Grafen retten!" — Sie beugten sich über ihn. Leer war das Feld, das Feuer verstummt; der Wald wurde leblos wie zuvor. Graf

Digitized by Google

Ring hatte blutigen Schaum am Mund. „Ein böses Abenteuer," flüsterte er. „Wo sind die Franzosen? War das nur ein Spuk?" — „Sie müssen von der andern Seite angegriffen worden sein — sie haben plötzlich eine Schwenkung gemacht. Wie fühlen Sie sich, Herr Rittmeister?" — „Meine ganze Eskadron zum Teufel! ... Meine schöne Eskadron! ... O, ich fühle mich entsprechend! ... Ich habe mindestens drei Kugeln im Leibe!" — „Mein Bruder bleibt bei Ihnen ... Ich laufe, was ich kann, zum Roten Kreuz!"

Alfred untersuchte den Grafen — mit stillem Lächeln ließ der Sterbende es geschehen. „Gestern abend — das war noch ein guter Abschluß," flüsterte er. — „Sprechen Sie lieber nicht, Herr Graf — die Lunge —" — „Nein, ich werde gleich still sein. Wenn Sie ins Quartier kommen, Germanshäuser — wenn Sie ins Quartier kommen, telegraphieren Sie bitte an meine Mutter. Gräfin Ring-Neuhaldersleben in Werder bei Potsdam. Werder! ... Sonst hab ich keinen Menschen auf der Welt. Sie haben ja zarte Hände ... Meine Mutter ... Aber was machen Sie denn?!" — „Ich möchte doch das Blut stillen, Herr Graf — bitte, bitte — halten Sie still! Nachher kommt mein Bruder —" — „Grüßen Sie Ihren Bruder ..."

Graf Ring war tot. Als Ernst mit dem Sanitätsautomobil kam, konnte man nur noch die Leiche bergen. —

Das Gefühl der Niederlage lernten Ernst und Alfred nicht kennen — sie waren doch Glückskinder des Krieges. Im Quartier erwartete sie die Nachricht vom großen Metzer Siege. Als man weiter nordwärts zog, kam gar die Hindenburg-Kunde. Bei Tannenberg war die Befreiung Ostpreußens geschehen. Aber auch in Lothringen fehlte den todesmutigen Ulanen nicht der Lohn. Durch ihre kühne Attacke hatten sie einen überlegenen Feind aufgehalten, so daß er von anderen Truppenteilen in der Flanke gepackt werden konnte.

Digitized by Google

Der Diviſionsgeneral ſpendete ihnen hohes Lob. Eine ganze Reihe Eiſerner Kreuze wurde verliehen — auch Ernſt und Alfred Germanshäuſer erhielten es. Das konnten ſie nun nach Berlin berichten. Beiden fiel ihre Kinderzeit ein. Da hatten ſie für Soldatenorden geſchwärmt; aus ſchwarzem Papier mit Silberrand hatten ſie den Orden von 1870 geſchnitten. Wie ſchön waren die Glückwunſchbriefe der Eltern! Sie ſahen ihren ſtolzen Vater am Stammtiſch der alten Berliner Weinſtube. Er ſaß zwiſchen ſeinen aufhorchenden Freunden und erzählte ihnen von ſeinen Söhnen. Er ſchien ſelbſt das Eiſerne Kreuz zu tragen. Die Mutter aber blieb mit ihrem Stolz allein. So konnte er ihrer Sorge Herr werden. Unter den liebevollſten Menſchen befiel ſie wieder die drohende Gefahr.

Ja, ſie waren ihren Eltern andere Söhne geworden — das ſtand feſt. Nicht mehr durch verwöhnte Launen, ſondern durch Kraft und Ehre herrſchten ſie in ihren Herzen. Um eine Enttäuſchung erkauften ſie ſich freilich dieſes Hochgefühl: ſie mußten die „Götterdämmerung" der Kavallerie erleben. Die brachte das Kriegsjahr 1914. Der Todesritt der Ulaneneskadron war ein Symptom — die letzten Nachkommen der deutſchen Ritter hatten im Zeitalter der Technik ihren Überwinder gefunden. Das Maſchinengewehr mähte ſie ſelbſt nicht nieder, ſondern ihre Roſſe, die ſie trugen. Der Mann ſtarb am Pferd. Das war zu teuer. Man mußte umlernen und tat es ſo ſchnell, wie der grauſame Lehrmeiſter. Ein Teil des Ulanenregiments wurde aufgelöſt — die abgeſeſſenen Reiter aber fühlten ſich nicht abgeſetzt. Im Gegenteil — bei ihrem Übertritt zur Infanterie wurden ſie durch Ehren reich entſchädigt.

Auch Ernſt und Alfred kamen nun zum Fußvolk. Sie mußten im Schützengraben liegen. Es tat ihnen anfangs um die verlorene Ritterſchönheit leid, denn in ihr hatte der beſte Übergang des Kulturlebens zum Kriegsleben be-

Digitized by Google

ſtanden. Aber ſie beklagten ſich nicht. Sie verlernten jede äſthetiſche Abſchweifung und kannten nur noch den Befehl. Auch keimte ſchon der Glaube an eine neue Romantik in ihnen. Das reinſte Morgenlicht lag drüben. Es beſtimmte die Farben des kommenden Lebens. — —

Durch halb Frankreich zogen die Brüder Germanshäuſer. Wer ſie in München geſehen, hätte ſie nicht wieder erkannt. Wie war doch ihre blaſſe Feinheit zu männlicher Kraft geworden! Wie tauchten ſie, denen Perſönlichkeit alles geweſen, in der einen, dumpf geſchloſſenen Maſſe unter! Hätte ihnen jemand noch vor wenigen Monaten prophezeit, was für „Freunde“ ſie finden würden! Ihre militäriſchen Kameraden waren Freunde — das wußten ſie nun unerſchütterlich. Der Verkehrston ſtieg weder herab noch herauf. Wer dachte noch an ſoziale Unterſchiede? Man hatte nur den ſcharfen Blick für Menſchenwert. Im allgemeinen Ringen der Not flammte der deutſche Liebesgeiſt auf.

Schmied Hawerkamp und Bäcker Meibel wurden die beſten Freunde der Brüder Germanshäuſer. Was war eigentlich „an ihnen“? An Tauſenden ihrer Art waren Ernſt und Alfred früher vorbeigegangen. Es hatte ihnen nie „gelohnt“. Sie hatten ſtets voraus gewußt, was ſolche Menſchen fühlten und waren. Nun löſten ſich die beiden Handwerker aus der ungeheuren Maſſe der Gleichgültigkeit. Das eiſerne Band, das ſie umſchlang, gab den Brüdern Augen für ſie. Sie verfielen nicht der Täuſchung gönneriſchen Wohlwollens und fanden auch nicht urteilslos nur das Gute — ſie machten im Gegenteil die große Entdeckung, daß die ſeeliſche Differenziertheit ihrer Kulturwelt ſich in der primitiven wiederholte. Dieſelbe Narrheit und dieſelbe Größe fanden ſie hier wie dort. Alle Stadien vom Verbrecher bis zum Märtyrer in den Grundfarben.

Da hieß es umlernen. Da nützte das „Volk“ als be-

Digitized by Google

quemer Literaturbegriff nichts mehr. Er wandelte sich zu einem neuen Respekt vor den Individuen.

Schmied Hawerkamp aus Bingen am Rhein war mit dem ersten Blick auf eine einfache Formel zu bringen: Er verfügte über gewaltige Muskelstärke, er hatte ein großes Interesse für die Ankunft der Feldküche und schrieb, so oft es nur möglich war, Briefe an seine Frau. Bald aber bereicherte sich sein Bild für die Kameraden: Schmied Hawerkamp hatte einen köstlichen, rheinischen Humor. Er kam auf Einfälle, die breit lachende Schlagkraft und doch Grazie hatten. Außerdem war sein Hang, auch im Kriege sich möglichst oft zu waschen, schätzbarer, als die Gewohnheit des reichen Großstädters, täglich zu baden. Seine Hand aber, seine tierisch große, grobe Schmiedehand, war überraschend weich. Man verstand diese Weichheit, sobald Peter Hawerkamp von seinen Kindern erzählte.

Bäcker Meibel aus Soest in Westfalen war dagegen ein kleiner und geschäftig ernster Mensch. Bäcker Meibel hatte, wenn er in Friedenszeiten Teig geknetet, sicherlich mehr getan als sein Gewerbe. Er pflegte das Ganze zu übersehen, das Weltganze, sich selbst nur als dienendes Atom. Bäcker Meibel war ein Christ aus der Frühzeit, die noch Apostel gesehen. Er trug das Kreuz ohne Kirche. Seine Frömmigkeit war ihm nicht bewußt, und wenn man ihn in einem eroberten Dorf zwischen französischen Kindern traf, entdeckte man sie. Ein Heimweh überkam oft, tief und ursachlos, die Brüder Germanshäuser in Bäcker Meibels Gegenwart. Warum hatten sie sich so weit von dem entfernt, was dieser Mann in den Krieg mitgenommen? Wenn auch alles in dieser großen Zeit zu leisten war — die Wiedergeburt Gottes war es nicht. Nicht aus der unmittelbaren Ehrlichkeit eines kindlichen Mannestums. Der schöne Wille nur war das Erreichbare. Zu diesen seltsamen Gegensätzen, dem lustigen Rheinländer und dem ernsten

Digitized by Google

Westfalen, gesellte sich, nicht minder gegensätzlich, aber ihre beste Ergänzung, ein Bayer. Als man an die Marne gekommen war, trat dieser junge Mensch als Ersatzmann ein. Ernst und Alfred fühlten sich von dem Münchener heimatlicher berührt, als wenn ein Berliner gekommen wäre. Hier grüßte sie noch einmal die farbige Welt, die sie so jäh verlassen hatten. Der Dialekt des jungen Schreiners, sein behaglicher Humor und nicht am wenigsten der hübsche Märchenname erinnerten die Brüder an den deutschen Süden. Himmelbauer hieß der neue Kamerad. Ernst kämpfte auch mit einer Erinnerung, daß ihm der Name schon einmal begegnet war. Er konnte nur den Zusammenhang nicht finden. An Hubert Himmelbauer gefiel ihm besonders der tiefe Blick seiner lebhaften Augen. Diesem Münchener Arbeiter mußte der Krieg ein großes Erlebnis sein. Vielleicht war ein Trotz in ihm gebrochen worden, den man nicht ermessen konnte. Vielleicht hatte er sich die Liebe zum Vaterlande in einer Nacht erobert. Das gab seiner Kameradschaft den eigentlich freien und stolzen Zug. Aber so schnell man sein äußeres Vertrauen gewann, so langsam ließ er Blicke in sein verschlossenes Innere. Nur als Ernst ihn einmal im Schützengraben beim Zeitunglesen traf und sah, daß Hubert Himmelbauer ein sozialdemokratisches Blatt las, glaubte er den Schlüssel zu seinem Wesen zu finden. Der Münchener Kamerad wurde blutrot und sagte lächelnd: „Ja, ja — da san ma halt aa soweit! Dös kemma jetza aa schon les'n, mir Soldat'n!“ —

Die zweite Periode des Krieges in Frankreich hatte begonnen. Der Abbruch des stürmischen Vormarsches auf Paris war verschmerzt, die neue Stellung an der Marne als Notwendigkeit erkannt worden. Man ahnte, daß jetzt erst das größte Ringen begann. Frankreich trotzte noch einmal, zum Äußersten bereit. Eisern erhob sich die deutsche Front, und man blieb auf Feindesboden. Nun wurde ge-

Digitized by Google

graben, geflochten, geschüttet und gedämmt. Das war neue, deutsche Arbeit. In den Wällen, Drahtverhauen und Schützengräben galt der Spaten neben dem Gewehr. Da opferten die Brüder Germanshäuser ihre feinen Hände. Sie bekamen blutige Risse und Schwielen, sie, die aus dem Klavier die letzte Zartheit Chopins gezaubert. Musik aber bekamen sie zu ihrer Arbeit Tag und Nacht. Wie hungrige Bestien heulten die Granaten. Tausende von flinken Teufeln, die ihre Opfer suchten, flogen die Schrapnellkugeln über sie hin. Ein fatalistischer Gleichmut herrschte als einzige Abwehr in Ernst und Alfred. Während sie gruben und Drahtbänder zogen, hörten sie nur mit halbem Ohr. ‚Auch du nicht, auch du nicht!‘ tönte es in ihnen bei dem Surren und Heulen. Sie stumpften ab und blieben doch im Innersten lebendig. Was war das Ungeheure um sie her? So toll es sich auch gebärdete, es war nichts anderes, als das Lauern des Schicksals an jeder Wegbiegung, auch zur ‚Friedenszeit.‘ Aus dem Unbekannten kam das tödliche Geschoß für das glücklichste Kind der Sonne. Man wurde es im Ringen nicht gewahr, bis es eisern anklopfte und rief: ‚Übermütige Seele, ich bin da! Sieh auf den Körper!‘

So verschafften sich die Brüder Germanshäuser ihre Kriegsruhe. Ähnlich wohl, nur ohne die Schwere der Philosophie, trotzte Schmied Hawerkamp dem Höllenkonzert. Er holte sich seine göttliche Vorsehung aus dem Bilde der Heimat. Frau und Kinder standen zwischen ihm und den flinken Teufeln. Bäcker Meibel aber drängte sich nicht erst zu einem Glauben hin. Ihm galt es ganz gleich, ob er den Abend sehen würde oder nicht. Wie ein Kind erwartete er die väterliche Bestimmung. Hubert Himmelbauer jedoch, der Schreiner aus München, wurde plötzlich, als man ihm gar keine „Ruh“ mehr ließ, von seinem Bayerngott ergriffen. Die Brüder Germanshäuser erlebten den furchtbaren Ausbruch mit. Als Hubert Himmelbauer seinen

Digitized by Google

Spaten in die französische Erde stieß und dazu brüllte, die Fäuste ballend, wußte man, daß er nicht mehr „ausließ". Alles an ihm war Rache. Er stand wie ein Mensch, dem die Eltern samt dem Elternhause verbrannt worden waren. Doch Ernst und Alfred staunten, als sie verstanden, wem seine Flüche galten. Nur gegen einen Feind sprach Gott aus ihm. Nicht Frankreich war es, nicht Belgien, nicht Rußland. Auf England stürmte sein Haß. Die „Malefizen", die hatten das Unheil angerichtet. Dort lag die Sünde, gegen die ein christlicher Soldat ins Feld zog. „Gott strafe England," flüsterten Ernst und Alfred, als sie den Zorn des Hubert Himmelbauer sahen. Dieser Ruf war in deutschen Schützengräben Kennwort geworden. Den Brüdern Germanshäuser aber kam Gott zum erstenmal auf die Zunge. Jener alte, biblische, heimsuchende Gott, dem ihre Vorfahren gedient, und der immer wieder den Krämergeist vom Menschengeiste geschieden hatte. —

An der Marne mußte man die mühsame Schanzarbeit andern Kameraden lassen. Ein neuer Befehl rief nach Norden. Antwerpen war gefallen. Der Durchbruch zum Meere wurde erstrebt. In Flandern konnte das Tor gebrochen werden, das die Umgehung des feindlichen Flügels ermöglichte. Ernst und Alfred fühlten, als sie nach Flandern kamen, daß sie Schicksalsboden betraten. Hier galt es nur ein Ziel; man hatte keine Zeit mehr, das fatalistische Spiel mit fliegenden Teufeln zu treiben. Ernst und Alfred wurden stillschweigend einig. Als Brüder schlossen sie sich enger zusammen als je. Als Brüder wußten sie, was sie den Eltern zu schreiben hatten. Sie fanden in ihren Briefen die rechte Wage zwischen Beruhigung und Vorbereitung. Die Mutter antwortete ihnen — der Vater konnte es nicht, denn er war krank. Ihn hatte die Angst um seine Söhne gepackt. Er war nun wirklich ein alter Mann. Jung dagegen, wie vor Jahrzehnten, regte die

Digitized by Google

Mutterseele noch einmal ihre Flügel. Ihre Antwort erschien fast sorglos — doch wenn man sie wieder las, ertönte das süße Leid des tiefsten Bangens.

Alfred galt es zumeist — Ernst wußte es. Er vermißte nichts in dem Briefe der Mutter. Er wollte Alfred behüten, so lange es möglich war. Insgeheim erschrak er vor sich selbst, als dieser Wunsch ihn beherrschte. War Alfred denn in einer größeren Gefahr als er? Brauchte man für ihn die Schicksalskugel früher zu fürchten? Allmählich wußte Ernst, was ihn ergriff. Alfreds Mut war groß, aber er diente nur der Resignation. Jede Körperwunde wollte er zur Heilung der seelischen nützen. Die war noch da. Er trug sie durch den Sturm der Zeit und wußte nicht, daß Ernst sie bluten sah. Er hatte Isabel Bimm nicht vergessen.

Die Sehnsucht schlief nicht ein im Schützengraben. Sie war die einzige Flamme im harten, gleichförmigen Dunkel. Zuweilen sah Alfred seinen Bruder mit einem weichen, dem Lächeln nahen Ausdruck an. Es war, als ob er zu ihm sagen wollte: „Sei nicht zu überlegen. Ich habe wenigstens den Schmerz der Leidenschaft in den Krieg mitgenommen. Das ist ein Glücksrest. Konntest du auch den Schmerz zu Hause lassen?"

Sie sprachen von Isabel nie. Dennoch lebte sie mit ihnen in der grotesken, neuen Welt. Wenn sie nach allen Gefahren und Entbehrungen auf den Humor dieser Welt kamen, sahen sie sie mit Isabels Augen. Ihr gehörte die Leichtigkeit, die man jetzt brauchte. In der feuchten Erdhöhle zu hausen, vorweltlich genügsam — an einem Mahagonitisch zu „speisen", auf Empirestühlen zu sitzen, die aus flandrischen Schlössern stammten — mit welcher tiefen Komik kennzeichnete es ihre einstige Kultur. Wie war doch all das Erlesene, das sie in ihren Münchener Wohnungen gesammelt hatten, im Grunde nichts Besseres gewesen. Ein Kramladen von Überlieferungen, die man nie besessen, sondern

Digitized by Google

nur „requiriert" hatte. Das einzig Neue, das im „Chateau Schützengraben" dazukam, war die ausschließliche Wertung nach der Gebrauchsfähigkeit. Um die hatte man sich einst am wenigsten gekümmert. Schmied Hawerkamp brachte eines Tages vom „Gerümpellager" eines erstürmten Schlosses einen etwas rätselhaften Gegenstand mit. Er war sehr stolz darauf und behauptete, daß er einen famosen „Eßtisch" ergattert habe. Zu seinem größten Erstaunen hob man die eingezwängte Platte des netten Möbels auf, und es stellte sich heraus, daß der Eßtisch ein Zimmerklosett war. Da gab es einen Jubel im Schützengraben, der bis zu den Franzosen hinübertönte. Die ärgerten sich, wenn es den Deutschen gut ging; sie machten sich durch Schießen Luft. Hubert Himmelbauer, der eben aus vollem Halse lachte, schrie auf — ein Streifschuß hatte ihn an der Backe getroffen.

Überirdische Lampen gab es für die prächtige Einrichtung des Schützengrabens. War es einst anders gewesen? Man hatte nur zu wenig emporgeblickt in die wahre Höhe. Wie tröstlich hatten die Sterne auch am deutschen Himmel gebrannt! Nun gaben dieselben stummen Gotteszeichen einen magischen Schein über flandrische Äcker. Armer, stumpfer Blutdurst lauschte von Graben zu Graben. Ernst und Alfred lagen auf der feuchten Erde und suchten ihren Gewehrläufen ein Ziel. Drüben regte sich nichts. Aber eine Vision kam plötzlich vor Alfreds Augen, die sie aufleben ließ und fieberig glänzen. Zwischen den Schützengräben tanzte ein wunderbares Weib. Es schritt mit den nackten Silberfüßen feierlich über die schwarzen Ackerschollen hin und dehnte sich in anmutiger Lust und beugte sich inbrünstig vor den Sternen. Was machte sie so stolz in dieser höllischen Nacht? Sie war unverwundbar. Freund und Feind konnten sich an ihr nicht rächen. Wofür auch? Was war jetzt noch betrogene Liebe? Vergessen die Dirne — und doch: die

Digitized by Google

Träume gehörten ihr. Die Träume von tausend erschöpften, sich rastlos marternden Männern. Franzosen, Engländer, Deutsche — alle kannten das tanzende Weib. Tausend Gewehrläufe waren auf sie gerichtet. Keiner konnte sie treffen. Ihr spukender Flattergeist war gefeit.

Alfred wandte den Kopf zu Ernst. Sah auch er die Erscheinung? Ernstens Augen schienen geschlossen, obwohl er noch immer ein Ziel für sein Gewehr suchte. Das grünlich bleiche, hagere Gesicht war regungslos. Plötzlich merkte Ernst, daß sein Bruder ihn ansah. Da wandte er ihm seine Augen zu. Es war ein Ausdruck, den Ernst nur von einer Stelle haben konnte: Er sah ihn mit den Augen der Mutter an. Alfred aber blickte fort. Das Bild des tanzenden Weibes war verschwunden. Er glaubte statt seiner die Franzosen auftauchen zu sehen, und plötzlich drückte er ab. — „Was tust du?! Wir dürfen noch nicht schießen!" flüsterte Ernst erschrocken. — „Ach so!... Ach, Gott!... Hoffentlich kommt der Hauptmann nicht!... Ich habe mich getäuscht!" —

Die Sehnsucht schlief nicht ein im Schützengraben. Sie war die einzige Flamme in dem harten, gleichförmigen Dunkel. Aber ihre Gefahr wuchs, je härter sie gebettet wurde. Bevor die Körper einer lauernden Seuche verfielen, gaben die Geister noch ein hölliſches Fest. Das tat der erste Fieberwahn. Langsam schlich er sich in die todmüden Köpfe und verhängte ihre letzte Klarheit mit schimmernden Tüchern. Verwirrung kam und fragte: „Wo ist eigentlich unser Feind? Da drüben — nur ein paar hundert Meter weit? Wirklich? Ist das unser Feind? Geht's ihm nicht ebenso wie uns? General Kopf sagt: Wir müssen töten! Der Gemeine aber, der elende Gemeine, Leib genannt, schließt Waffenruhe!"

Er tat es sacht und unbewußt — hüben wie drüben. Er durfte es tun, ohne das deutsche Heldentum zu schädigen.

Digitized by Google

Als aus den Wochen im Schützengraben Monate wurden — da teilte sich der Tag in Beschaulichkeit und Todesgier. Beide Zustände wurden stillschweigend respektiert. Schmied Hawerkamp hatte sich in einem Dorf einen kleinen Hund gefangen. Das Tierchen blieb ihm treu und ließ sich im Schützengraben dressieren. Es wurde zum Parlamentär zwischen Deutschland und Frankreich. Es brachte die drolligsten Briefe in Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch. Sie wurden ihm an den Schwanz gebunden. Den lichten Friedensengel hätte man sich nicht schöner vorgestellt als Hawerkamps kleinen Spitz. Milde trat ein und menschliches Sinnen, bis die Stunde wieder kam, die Stunde des Krieges.

Nur Hubert Himmelbauer aus München war mit dem freundlich-grausigen Schwanken nicht einverstanden. Er tat nicht mit. In sich gekehrt, saß er vor einer schwarzen Regenlache und fluchte vor sich hin: „An Sturm, an Sturm! An Sturm miß ma ham! I krepier asunst'n!"

Die Brüder Germanshäuser hörten ihn. Es war zur Dämmerstunde eines grauen Novembertages. Schmutzig und trostlos lag der flandrische Acker vor ihnen. Immer dasselbe unfruchtbare Erdreich. „Einen Sturm müssen wir haben!" Ernst bewegte die fahlen Lippen, als spräche er es dem Bayern nach. Dann sah er Alfred an. Der hockte, vom Feinde abgewandt, auf einer Weinkiste und starrte vor sich hin. Alfred wußte es noch nicht — die Feldpost, die heute gekommen war, hatte doch etwas gebracht. Ernst hatte es dem Bruder schenken wollen, das Einzige, was ihn hier noch erfreuen konnte: Nachricht von Isabel Bimm. Bisher hatten sie kein Wort von ihr gehört. Was war für Alfred aber zu fürchten? Sie lebten nicht mehr unter der Bürgermoral von einst. Der Dämon der Vergangenheit war nicht der Dämon der Gegenwart. Alles wurde größer, wilder und gefährlicher. Wenn die Nachricht von Isabel nur gut gewesen wäre! Doch sie war nicht gut. Peter

Digitized by Google

Heilmann hatte Ernſt geantwortet. Peter Heilmann war von ihm gebeten worden. Nun trug Ernſt ſeinen Brief auf der Bruſt. Er drückte ihn wie eine heiße Eiſenplatte, aber Ernſt vermochte ihn nicht fortzunehmen, weil ſein Gewicht für Alfred nicht zu ermeſſen war.

Plötzlich wiederholte auch der Bruder Hubert Himmelbauers Worte: „Einen Sturm müſſen wir haben! ... Haſt du's gehört, Ernſt? Aber es heißt: Order parieren. Manchmal glaub ich, wir verdorren hier — oder wir ſind ſchon längſt verdorrt. Was willſt du dagegen ſagen? Der Krieg iſt Mann gegen Mann — hier iſt nur Inſtinkt gegen Inſtinkt. Es muß ſein, ſagt man. Alſo ein Fatum. Da frage ich mich, Ernſt: Wenn dieſes Fatum ein ſo heiliges und einziges Recht auf uns hat — warum hatte es eigentlich das andere nicht? Das frühere mein ich, das auch ‚Verderben' hieß in ſeiner großen Schönheit? Es hat uns gemartert, aber mit unſerm Willen, Ernſt, und es war gewiß nur Kraft — Kraft!"

Alfred ſprach eigentümlich ſchwer. Sein entſtelltes Geſicht war tief beſchattet, aber die Augen leuchteten groß und klar. — „Wovon ſprichſt du?" fragte Ernſt. Er wußte es freilich ſeit den erſten Worten des Bruders. — „Verſtehſt du mich wirklich nicht? Oder haſt du nur Angſt, mich zu verſtehen? Wir ſind doch ſonderbare Geſchöpfe. Ich glaube, wir ſind die böſen Zwiſchenſtufen zwiſchen Menſch und Übermenſch. Nietzſche hat uns nicht fertig gemacht! Ich fürchte, das iſt ihm mit Millionen paſſiert! Warum ſind wir nicht Menſchen geblieben? Schmied Hawerkamp, Bäcker Meibel! Ihre Glorie iſt die wahre, ſag ich dir!" — „Wir wollen warten, bis wir heimkommen, Alfred." — „Glaubſt du noch daran? Ich kann mir gar kein Bild davon machen. Ich ſehe nur zurück. Und da erleb ich was, Ernſt ... was Furchtbares. Aber nein — das iſt ſchlecht von mir — ich ſollte es dir verſchweigen." — „Was heißt

Digitized by Google

das, Alfred? Wahre Kameradschaft verträgt doch alles.“ Ernst erschrak nach diesen Worten und drückte die Hand auf die Brust ... dort stak Peter Heilmanns Brief.

Aber Alfred merkte es nicht. „Also gut ... Du bist viel beherrschter als ich ... Gut ... Ich hab es nämlich erlebt, daß ich genau auf derselben Stelle stehe wie vor dem Kriege. Ja, Ernst! Versteh mich nur recht — ich bitte dich! Gewiß, wir haben was geleistet — wir haben beide das Eiserne Kreuz — wir kasteien uns und büßen ab, was schwach und schlecht und unsinnig war! Aber wo steckt der neue Sinn? Welche Mittel erkämpfen ihn? Auch nur die furchtbarsten, grausamsten Zweckmittel! Die Ehrfurcht vor dem Körper ist über den Haufen geworfen! Raubtiergeist entscheidet! Und nun frage ich dich: Haben wir beide nicht das schönste Raubtier gekannt? Das stärkste und gefährlichste? Bismarck sprach, glaub ich, mal von einer eisernen Faust im Samthandschuh! Ja! Wir haben sie zu fühlen bekommen! Damals und jetzt! Damals fehlte uns nur, was wir jetzt haben! Dynamit! Das Allerstärkste! Wenn man sich damit wehrt — dann bleibt nichts übrig von dem schönen Raubtier! Warum auch? Muß denn was übrig bleiben?“

Ernst sah ihn in tiefer Verwirrung an. „Du überraschst mich, Alfred ... Ich wußte schon lange, was dich beschäftigt — außer dem Lauern und Spähen das eine allein. Du denkst an Isabel. Aber du sprichst jetzt anders von ihr ... Was hast du?“ — Der Bruder schüttelte sich konvulsivisch. Sein Gesicht war gedunsen, er schloß die Augen — dann faßte er sich gewaltsam: „Entschuldige! ... Es war nur der Name! ... Zum erstenmal — zum erstenmal, seitdem wir hier draußen sind, hör ich ihn, Ernst! ... Laß gut sein! ... Also, was meintest du? ... Ich spreche anders von ihr? ...“ — „Ja, Alfred. Du scheinst endlich dort zu stehen, wo du stehen mußt. Wohin dich nur der Krieg

Digitized by Google

bringen konnte. Du willst dein Mannestum durchsetzen. Wenn's auch nur mit Dynamit geht! Wenn auch nichts übrig bleibt von ihr . . .!" — „Ernst, du sprichst so sonderbar — — verheimlichst du mir was?" — „Ich wollt es . . . Ja . . . Aber nun seh ich plötzlich, daß es nicht mehr nötig ist . . . Du bist meiner Sorge schon weit voraus . . ."

„Hast du Nachricht von ihr?!!" Alfred schrie es. Ein unwilliges Murren entstand um die Brüder herum. Zum Teil kam es von Soldaten, die schlafen wollten — zum Teil auch von solchen, die zielten und fürchteten, daß der Feind aufmerksam würde.

„Ich habe — ja, ich habe Nachricht. Peter Heilmann hat mir geschrieben. Ich bat ihn darum, denn er ist ein zuverlässiger, gerechter Mensch. Es ist schade, daß wir immer an ihm vorbeigegangen sind. Er kennt Isabel —" — „Gib her!" Alfred riß den Brief an sich. Den Teil, der Ernst am tiefsten bewegt hatte, die Schilderung der Tragödie Jonathan Erbs, überflog er. Jetzt war er bei dem, was ihn einzig anging: ‚Sie fragen mich nach Isabel Bimm. Sie ist in München, und ich habe sie zweimal gesehen. Ich komme ja nur noch selten in die Stadt. Sie machte auf mich, offen gestanden, einen traurigen Eindruck. Ich weiß, daß Sie und Ihr Bruder ihr nahegestanden haben. Sie wollen trotzdem alles von ihr wissen. Das verstehe ich, denn Sie sind ja im Krieg. Da bekommt man wohl alles unter sich. Ich kenne Isabel Bimm ganz gut. Was ich Ihnen erzähle, gründet sich nicht etwa darauf, daß ich sie mit Prosper Tiedgen gesehen habe, oder daß ich weiß, sie hat noch ein bißchen Luxus durch einen gräßlichen, alten Baron — das wissen Sie vermutlich besser als ich. Nur die Gegenwart entscheidet bei diesem seltenen Wesen, das wirklich ohne Vergangenheit ist, soviel sie ihr auch nachgesagt wird. Nein, lieber Ernst Germanshäuser — ich möchte Ihnen nur

Digitized by Google

ſagen, wie ſie mir jetzt als Teil im Geſamtbilde unſerer Welt erſcheint. Sie zeigt eine Müdigkeit, die ihre Schönheit verdirbt. Verſtehen Sie mich? Sie macht ſogar den Eindruck der Vernachläſſigten. Es kommt ihr nicht mehr darauf an! Und warum? Vielleicht kommt es auch der Welt nicht mehr auf ſie an! Mit ihr verſinkt der ungeheure Bezirk unſerer falſchen Genüſſe! Die Welt hat keinen Sinn mehr für ſie! Sie wird noch eine Weile wandern und taumeln — ſchließlich fallen vielleicht — ich weiß es nicht. Jedenfalls iſt meine letzte Sympathie für ſie Trauer. Nicht die ſentimentale Verwechſlung mit einer geſunkenen Größe, ſondern die ehrliche Erkenntnis, daß noch immer Schönheit in dem iſt, was wir von uns abſchütteln müſſen.'

Alfred ſtarrte lange in den Brief — dann zerknüllte er ihn. — „Bleib doch ruhig," bat Ernſt. „Er iſt wenigſtens ehrlich —" — „Ja! Ebenſo ehrlich wie verſtändnislos! Er hat keine Ahnung von ihr! Ich laſſe ſie nicht von ihm bedauern!" — „Ich bereue, daß ich dir den Brief gezeigt habe." — „Kameradſchaft verträgt alles, haſt du geſagt? Ja, Ernſt! Du konnteſt ihn mir nicht verheimlichen! Aber nun will ich dir auch nichts mehr verheimlichen! Wenn die ganze Welt keinen Sinn mehr für ſie hat — ich habe ihn! Ich verrate ſie nicht! Auch hier nicht, in dem naſſen, dreckigen Loch! Wehe der Welt! Sterben ſie alle, um die Leichtigkeit der Seele zu verlieren? Ich dachte, ſie zu gewinnen wäre das Ziel! Iſabel hat ſie! Iſabel ſollte uns vorſchweben! Die große Dirne meinetwegen! Das ‚reine Mädchen' haben wir ja hinter uns! Was kann das uns noch helfen?" — „Beruhige dich, Alfred — ſprich nicht ſo laut — ich bitte dich, wenn dich jemand hörte! Bedenke, wie wir uns bisher geführt haben —" — „Bedenke du das! Vielleicht ſicherſt du dir ein glänzendes Avancement! Ich will dahin, wo ſie ſteht! Sie ſpottet

Digitized by Google

über uns, die ‚Gefallene'! Weißt du, was sie zu mir gesagt hat? In München noch? Soldaten werdet ihr? Ich dachte, ihr würdet Flieger! Flieger! Nein, das sind wir nicht! Aber ich hab es noch in mir, was zu ihr will! Und ich weiß jetzt, was mich niedergehalten hat in stumpfer Qual! Was hat Hubert Himmelbauer gesagt? Einen Sturm müssen wir haben!!! Ernst! Einen Sturm!"

Er warf sich an seine Brust. Ratlos hielt Ernst den Bruder. Doch bevor er ihm zureden konnte, fühlte er sich von einer starken Hand ergriffen. Furchtbar erschrocken fuhr er auf. Der Hauptmann stand vor den Brüdern. Er war ein tapferer Soldat, aber ein bitterer und bedrückter Mann, der seine Strenge nicht ohne Härte lassen konnte. Im Gegensatz zum Grafen Ring liebte er die Brüder Germanshäuser nicht. Er wußte, daß sie tüchtige Soldaten waren, aber sie gehörten für ihn noch immer zu jener verdächtigen Jugend, die überwunden werden sollte. Jetzt hatte er sie seit einer Viertelstunde beobachtet. Er kochte vor Zorn — die Brüder benahmen sich, als ob es keine Disziplin mehr im Schützengraben gäbe. Nun hielt sich der Hauptmann nicht mehr. Er kam gebückt heran. Aufrichten durfte sich niemand. Sobald eine Helmspitze über den Grabenrand ragte, schossen die Franzosen.

„Germanshäuser! Zum Kreuzmillionendonnerwetter, was fällt Ihnen eigentlich ein? Entweder heißt es jetzt, auf dem Posten bleiben oder schlafen! Haben Sie nicht Wache? Wollen Sie unaufhörlich mit Ihrem Bruder schwatzen? Sie stören die andern! Ihr seid doch schon alte Soldaten! Mich wundert, daß ich euch das noch sagen muß!"

Ernst hörte die Vorwürfe des Hauptmanns mit dumpfem Kopf. Es war ihm lieb, daß sie nur an ihn gerichtet wurden. Alles drängte sich in ihm, Alfred zu verteidigen: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Hauptmann — mein Bruder — —" — „Was ist mit Ihrem Bruder? Ist er

Digitized by Google

krank? Er hat doch eben was von Sturm gerufen — ich hab es ganz deutlich gehört! Ich bitte mir aus, daß das nicht noch einmal vorkommt! Es gibt jetzt Elemente in der Kompagnie — die stehen dicht vor der Insubordination! Ihr wißt doch, was im Krieg darauf steht? Wenn ihr durchaus nicht gehorchen könnt, wird man euch dazu zwingen! Es gibt nicht eher Sturm, als bis ich es befehle!"

„Ja, ja, Herr Hauptmann! Zu Befehl, Herr Hauptmann —!" — „Wird Ihr schlapper Herr Bruder nicht auch endlich mal merken, daß ich vor ihm stehe?" — „Alfred!!" Ernst riß ihn gewaltsam hoch. Plötzlich erkannte Alfred den Vorgesetzten. Da gab ein verzweifelter Ruck ihm Haltung. Beide Brüder standen stramm — der Hauptmann aber blieb gebückt. „Was fällt euch denn ein?" keuchte er. „Wollt ihr euch zur Zielscheibe machen?! Seid ihr verrückt geworden?! Nieder mit den Köpfen! Ihr ragt ja bis zum Bauch aus dem Graben! Nieder mit euch!" — Aber die Brüder Germanshäuser standen wie aus Stein. Sie wollten ihre Insubordination gut machen. Der Hauptmann verlor die Fassung — vergebens waren seine Befehle. Und es wurde immer schlimmer. Allmählich schlossen sich auch andere Soldaten an. Man tat, was die Brüder Germanshäuser taten. Der Feldwebel kroch schimpfend herbei. Alles umsonst. Die Brüder standen. „Nieder mit euch, Kerls! Runter! Deibel noch mal —!"

Da krachte es aus dem französischen Schützengraben. Nicht von einer Stelle nur — als ob die höllischen Kutscher überall säßen, sausten die Peitschenschläge auf der ganzen Linie. „Da haben wir's!" stöhnte der Hauptmann. Er wollte, seiner nicht mehr mächtig, die stramm stehenden Brüder niederschlagen — da sah er, daß der Feind ihm zuvorkam. Die Germanshäusers fielen. Plötzlich kam in den Zorn des Hauptmanns ein rasender Schmerz: „Also

Digitized by Google

gut denn! Ihr habt es nicht anders gewollt! Sturm, Kinder! Sturm!!"

Er riß den Degen aus der Scheide und ſtieg aus dem Graben. Im nächſten Augenblick hatten ihn alle verſtanden. Wilder Jubel tobte dem Hauptmaun nach. Man ſah ihn noch eine Weile in der vorderſten Reihe — dann ſtürzte er. Aber ſeine Leute rächten ihn. Unüberwindlich eroberten ſie den franzöſiſchen Graben. —

Im deutſchen war es ſtill geworden. Dort lagen nur noch zwei, und ein dritter kniete bei ihnen. Bäcker Meibel hatte die Brüder Germanshäuſer fallen geſehen. Er war allmählich ein halber Sanitätsmann geworden und tat ſein Mögliches. In tiefer Freude erkannte er, daß die Brüder noch atmeten. Um Alfred ſchien es freilich ſchlecht zu ſtehen. Der blutete aus dem Munde — das ſah Bäcker Meibel bei Ernſt Germanshäuſer nicht. Er grübelte angſtvoll in ſeinem Helferdrang. Er bat ſeinen nahen, allmächtigen Gott. Und der erhörte ihn. Eine Rotte vom ‚Roten Kreuz' ſuchte den verlaſſenen Schützengraben ab. Sie konnte die Verwundeten bergen. Während Bäcker Meibel ſein Dankgebet flüſterte, erſcholl von drüben her das Siegesgeſchrei der Kameraden.

XVIII.

Das große Lazarett im belgiſchen Etappengebiet war von Verwundeten angefüllt. In ſchaurig großer Gegenſätzlichkeit kämpfte der helle Geiſt reinlicher Ordnung mit dem dunklen der Wunden und Qualen. In die langen Baracken leuchtete gelber Herbſtſonnenſchein. Von den Dächern wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuz.

Ernſt und doch vom Frohſinn ihrer barmherzigen Pflicht umſchimmert, arbeiteten die Schweſtern an den Betten. Unermüdlich waren alle — ſtandzuhalten vor der ungeheuren

Digitized by Google

Anforderung war die neue Ehrensache der Frau. Doch ließen sich unter den Schwestern zwei Gruppen unterscheiden: Die eine kam aus jahrelangem Pflegedienst, war gesetzten Alters und hatte vor den Schmerzen der Kreatur eine milde, aber nicht tief mitfühlende Fassung. Ihr war die Pflege zur Berufsarbeit geworden. Ältere Ärzte arbeiteten mit dieser kühlen Sachlichkeit am liebsten. Jüngere schätzten die andere Schwesterngruppe mehr. Sie hatte nur der Krieg zur Pflege berufen. Sie zeigte ein anderes Wesen, aber dieselbe Aufopferung. Doch den viel härteren Kampf gegen seelische Eindrücke hatte sie zu bestehen. Sie konnte nicht anders, als die Leiden der Krieger mitempfinden. Das erst gab ihr das sittliche Gesetz, das Wachsen über sich selbst hinaus. Es waren gleichsam Schwestern der Kriegsfreiwilligen. Blässer waren sie, unruhiger, und in ihren jungen Augen brannte ein Sehnen, das die ‚Erfahrenen' vergessen hatten.

Zu der zweiten Gruppe gehörte in dem großen, belgischen Lazarett eine Schwester, die es besonders schwer hatte, weil sie hübscher und jünger war als die anderen. Manche Kollegin wollte sie nicht aus der Stellung einer ‚Helferin' herauslassen; die Ärzte aber wußten, daß Änne Neubrück eine vollgültige Schwester war. So wiederholte sich sogar im Berufskreise des reinen Erbarmens, was nur noch in entwerteten der Vergangenheit hätte vermutet werden können.

Änne merkte es kaum. Ihr Dienst beherrschte sie ausschließlich. Sie hatte ihr junges Temperament ganz auf die Sache gestellt. Nun war sie schon zwei Monate im Feindesland. Als sie noch in München gepflegt hatte, war ihr die ganze Schwere des Weltgeschehens nicht nahe gerückt. Die zurückgekehrten Verwundeten waren bei all ihren Leiden doch schon über das Ärgste hinaus gewesen. Dazu ihr neues Heimatsgefühl, die Verbindung Ännes mit

Digitized by Google

der eigenen Vergangenheit — zu Hause wußte man nichts vom Kriege. Deshalb hatte Änne nur getrachtet, fortzukommen. Dorthin, wo die Wirklichkeit war. Wo sie ihn wußte, ihn, in dem endlos wilden Ringen an seines Bruders Seite.

Die Erfüllung ihres Wunsches wollte sie anfangs niederwerfen. Das hatte sie in ihren schwersten Träumen nicht erwartet. ‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an . . .' Wie leer hatte sie oft das Dichterwort gebraucht. Jetzt ging sie an seine Quelle zurück. Aber Leiden wollte Leiden — Kraft wollte Kraft. Änne rang mit ihrem schwächeren Ich, bis es ihr gehorchte. Sie durchmaß in diesen wenigen Monaten Jahre. Jetzt wußte sie erst, was es hieß: ernst werden. Daß sie diese Lehre überhaupt einmal von denen erwartet hatte, die ihr das Leben geschenkt, begriff sie nicht mehr. Es hieß auch gegen sie gerecht sein, keine sinnlose Forderung mehr an sie stellen. Das war die Kraft der neuen Jugend. —

So ging Schwester Änne durch das fürchterliche Einerlei ihrer Tage und entkleidete es allmählich seiner Schrecken. Das ergebene Lächeln der Älteren hatte sie nicht — noch zuckte es auf ihrem jungen Gesicht von begreifendem Weh. Sie fühlte mit und trotzte mit, und wenn sie bessern konnte, rang sie auch die Freude der Besserung herbei. So wischte keine den Angstschweiß ab, wie Schwester Änne. Es war, ob er auch an ihrer schönen Gesundheit trocknete. So redete keine zum Essen und Trinken zu. Der Kranke glaubte ihr, daß es gut schmeckte. Wenn sie die keuschen Mädchenarme um fremde, fieberheiße Männerkörper legte, wenn sie dem Amputierten Krücken gab zum ersten Gehversuch — das Materielle wurde von ihr besiegt. Ihr Lächeln küßte die Attribute des Elends. Es gab kein Verzagen mehr — der Soldat mußte über alles Herr werden. So konnte Schwester Änne helfen, das zarte, willensstarke Ding. Was

Digitized by Google

wußte sie noch von der ruhelos bitteren Glücksuche der Änne Neubrück von einst? —

Das Ziel dieser Suche freilich hatte sie nicht vergessen. Es gab ihr die eigentliche Triebkraft, auszuharren. Doch Ernst Germanshäuser blieb ihr so nahe und so fern, wie einst. Sie wußte, daß er in Flandern war, aber nicht, bei welchem Truppenteil. Am schwersten wurde ihr der Widerstreit der Frau, die um seine Unversehrtheit bat, und der Pflegerin, deren tiefster Lohn seine Rettung werden konnte. Grübelnd ging sie diesem Konflikt nach. Mancher ihrer Pfleglinge mochte ahnen, daß Schwester Änne nur aus eigener Not soviel Liebe spenden konnte. — —

Eines Morgens kamen aus der Baracke Nummer zwei, die von der Nummer eins durch einen schmalen Kanal geschieden war, einige Rekonvaleszenten herüber. Sie waren noch lange nicht dienstfähig, hatten aber den Müßiggang des Lazarettlebens satt und wollten sich hinter der Front nützlich machen. So meldeten sie sich zu allerlei Hilfsleistungen. Für Requisitionen in der nahen Stadt waren sie gut zu gebrauchen. Einer brachte sogar ein Fahrrad mit, obwohl er noch hinkte. Er suchte sich eine Schwester, die ihm Aufträge geben sollte. Kurz entschlossen trat er zu Änne Neubrück. Es war der wunderlichste Augenblick, den Änne bisher im Kriege erlebt. „Hubert!" rief sie und streckte dem Rekonvaleszenten die Hände hin. Keine Täuschung — Hubert Himmelbauer aus München stand vor ihr.

Er erzählte schnell, was er erlebt hatte — den Sturm auf den französischen Schützengraben, bei dem er seinen Beinschuß bekommen — alles. Er zitterte vor Freude über das unverhoffte Wiedersehen. — „Ach, man weiß ja gar nichts!" stammelte Änne. „Man ist ja immer bei der Arbeit! Wir ahnen hier nicht, wer drüben in Nummer Zwei liegt! . ." — „Ja, da fallt mir was ein! Was fallt mir denn da ein, Fräul'n Neubrück!" rief plötzlich Hubert

Digitized by Google

Himmelbauer. „Ach, entschuld'gen schon! Schwester Änne wollt ich sagen natürlich!" — Änne verfärbte sich — er aber hatte ihr Erschrecken mißverstanden. „Was denn? Was meinen Sie denn?" — „Ja, meiner Seel, mir is halt also, als müßten Schwester Änne noch zwei andere drüben kennen!" — „Zwei andere —?" — „Ja, einen von die zwei ganz g'wiß! Zwei Brüder san's halt! Aber die lieg'n noch fest! Die san aus meiner Kumpanie! Aus München san's! Alle zwei! Das heißt aus Berlin — gebor'n san's in Berlin!" — Änne hielt sich an einem Bettpfosten fest. „Wie — heißen sie denn? Ger— —?"— „Ja, ja! Ganz recht! Germanshäuser! So heißen's! Sehr brave Leut! Sehr gute Kam'raden! 's is schad um sie! Aber Fräul'n Neubrück, was haben's denn?"

Änne war zur Oberpflegerin hinübergeeilt. Die freundliche Dame war ihr gewogen und erlaubte einen kurzen Besuch. Sofort lief Änne über das Feld zur Kanalbrücke. Drüben lag Baracke Nummer zwei. Änne geriet sogleich an den Oberstabsarzt, der ihr barsch in den Weg trat, denn er liebte Ordnung, und diese junge Schwester gehörte nicht hierher. Doch Änne rührte ihn durch den Ton ihrer Bitte. Er ahnte einen tieferen Zusammenhang. „Nur keine Überraschungen! Das bitt ich mir aus, Schwester! Der eine ist schlecht — wird wohl nicht durchkommen —" — „Welcher?!" — „Welcher? . . . Ja, das kann ich Ihnen nicht gleich sagen. Bei der Menge kann man nicht auch noch die Brüder auseinanderhalten. Aber kommen Sie mal mit — überzeugen Sie sich selbst — nur vorsichtig!"

Er führte die Zitternde zu den Brüdern Germanshäuser. Sie lagen nebeneinander, in alter Gemeinsamkeit. „Der da ist schlechter," flüsterte der Oberstabsarzt, mit Änne hinter die Kopfenden der Betten tretend. Er deutete auf Alfred. Änne stieß einen tiefen Seufzer aus. „Und der, Herr Oberstabsarzt?" — „Schuß in die Schulter. Hat aber nichts

Digitized by Google

mehr auf sich. In acht Tagen wieder auf den Beinen. Der andere — Brustschuß. Schade um ihn."

Änne durfte nicht mehr stehen bleiben. Ernst warf sich, von Schmerz gepackt. Sie mußte dem Arzte folgen. In seinem Zimmer rang sie ihre Bitte hervor. Sie wisse, daß die Oberpflegerin von Baracke eins sie freigeben würde. Ihr Leben hänge davon ab, das Leben der Brüder zu erhalten. Ob es denn nicht ermöglicht werden könne? Sie biete doch die Garantie, daß zwei schwer Verwundete mit besonderer Sorgfalt gepflegt würden . . . ?

Der Oberstabsarzt sah Änne eine Weile an. Es war eigentümlich schön, wie sein Blick unter den schweren Brauen scheinbar hart blieb. Seine Antwort lautete mild: „Sie haben Glück, Schwester. In der Abteilung, wo die Germanshäuser liegen, ist eben eine Pflegerin krank geworden; ich muß für Ersatz sorgen und werde Sie nehmen. Rechtfertigen Sie mein Vertrauen. Drüben kommen Sie ohne Mühe frei." —

Als Änne in seliger Hast ihren Umzug bewerkstelligte, fand sich Hubert Himmelbauer wieder ein. Er trug ihr alles hinüber. Jetzt fühlte sie erst, daß sie den treuen Jungen schlecht behandelt hatte. Sie wollte ihn um Verzeihung bitten, er aber ließ es nicht dazu kommen. „Ah, gehn's weg, Fräul'n Neubrück! . . . I bin doch kan Depp, kan G'scherter! . . . I waaß doch, was die Glock'n g'schlag'n hat! . . . Nur ans hab i des Fräul'n Neubrück frag'n woll'n — aber da san's mir davon g'hupft! . . . Wie geht's denn meiner Schwester? Wie geht's denn, wollt ich frag'n, der Babett?" — „Ach, gut — sehr gut geht's ihr, Herr Himmelbauer! Haben Sie von Ihrer Familie gar keine Nachricht?" — „O, mei! Alle drei Täg! Aber der Vatter und die Mutter schreiben davon nix'n! I waaß scho, daß die Babett — daß net krank is — aber — na, Sie versteh'n mi halt, Fräul'n Neubrück —!" — Änne sah ihn wirr und verlegen an. — „Nein, offen gestanden —"

Digitized by Google

— „Na, was wir halt abg'macht ham mitanand, wie i fortgang'n bin! Also Herrgott Sakra — a Kind hat's also net wieder, dös Frauenzimmer, dös schlamperte?!" — „Nein, nein! Um Gottes willen! Jetzt versteh ich Sie erst!" — „Na, da gratulier' ich! Ja, ja, der Herr Bader! Der Herr Bader aus der Blütenstraß! Dös is an honetter Mann!" — —

Nun war Änne, wohin ihre Sehnsucht sie getrieben hatte. Sie wurde in ihrer heiligen Aufgabe nicht gestört. Die andern Schwestern zeigten freundliches Verständnis. Man forschte nicht einmal danach, welchem der beiden Brüder ihr Kommen galt. Sie lebte für sie mit der gleichen Hingabe. Aber sie hätte ihre Liebe nicht lange verbergen können, wenn Ernst ihr nicht geholfen hätte. Er erkannte sie schon in der ersten Stunde. Aus einem langen, traumwirren Schlaf war er aufgewacht, und die Nachwirkung des Morphiums ließ ihn nur schwer zur Klarheit kommen. Allmählich erst formte er sich das vertraute, schmerzliche Bild. Aber zu den Gestalten, die er sonst im Lazarett gekannt, hatte sich eine neue gesellt. Diese Schwester war noch nie an sein Bett gekommen. Sie war ihm lieb, denn sie verband den Eifer der andern mit etwas Unerklärlichem. Er wußte zunächst nur: es war ihm nahe, er hatte es irgendwie herbeigerufen. Als er Änne, die ihn noch schlafend glaubte, erkannte, nickte er nur. Dieser Augenblick erregte ihn nicht so, wie sie befürchtet hatte. „Du bist es," zog es durch seinen matten Kopf. „Ja, du mußtest kommen. Sei mir heute gegrüßt. Sei ohne Rest der alten Abwehr willkommen." Er schloß seine Augen wieder, damit sie nichts von seinem Erkennen merkte. Nun sah er plötzlich die Blumen vor sich, die in München täglich auf seinem Schreibtisch gestanden. Frau Augenmüller erschien und warf ihm die Vernachlässigung der treuen Spenderin vor.

Ja, treu war Änne Neubrück. Aus dem Chaos seiner

Digitized by Google

Erlebniſſe ſtieg dieſe goldene Gewißheit empor. Er ſtarrte in eine Flamme, die nicht zu verlöſchen war. Trotz Mißbrauch, trotz Gleichgültigkeit und Kälte nicht. Sie brannte für ihn. Sie hatte ihn geſucht, bis ſie aus dem Dunkel der Schmerzen vor ihm aufſteigen konnte. Treue! . . . Das Wort „Liebe" fand Ernſt jetzt nicht. Ein namenloſes Weh ergriff ihn, nicht um das, was er vielleicht verſäumt hatte, ſondern um das, was ſeinem Bruder nicht verliehen werden ſollte. Entſetzt ſtarrte er zu Alfred hinüber. Für einen Augenblick hatte er geglaubt, daß das Bett neben ihm leer ſei, daß an ſeiner Stelle ſchon ein anderer liege! . . . Nein, Alfred lag noch neben ihm, ſtill und wächſern, leblos, fremder allmählich, in ein unbekanntes Land entrückt. Konnte er die Bruderſeele nicht halten? War es ihm denn gar nicht möglich? Sollte er ganz allein bleiben auf dieſer furchtbaren Welt mißbrauchten Menſchentums? Gott hatte ihn nicht ohne den Bruder gewollt. Gott! . . . Das altneue Wort ſeiner Seele hing mit der einen zuſammen, die er verachtet hatte, und die ihm treu geblieben war bis zuletzt. Er ſtreckte ſeine fieberheißen Hände nach ihr aus. Er ſeufzte aus ratlos gequältem Herzen. Da ſtand ſie ſchon bei ihm und beugte ſich zu ſeinem plötzlich nahen, einſt ſo fernen Stolz.

„Ruhig bleiben. Ruhig, Herr Doktor . . ." — Er fühlte ihr wild pochendes Herz und ſah doch den tröſtenden Schein ihrer dunklen Augen. „Sind Sie Änne Neubrück?" flüſterte er. — „Das bin ich. Darf ich hier bleiben?" — „Es iſt mir ſo lieb, daß Sie hier ſind . . . Weinen Sie?" — „Nein, nein! Ich freue mich ja! . . ." — „Ich möchte Sie nicht meinetwegen haben . . . Mein Bruder — ich glaube, meinem Bruder geht es ſchlecht . . ." — „Ich will tun, was in meinen Kräften ſteht . . ." — „Das glaub ich Ihnen . . . Das haben Sie immer getan . . . Ich blieb unter meiner Kraft . . ." — „Herr Doktor . . . Sie haben ſich ſo be-

Digitized by Google

währt ... Was soll unsereins da sagen?" — „Bewährt? ... Das ist das Wort ... Ich danke Ihnen dafür — mein Kopf ist so schwach — ich konnte nicht mehr darauf kommen ... Bewährt! ... Ja, wir müssen uns alle bewähren ... Alfred hat es getan ... Aber sie — sie hat ihn nicht aufkommen lassen — sie hat ihn gestürzt vor dem Ziel ... Nun fürchte ich für ihn ... Ich will nicht, daß ich nur Treue finde ... Treue soll auch zu ihm kommen ... Denn das weiß ich jetzt — auf Treue kommt es an ... Darum kämpfen wir ... Darum ist der ganze Krieg ... Darum sind wir Deutsche."

„Ruhig, ruhig, Herr Doktor ... Ich versprech es Ihnen. Es ist ja so gut, daß Sie bald gesund werden. Das ist ganz gewiß, Herr Doktor ..." — „Alfred soll auch gesund werden! Meine arme Mutter! Die überlebt es nicht!"

Der Oberstabsarzt trat heran. „Na? Aufgewacht, Germanshäuser? Schöne Überraschung gehabt? Ja, Sie sind ein Glückspilz. Extrapflegerin — das laß ich mir gefallen. Na, wir verstehen uns. Lohnen Sie's nur der Schwester, verhalten Sie sich ruhig, befolgen Sie alles. Dann wird's bald." — „Wie geht es meinem Bruder?" — Der Oberstabsarzt antwortete nicht und beugte sich über Alfred. Nach einer Weile wandte er sich wieder zu Ernst: „Germanshäuser," begann er mit unsicherer Stimme, „hören Sie mal zu ... Sie müssen sich jetzt zusammennehmen ..." — „Bewähren! ..." — „Sie müssen sich dankbar zeigen, meine ich, daß Sie am Leben bleiben ... Denken Sie doch mal, Germanshäuser, was das heißt: Jetzt leben!" — „Herr Oberstabsarzt — mein Bruder — —" „Der ist ein ganz famoser Soldat — ein Held, der nicht so bald vergessen werden wird — ich weiß. Aber man muß sich darauf gefaßt machen ... Wozu die böse Überrumpelung? ... Das letzte ist uns allen gewiß ..." — „Herr Oberstabsarzt!" — „Seien Sie ihm ein guter Bruder bis zuletzt.

Digitized by Google

Erleichtern Sie's ihm. Sie sollen nicht erst erschreckt werden. Zu machen ist nichts mehr. Besser heute als morgen." — Ernst wollte sich aufrichten, aber Änne hielt ihn, und ihre Berührung war ein so reines Erbarmen, daß er sich erschauernd an sie schmiegte. — „Der Soldat sieht dem Tode immer ins Gesicht. Wohl dem, den er als Helden trifft."

Diese Worte des Oberstabsarztes hörte Ernst noch — sie verklangen im Nebelwallen von Traum und Wirklichkeit. Änne legte ihn sanft in die Kissen zurück. „Ich gehe zu Alfred," flüsterte sie. — Ernst nickte. Jetzt schien er ruhiger zu werden. Er beobachtete den rinnenden Sand der Zeituhr. Sein Bruder starb neben ihm, wie er neben ihm gelebt hatte. Mehr als Ernst jetzt für ihn tat, hatte er auch im Leben nicht für ihn tun können. Er legte seine schwache Hand auf die absterbende des Bruders. Er sah mit einer rätselhaften Angst auf die junge Schwester, die aus der Heimat der Seelen gekommen war und als das verkannte Weib an Alfreds Lager saß. Von ihrem milden Gesicht wollte er ablesen, wann sein Bruder die Welt verließ.

Es wurde Abend. Noch lebte Alfred. Ein kupferfarbener Schein des sinkenden Lichtes lag auf seinem fremden Gesicht. Da bewegte er noch einmal die Lippen. Ernst suchte sich zu erheben: „Änne! Schwester Änne! — — Was sagt er?" — „Er spricht von Ihnen . . . Er sagt, Sie möchten an Vater und Mutter denken . . ." — „Nur an die?" — „Nur an die . . ." Änne blieb über Alfred gebeugt. Es dunkelte. — „Schwester Änne . . ." — „Ja, Ernst, ich komme . . ." — „Schwester, warum wird denn alles so schwarz? . . . Warum soll ich denn ganz allein bleiben . . .?" — „Sie sollen nicht allein bleiben . . . Ich komme . . . Gleich werde ich bei Ihnen sein."

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin.

Onkel und Tante Bantee. Roman von Georg Hirschfeld. Zweite Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066916766

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066916766

Digitized by Google

Digitized by Google